

B
9(4)18

v. Hopningen gen. Huene

Erinnerungen

aus dem

Baltikum

1891 - 1920

L

v. Dorningen gen. Huene

Erinnerungen

aus dem

Baltikum

1891 - 1920

B
9(L)18

L

v. Hopningen gen. Huene

Erinnerungen

aus dem

Baltikum,

1891 - 1920

Latv. PSR Valsts biblioteka

82-33.648a

~~XXXXXXXXXX~~

N

P

1891 - 1950

VORWORT

Die Familiengeschichte und mehr noch die Lebensweise unserer Vorfahren im Baltikum haben mich schon immer sehr interessiert. Da mein Vater schon früh - als ich fünf Jahre alt war - gefallen ist, konnte er mir nichts von seiner Kindheit dort erzählen. Wieviel weniger können sich unsere Kinder das damalige Leben auf den Gütern und in den Städten in Estland und Lettland vorstellen.

Deshalb waren wir alle sehr interessiert, als wir die "Jungenderinnerungen aus dem Baltikum" von Tante Annemarie nach ihrem Tod stückweise aufgefunden. Um diese Erinnerungen allen zugänglich zu machen, ließ ich sie neu schreiben, vervielfältigte sie und versah sie mit einigen typischen Skizzen von ihr. Das große Echo in der Familie, das nicht zuletzt auf die humorvolle und eigenwillige Erzählweise von Tante Annemarie zurückzuführen war, vor allem aber das dabei entstandene Gefühl, daß es da noch viel uns Fremdes gab, was uns vielleicht bald unwiederbringlich verloren ist, veranlaßte uns, ihren zweitjüngsten Bruder, Onkel Rudi in Pasadena/USA, zu bitten, uns mehr aus dieser Zeit und vor allem von meinem Vater zu berichten.

Gleich die ersten mündlichen "Kostproben" zeigten, daß wir da auf eine reiche Quelle gestoßen waren. Wir hatten so eine reiche Erinnerung und eine derartige Erzählkunst nicht erwartet. Onkel Rudi ließ sich von unserer Begeisterung anstecken und begann mit seinen "Erinnerungen an Erlebtes mit meinem Bruder Bernhard". Trotz seiner enormen Arbeitsbelastung und seinem hohen Alter nutzte er jede freie Stunde, sei es bei unserem gemeinsamen Urlaub bei meiner Kusine Eva in Maine/USA, bei uns in Europa oder auf einer Schiffsreise nach Alaska und schrieb und schrieb Ich glaube, dafür gebührt ihm der Dank der ganzen Familie und auch der zukünftigen Generation.

Hier in Braunschweig suchte ich indessen alte Fotos zusammen, um das Ganze noch lebendiger zu machen. Trotz Onkel Rudis Bitten kürzte und verbesserte ich den Text nur unwesentlich, da ich befürchtete, daß uns vielleicht etwas von den Einzelheiten oder der Atmosphäre, die aus Onkel Rudis typischer Ausdrucksweise entstand, verlorengehen könnte.

Schließlich nahm ich noch das erschütternde Tagebuch meiner Großeltern aus der Verschleppungszeit hinein, um das Geschichtsbild abzurunden.

So entstand ein dickes, mit vielen Korrekturen versehenes, zum Teil ausgebleichenes Manuskript in zum größten Teil altertümlicher Handschrift. Herzlich gedankt sei an dieser Stelle meiner "Kusine" Dorthé Huhse, die das Ganze ins Reine geschrieben hat.

Braunschweig, im April 1979

Jürgen von Hoyningen-Huene





DIE DEUTSCHEN OSTSEEPROVINZEN

1. KAPITEL

JUGENDERINNERUNGEN AUS DEM BALTIKUM

GESCHRIEBEN VON

ANNEMARIE VON HOYNINGEN - HUENE

1968

1. KAPITEL

JUGENDBEWEGUNGEN AUS DEM BALTICUM

BESCHRIEBEN VON

ANNEHARTE VON HOYNTZEN - IRENE

1968



Lelle
Gutshaus

Geboren bin ich in Lelle als Älteste von 9 Kindern. Lelle war rund 50 qkm groß und bestand hauptsächlich aus sumpfigem Wald und Hochmoor. Erst hatte mein Vater die andere Hälfte von Lelle, Eidaperre für seinen Vater, Gutsbesitzer auf Nawwast/Kr.Fellin bewirtschaftet. Nach dem Tode meines Großvaters, Theodor Hermann, losten seine drei Söhne, Ernst, Barthold und Oskar, um die Güter Nawwast, Eidaperre und Lelle. Mein Vater erhielt Lelle, das größte aber schlechteste der Güter. Er heiratete seine Cousine, Margarethe Edle von Rennenkampff und baute ein Haus um, wie er einmal sagte, den Mut aufzubringen, in Lelle zu bleiben. Barthold erhielt Nawwast, das kleinste aber am besten kultivierte der Güter, und Oskar, der Jüngste, Eidaperre mit Glasfabrik. Er kaufte Jerwakant hinzu, wo er dann lebte. Mein Großvater kaufte das noch ungeteilte Gut Lelle 1876 und beauftragte meinen Vater nach Beendigung seines juristischen Studiums in Dorpat mit der Bewirtschaftung dieses Gutes. Mein Vater baute sich ein Wohnhaus im walddreichen Eidaperre. Als er am ersten Morgen nach dem Einzug ins neue Haus aus dem Fenster schaute, standen da zwei Elche, die sich diese neu errichtete Behausung zu betrachten schienen. Es gab in diesem Landstrich von sumpfigen Wäldern und Hochmooren viele Elche, und mein Vater hat an mancher Jagd auf sie teilgenommen. Er erzählte uns von einem sehr klugen, uralten Elch, auf den nie ein Schütze zu Schuß kam. Mein Vater hat es selbst erlebt, wie dieser Elch, der auf die Schützenkette zu gedrückt wurde, kehrt machte, die Treiber überrannte und verschwand. Der Treiber brüllte : 'Ssa

kurrad, ssa kurrad', aber der Teufel half ihnen nicht. Mit Elchen gab es überhaupt merkwürdige Geschichten. So wird vom früheren Besitzer von Jerwakant erzählt, daß er einen Elch geschossen habe, der hinfiel, worauf sich Baron T. triumphierend auf ihn setzte, der Elch aber aufsprang und mit ihm auf dem Rücken davonlief; warf ihn aber bald ab.

In Lelle vergrößerte sich rasch unsere Kinderschar. Wir waren bereits 5 Geschwister, 3 Mädchen und 2 Jungen, als eine Scharlachepedemie ausbrach. Es war dem Kindermädchen streng verboten worden, ihre Verwandten unten im Knechtshaus zu besuchen, deren Kinder Scharlach hatten. Sie behauptete: 'Ansteckung gibt es nicht'; besuchte heimlich diese Verwandten und nahm das scharlachkranke Kind auf den Schoß. Davon wurde das kleine noch nicht ein Jahr alte Schwesterchen und ein fast 3jähriger Bruder angesteckt und starben. Dadurch entstand eine größere Lücke und ein Altersunterschied zu den nachfolgenden Geschwistern, Hermann, Karl, Rudi und Bernhard. Es hieß daher immer: 'Wir Drei und die Kleinen!'

Groß war die Freude von Mama, als sie mit Hermann wieder ein kleines Kind hatte. Dann kam Karl, der sehr zart war. 1902 erkrankte Mama an einem verklemmten Gallenstein und mußte zur Operation nach Reval über 70 Werst im Pferdewagen. Unser treuer Diener Jahn sagte, als sie abfuhr: 'Unsere Baronin sehen wir nicht mehr'. Aber Dr. Greiffenhagen war ein sehr guter und geschickter Chirurg. Nicht nur Mama wurde wieder völlig gesund, auch Rudi, der schon unterwegs war, kam im darauf folgenden Februar gesund zur Welt. Daß



Familienbild aus Lelle

Dora

Annemarie

Papa

Hermann

Theodor

Rodi

Karl

Mama

er so viele gute Rennenkampff'sche Eigenschaften habe, behauptet Mama, sei dem zu verdanken, daß Tante Mariechen ihren sehnlichen Wunsch erfüllte und zur Mitpflge nach Reväl kam. Tante Anna blieb unterdessen bei uns in Lelle.

Mein Großvater, Carl Edler von Rennenkampff, ein Bruder des Besitzers von Schloß Wesenberg und der Wackschen Tanten Cecile und Pauline, war General und hat den Russisch-Türkischen Krieg mitgemacht. Nachdem er seinen Abschied genommen hatte, kaufte er das Gut Ligum im Schaulenschen Kreise in Litauen. Er war verheiratet mit Mary Schepeler, einer Patriziertochter aus Riga und hatte 3 Töchter: Anna, Marie und Margarethe, die alle in Mitau, Kurland, geboren sind.

Ligum war ein schönes Gut, ich kann mich noch ein wenig daran erinnern: das langgestreckte, geräumige Holzhaus und dahinter an den Garten grenzend, der Teich mit den vielen Enten und Hechten. Daß letztere die Entenküken fraßen, indem sie sie an den Pfoten zu sich hinunterzogen, machte mir als Kind einen tiefen Eindruck. Bis zum Tode meiner Großmutter 1895 fuhren die Eltern mit uns Kindern immer wieder hin. Mit Pferden fuhren wir bis Pernau, dann mit dem kleinen Dampfer, auf dem wir immer seekrank wurden, nach Riga. Von dort mit der Eisenbahn bis Schaulen, von wo aus wir mit der Ligumschen Kalesche und Pferden abgeholt wurden, um einige Wochen dort zu bleiben.

Meine Großmutter, von ihrer Tochter Marie gepflegt, starb in Wiesbaden an Brustkrebs. Als russische Untertanin wurde sie auf dem orthodoxen Friedhof begraben, obgleich sie lutherisch war.

Darauf verbrachte mein Großvater die meisten Winter mit seinen Töchtern Anna und Marie in Gries bei Bozen, wo er auch gestorben und begraben ist. Betreut wurde er von seinem litauischen Diener Joseph.

Tante Anna war kränklich, ihre Schwester Marie pflegte und betreute sie. Den Sommer verbrachten sie sie noch in Ligum, dann verkauften sie es, blieben an verschiedenen Orten in Südtirol und Italien. 1919 als wir nach Oberammergau gezogen waren, kamen sie zu uns. Als wir die gemietete Villa wegen des bevorstehenden Passionsspiels 1922 räumen mußten, zogen sie nach Bad Aibling, wo Tante Marie zum Katholizismus konvertierte und ihre Schwester auch dazu brachte. Nach dem Tode von Tante Anna kam Tante Marie ganz zu uns, wo sie nach Papas Tode wieder Mama ganz für sich hatte.

Lelle, Beschreibung des Gutshofes und seiner Gebäude

Das Gutshaus wurde von meinem Vater auf dem Hügelzug mit gelben Klinkern gebaut 1887-1888, wie er sagte, um Mut zu haben, in Lelle zu bleiben. Nach der Heirat und so lange das Haus noch im Rohbau war, wohnten die Eltern im Holzhaus am Teich, das später Aufseher- und Gärtnerwohnung wurde. Das neue Haus war sehr geräumig und wurde nach und nach ausgebaut. Als Kinder bewegten ich und meine Geschwister uns fast nur laufend darin.

Alle Wirtschaftsgebäude waren weiträumig und lagen ziemlich entfernt voneinander. Im Norden des Hauses lag der uneingegrenzte Park mit hauptsächlich verschiedenen Fichtengruppen, auch Laubbäumen wie Spitzahorn, Birke, Esche, Ruster und Vogelbeeren (Baltisch Pielbeeren genannt); Gruppen von sibirischen Lärchen pflanzte mein Vater auf verschiedene kiesige Stellen. Der Park ging unmittelbar ins Hochmoor, das sich bis zum Horizont der estländischen Grenze ausdehnte, wo es ebenfalls von Moränenhügeln eingefasst wurde.

Nach Westen war das nächste Gebäude, die Kleete, wo Getreide, Kartoffeln und sonstige größere Wirtschaftsvorräte aufbewahrt wurden. Dort gab es viel Ratten, die wir drei Größeren, als wir damit umgehen durften, mit der Vorderladepistole eines Vorfahren zu erschießen versuchten, aber keine erwischt haben.

Eine Spitzahornallee führte unterhalb der Kleete, weiter zur Landstraße, links davon der Gartenzaun, der trotz seiner Ausdehnung eine dichte Flieder-

hecke hatte. Nicht weit von der Kleete lag innerhalb des Gartens das Treibhaus, Kalt- und Warmhaus. Weiter unten, rechts des Weges, kam die Darre, wo das Getreide, das einen zur Aufbewahrung zu großen Feuchtigkeitsgehalt hatte, getrocknet wurde. Noch ein Stück weiter am Wege kam dann die große neue Dreschscheune. Ich kann mich noch an die alte erinnern, in der das Getreide auf dem festgestampften Lehmboden mit Flegeln gedroschen wurde und die mit Spreu gemischten Körner in große von der Decke herabhängende Siebe geschaufelt wurde und vom Wind, der durch die weit offenen Scheunentore blies, die schweren Körner von den leichteren und der Spreu getrennt wurden und in entsprechende Säcke gefüllt wurde. Es gab in der Darre eine handbetriebene Maschine, die dann das Korn noch feiner sortierte. Wir Kinder haben oft an dieser Maschine gedreht. Es war uns gestattet, uns an jeder Arbeit zu beteiligen, solange wir sie nicht behinderten.

Lelle II

Die Ostseite des Gutshauses war auch von vielen Ahornen bestanden. Am nächsten zum Haus und einen Abschluß zum Park bildend war der Hof von einer großen offenen Holzlege begrenzt, in der die großen Scheite an Fichten- und Birkenholz aufgestapelt waren, mit denen Küche, Backofen und Zimmer geheizt wurden. Gleich daneben kam der Eiskeller, in dem die Kälber, Rinder etc. ruhten, bis sie verzehrt waren, was in dem großen Haushalt ziemlich rasch

ging. Dort wurden auch die Fässer mit gesalzener Butter zum Kochen und die frische Tafelbutter aufbewahrt und was sonst noch Kälte brauchte. Das nächste angrenzende Gebäude war die Waschküche mit Hühner- und Schweinestall. Die Tiere hatte die Leuteköchin zu versorgen. Im jungen Haushalt der Eltern tat das eine 14jährige Estin, Leno, und weil sie die Tiere so liebevoll pflegte, wurde sie später die Wärterin der jüngeren Geschwister, die sie gleichfalls mit Liebe und Sorgfalt betreute.

Von den gemästeten Schweinen wurden im Laufe des Jahres mehrere geschlachtet, aber immer zwei vor Weihnachten. Das Küchenmädchen hatte die Aufgabe, das herausfließende Blut sofort zu verquirlen, damit es nicht stockte. Es wurden daraus Palten und Grützwürste gemacht. Nachdem die Schweine abgeborstet und ausgeweidet waren, wurden sie zum Zerlegen in die Küche gebracht. Ich bekam mit der Zeit eine große Fertigkeit im Zerlegen nicht nur von Schweinen sondern auch von Schafen, Kälbern und ganzen Rindern. Die großen Stücke wurden zuerst abgetrennt, die gesalzen und geräuchert werden sollten. Sie wurden gleich mit Salz und ein wenig Salpeter eingerieben, richtige Tiefenmassage, und kamen dann in Bottiche mit Salzlake für etliche Wochen. Danach hingen sie wiederum wochenlang im kalten Rauch. Einige Schornsteine waren ausgebaut, um dieses zu ermöglichen. Das Übrige wurde eingeteilt in: frisch zu verwertendes Fleisch, Speckseiten, die wie die Schinken behandelt wurden, und Fleisch zu Würsten und Sülze. In einer abseitigen Ecke des Eiskellers stand ein Bottich, in den alles zum Essen

unbrauchbare Fett gesammelt wurde. Wenn genug davon vorhanden war, wurde im Kramladen sog. Seifenstein (Soda ??) gekauft und dieses Fett mit einer entsprechenden Menge Aschenlauge im Waschküchenkessel zu Seife verkocht.

Die Wurstzubereitung machte uns Kindern Freude, wir durften am Fleischwolf drehen und beim Einfüllen in die gesäuberten Därme helfen. Das Einfüllen wurde noch ganz primitiv mit Trichter und Stock gemacht.

Hinter dem Hühnerauslauf stand, den Hof abschließend der Kutschferdestall mit Kutscherwohnung und Wagenremiese. Nicht weit davon auf hohen Pfosten die Glocke, die zum Arbeitsanfang, zur Mittagspause und zum Feierabend läutete.

Lelle III

Auf dem Hügel hinter dem Stall hatte man neben dem Wäldchen, der zum Park gehörte, eine gute Aussicht über den nordöstlichen Teil des Moores und konnte in der Ferne auch den Rauch des Schmalspurbahnleins sehen, das von Reval kommend nach Fellin zu herankuchte. Die Lok wurde mit Birkenholz geheizt und ging dementsprechend schnell. Wenn jemand von der 4 km entfernten Station abzuholen war, spannte der Kutscher erst die geschirrten Pferde vor Wagen oder Schlitten und erreichte immer noch rechtzeitig die Station. Er ersparte damit den Pferden ein langes Stehen in Wind und Kälte.



Karl
Hermann

Aurelie

Dora

Der Holzverkauf an die Bahn war eine der besten Einnahmequellen von Lelle. Die sehr großen Entwässerungen und Meliorationen kosteten sehr viel und machten sich anfangs nicht sehr bezahlt.

Vordem diese Schmalspurbahn gebaut wurde - das Jahr weiß ich nicht mehr - kann mich aber an die feierliche Ankunft des ersten Zuges erinnern, als wir zu dessen Empfang mit den Eltern an der Station standen, war auch die Verbindung nach Reval nur mit Pferdegefährt möglich. 1 - 2 Mal im Jahr fuhren die Eltern in die Stadt, die Großmutter zu besuchen und Einkäufe zu machen. Zu diesen Einkäufen bedurften sie eines ganzen Trecks von Einspännern, die die eingekauften Vorräte an Kolonialwaren, Zuckersäcken, Zuckerhüten, feinem weißen Mehl, Salz usw. heimbrachten. Von Lelle nach Reval waren es etwas über 70 Werst, ca 100 km.

Im Fahrstall standen zuletzt Aurelie, eine falbfarbige Ponystute, die uns Kindern zur Verfügung stand. Auf ihr lernten wir reiten ohne Sattel, und da sie sehr bockig war, war es nicht leicht, auf ihrem Rücken zu bleiben. Wir lernten aber dabei festen Schenkelschluß. Sie diente uns aber noch mehr zum Fahren. Mein Vater hatte einen leichten finnischen Zweiradwagen für sie gekauft, und auch ein eigener kleiner Schlitten war da, vor den wir sie spannen konnten und in der näheren Umgebung herumfahren, was wir auch viel getan haben. Die Kutschpferde waren ein Viererzug von Rappen, die sich auch einzeln oder paarweise fahren ließen und deren eines mir als Reitpferd diente. Zwei hoch-

beinige Rot- bzw. Grauschimmel waren da und ein Hengst aus dem Landgestüt Torgel, der zum Decken der Bauernstuten diene und immer wieder ausgewechselt wurde. In Torgel wurden Vollblutengländer und Hunter gezogen. Mit den einheimischen Pferden gekreuzt, ergab es ein sehr brauchbares Halbblut. In jedem Herbst wurden die Fohlen dieser Hengste zur Körung vorgeführt. Von meinem Vater und anderen Sachverständigen begutachtet, erhielten die besten davon einen Brand (Kleeblatt) auf die Hinterhand. Verschiedene wurden auch von meinem Vater gekauft, bei uns aufgezogen und dienten zur Ergänzung des Kutsch- und Arbeitspferdebestandes.

Lelle IV

Außer dem Pferdestall, wo uns unser Kutscher Jürri, ein guter Pferdepfleger, über die Pflege der Pferde sowie das Ein- und Ausspannen belehrte, und wo wir uns sehr gerne aufhielten, war der große Viehstall uns ein beliebter Aufenthaltsort. An die 80 oder 90 Milchkühe standen da, an lange Futtertische gekettet. Viele Kälber hüpfen in ihren Boxen und mit Respekt blickten wir zu den großen Bullen. Wir hatten schwarz-weißes Fleckvieh, das viel Milch gab, und wir durften beim Messen der Milch helfen, aber auch von der frisch gemolkenen Milch aus dem Eimer trinken. Mehr als der ganze eine Flügel der im Viereck gebauten Stallungen beherbergte unsere Rinder. Dann kam der Stallraum für die Kühe, Schweine und Schafe der Knechtsfamilien, der Schafstall, der

nächste Flügel die Arbeitspferde 32 oder 40 an der Zahl. Jeder Knecht hatte 2 Pferde, ein Paar, mit dem er arbeitete und für das er verantwortlich war; gefüttert wurden sie aber einheitlich vom Stallmeister. Rechts und links vom Tor war auf der einen Seite die große Fuderwaage, auf der anderen der Raum für die Ackerwagen, Schlitten und etliches Ackergerät. Wir kannten die Ackergäule alle mit ihren Namen. Wir durften, wenn sie nicht zur Arbeit mußten, uns diesen oder jenen zum Reiten holen. Wir fingen sie in der Koppel und ritten sie ohne Zaum und Sattel in den Kutschstall, wo wir sie dann sattelten. Es waren unter diesen Halbblütern ganz annehmbare Reitgäule.

Etwas abseits und für sich gelegen war noch die Schmiede, wo die Hufeisen gemacht und die Pferde beschlagen wurden; aber auch die Radreifen und was es sonst noch an Eisernem gab, entstand dort. Es war lustig, dem alten Schmied zuzusehen, und er erlaubte uns auch zuweilen, den Blasebalg an der Esse zu betätigen. Auch in der Wagnerei waren wir Zuschauer, lernten aber auch den Umgang mit Säge und Hobel.

So bekamen wir schon früh einen Begriff über verschiedene Arbeiten. Im Garten und Feld durften und sollten wir mitarbeiten, ohne den Arbeitenden im Wege zu stehen; darauf sah mein Vater sehr streng, aber auch darauf, daß wir unsere Sache richtig machten, denn er sagte: 'Wie wollt ihr später beurteilen was einer kann und soll, wenn ihr es nicht selbst richtig könnt.' Soweit die Praxis.

Für unsere geistige Bildung hatten wir französische Gouvernanten und Hauslehrer. Sanft sind wir mit den Pariserinnen nicht umgegangen. Wurde uns das gesittete Spaziergehen und französisch parlieren zu dumm, sprangen wir über einen der breiten Entwässerungsgräben, ließen die Mademoiselle schreien und amüsierten uns auf unsere Art. Da gab es Kreuzottern, die man töten konnte und als Beute am Schwanz tragend oder über einem Stecken hängend der entsetzten Mutter vor die Füße legte.

Lelle V

Unser Hauslehrer hatte unser naturgeschichtliches Interesse geweckt. Um ein Schlangengerippe zu bekommen, haben wir viele Kreuzottern auf den großen Ameisenhaufen im Park geworfen oder angebunden, aber auch letztere verschwanden spurlos. Dafür sahen wir einmal im Frühjahr, wie eine Kreuzotter aus ihrer Haut kroch. Wir streiften durch den Park, als sich eine Kreuzotter vor unseren Füßen immer mehr in die Länge zog. Sauber stahlfarben war sie am Kopfende und hinterließ uns schließlich ihre stumpffarbene, hornige Haut im Gras.

Aber auch an der Jagd auf Hasen und Hühnerwild hatten wir unseren Anteil. Mit 12 Jahren bekam Theodor ein Gewehr und lernte bei unserem alten Waldaufseher (Buschwächter) schießen und die Grundgesetze der Jagd. Der alte Jahn aus Taggamurro war Wilderer gewesen, naturverbunden und ein hervorragender Tierkenner. Wir Mädchen durften mit und Vogelflug und Fährtenlesen kennen lernen; das Gewehr durfte aber nur der Junge

tragen; nur ins Ziel schießen durften wir auch, Flinten putzen und Schrotpatronen laden.

An Großwild gab es nur Elche (in Lelle wenige), Hirsche und Rehe überhaupt nicht. Im Winter ging es auf Hasenjagd mit den Hasenhunden (Bracken). Jahn hörte genau am Geläute, wie der Hase lief und stellte uns danach auf, und immer kam der Hase der Schützenkette entlang gelaufen, wurde aber nicht immer getroffen. Es gab bei uns zwei Hasenrassen, den kleineren Feldhasen und den großen Litauer, zuweilen auch Schneehasen.

Im Frühjahr kamen die Zugvögel, Kraniche, die bei uns im Moor nisteten, Gänse, viele Arten Enten, die sich auf dem 3 km entfernten See am Moorrand niederließen, Schnepfen und Bekasinen. Wir lernten sie im Fluge erkennen. Ringsherum balzten die Birkhähne, das gehörte zu den Frühlingslauten wie das Quaken der Frösche im nahen Teich, auch die Moorhühner konnten wir balzen hören (Schußverbot für sie in der Zeit). Nur der Auerhahn fehlte in Lelle, soll aber hinter Taggamurro an der nächsten Gutsgränze gebalzt haben.

Im Sommer wurden Moor- und Birkwild mit dem Hühnerhund gejagt. Mein Vater besaß eine sehr intelligente Gordonsetter-Hündin, Tapsi, sie war ein hervorragender Jagdhund. Einmal stöberte sie herum, als mein Vater an kein Wild glaubte und geruhsam auf einem Baumstumpf saß, kam Tapsi und ließ ihm keine Ruhe, bis er aufstand, ihr folgte und sie richtig eine Kette Birkwild hochbrachte. Mein Vater machte es sich zunutze und ließ auch später Tapsi suchen und melden. Im Sommer aßen wir viel Wildhühner mit saurer Rahmsoße und gezuckerten Johannisbeeren, dazu

frische Kartoffeln. Einmal kam ein Herr zu uns zu Besuch und ging mit Tapsi im Moor zum Jagen. Tapsi hob eine Henne. Im Gegensatz zum Birkwild führt der Hahn die Kette und die Henne sitzt abseits und erholt sich vom Brüten. Der Herr verfehlte sie, Tapsi sah ihn vorwurfsvoll an und hob als nächstes eine Kette; wieder pudelte der Herr und als sich das noch einmal wiederholte, ging Tapsi heim und war nicht zu bewegen, wieder mit diesem Herrn zu gehen.

Lelle VI

Tapsi war auch sehr wachsam. Einmal beklagte sich eine Frau, die wegen eines Anliegens meinen Vater sprechen wollte und in der Leuteküche auf ihn wartete, daß der Hund sie gebissen habe und forderte Schadenersatz. Es konnte ihr aber nachgewiesen werden, daß eines der Brotlaibe, die frisch aus dem Ofen dort lagen, nicht mehr an seinem Platz war und Tapsi sie deswegen angegriffen habe. Tapsi liebte aber auch weich zu schlafen, das Lager in der Küche war ihr nicht gut genug. Sie schlich sich nachts die Treppe hinauf, verstand die Türen zu öffnen und legte sich in eines der Gästebetten. Als das entdeckt wurde, verschloß man die Türen. Außer Tapsi besaßen wir noch Fox-Terrier. Besonders der eine davon, Trix, war ein vorzüglicher Rattenfänger. 20 km entfernt war eine alte Scheune abgerissen worden, in der Wanderratten gehaust hatten. Diese Bestien kamen nach Lelle. Sie durchgruben die

dicksten Mauern und nirgends war man vor ihnen sicher. Den Pferden bissen sie in die Schnauzen und fraßen ihnen den Hafer vor der Nase weg. Unser gemästetes Schwein haben sie bei lebendigem Leibe angefressen, so daß es geschlachtet werden mußte. Leno entdeckte eines Tages ein ganzes Rattennest mit Jungen in ihrem Strohsack. Trix wich nun nicht mehr aus dem Kinderzimmer, lag stundenlang vor den Rattenlöchern und hat manche erwischt. Das Küchenmädchen hörte einmal ein schrilles Rattengeschrei im Hühnerstall und als sie dem nachging, bot sich ihr ein sonderbarer Anblick. Eine Ratte lag auf dem Rücken, zwischen den Pfoten ein Ei und andere Ratten zogen sie am Schwanz wie einen Schlitten weg.

Ein Rattenfänger kam und verwendete ein Mittel, das die Ratten durstig machte; wenn sie dann Wasser tranken, starben sie. Etliche wurden auch mit dem Schloß gefangen. Das war eine ziemlich umfangreiche Falle. Ein appetitanregender Köder wurde am Ende des Einganges angebracht, an dem ein Spiegel befestigt war. Die Ratte glaubte eine Rivalin darin zu sehen und stürzte vor, hinter ihr klappte die Tür zu, was sie zur Flucht in die Höhe trieb, wo ein Kippbrett die Ratte in einen Eimer mit Wasser warf, wo sie ertrank. So gab es nie Geruch von Rattenblut, gegen das diese vorsichtigen Tiere sehr empfindlich sind. Ein Mechanismus öffnete beim Herabfallen der Ratte die Fallentür.

Außer Fleischvorräten wurden auch Gemüse und Früchte konserviert. Kleine Tonnen mit kurzen Freilandgurken, die in Dill, Eichen-Weichel und schwarze Johannisbeerblätter eingebettet wurden, standen beim Gärtner, der sie einzulegen hatte und ihre Gärung überwachte und mit Salzlake übergieß. Im Herbst wurden große Tonnen mit Sauerkraut eingemacht. Das feingehobelte Kraut schichtweise mit Salz bestreut, zuweilen Kümmel oder Wacholderbeeren darunter, wurde von Männern mit grossen Stampfern so lange Schicht für Schicht bearbeitet, bis der Kohlsaft hoch darüber stand, dann kamen Bretter und Steine darauf, auf denen immer Kohlbrühe stehen mußte.

Wurzelgemüse, wie Karotten usw. kamen in große Sandhaufen im Keller. Gemüse wie Erbsen und Bohnen kamen in die damals aufkommenden Weckgläser.

Lelle VII

Ungefähr als ich 14 Jahre alt war und wir einen sehr guten Koch hatten, mußte ich in den Sommerferien bei ihm richtiges Kochen und Backen lernen. Gab es mehr Gemüse und Früchte zu putzen, so machten sich Mama und wir Kinder daran, zuweilen auch die Gouvernanten. Das wurde dann nicht in der Küche getan sondern meist auf der Veranda. Außer den Gartenbeeren, Erd-, Stachel- und Johannisbeeren, gab es viel wilde Himbeeren, vor allem aber Strick- oder Preißelbeeren am Rand des Moores und auf dem Hochmoor die aromatische Schellbeere, die einer Einbeere gleich, etwa 20 cm hoch

wuchs, 2 große gegenständige Blätter und auf dünnem Stengel eine der Brombeere ähnliche weiße Blüte hatte und auch dieser gleich erst opake, dann durchsichtige gelbe Früchte hatte und nur einjährig war.

Dann auch in Mengen gab es die Moos- oder Kronsbeere, die gefroren auf dem Moor gepflückt wurde, entsaftet und in Flaschen gefüllt, Vitamin C-reich, ein im Winter und Sommer erfrischendes Getränk gab. Eine weitere Vitamin C-reiche Beere war die Vogel- oder Pielbeere, -gleichfalls herb und erst nach dem Frost brauchbar-gab sie eine schmackhafte Marmelade und wurde viel mit Spiritus angesetzt zu Likör verarbeitet. Diese Beeren brachten uns die Knechts- und Bauersfrauen, denen sie literweise bezahlt wurden. Honig wurde in einer eigens dafür gemachten Lindenholztonne in der Speisekammer aufbewahrt, das Wachs zum Streichen der Kuchehbleche benutzt.

Viel zu backen gab es immer vor Weihnachten und Ostern, da außer den Hausangestellten auch alle im Angestelltenverhältnis stehenden Personen einen ihrem Rang entsprechenden Anteil bekamen.

Anschließend an unsere Bescherung am Weihnachtsabend kam die der Hausangestellten und am Abend des 1. Feiertages die der auswärtigen, Kutscher, Gärtner, Buschwächter und Knechte mit ihren ganzen Familien. Die Eltern hatten schon frühzeitig Listen gemacht von jedem Einzelnen, auch der Kinder, deren Alter und Geschlecht. Danach wurden dann in der Stadt die Geschenke besorgt: Spielsachen für die Kleinen und Taschenmesser für die



Esten

größeren Buben, Kopftücher und Schürzen für die Frauen und den Männern außer einem Teller mit Pfefferkuchen und Konfekt etliche Silberrubel je nach Rang und Würden. Jede Familie wurde aufgerufen, Papa beschenkte die Männer, Mama die Frauen und wir durften den Kindern ihre Geschenke geben. Alles war unter dem großen, mit Kerzen hell leuchtenden Weihnachtsbaum im Saal aufgebaut.

Zu Ostern ging es nicht so feierlich zu. Tage vorher schon färbten wir die Eier, denn wir benötigten einen ganzen Waschkorb voll. 10 bis 20 Eier gab es für die Angestellten und ihre Familien, dazu Ostergebäck. Für uns blieben reichlich übrig zum Verstecken und Rollen. Nach Ostern lebten wir noch eine zeitlang von Harteierspeisen.

Lelle VIII

Über die Entlohnung unserer Angestellten möchte ich noch ein paar Worte sagen, die noch zum großen Teil aus Naturalien, Deputaten, bestand. Die Anstellung galt immer für ein Jahr und die Kündigung hatte ein halbes oder viertel Jahr vorher zu geschehen. Die Hausangestellten sowie Stall- und ledige Gartenbur-schen bekamen ihr tägliches Essen in der Leuteküche, eineinhalb Liter Milch gehörten dazu und pro Woche ein großes Laib Roggenbrot. Die verheirateten Gärtner, Kutscher usw. und die Knechtsfamilien durften sich eine Kuh halten oder bekamen eine bestimmte Menge Milch am Tag. Sie bekamen eine für die Familie ausreichende Menge Roggenmehl zum Brotbacken

und geschrotete Gerste zur Grütze, Kartoffelland, das ihnen im Frühjahr zugewiesen wurde, auch Flachsland, das mit Gutsperden und Ackergerät bestellt wurde. Ein Stück Gartenland bekam jede Knechtsfamilie nahe an ihrer Wohnung. Auch eine gewisse Summe Geld, die durch Tagelohn der Frauen und größeren Kinder verbessert werden konnte.

Die Köchin, der Diener und die Jungfer waren eine höhere Kategorie. Sie aßen in einem eigenen Zimmer und über ihre Gehaltsansprüche bin ich nicht im Bilde.

Als für uns eine erweiterte Schulbildung nötig wurde, kam ich nach Reval und Theodor nach Erras zu Kursels. Zar Alexander III war der erste, der sich weigerte, unsere für die drei Ostseeprovinzen gültigen Privilegien zu gewähren. Russisch wurde Unterrichtssprache in den Schulen. Wir versuchten durch private Unterrichtung dem zu entgegen und eine möglichst weite Bildung in deutscher Sprache zu erhalten.

In Erras, wohin Theodor kam, waren gute Lehrer für die 9 kurselschen Jungen, die keine Schwester hatten. Theodors Kameraden, Arthur und Harry, besuchten uns einmal in den Sommerferien in Lelle, es waren wilde Jungen. Wir schweiften mit ihnen durch Garten und Moor. Arthur neckte Dora, die mit dem Fuß stampfte, worauf ihr Unterrock herunterrutschte, zum großen Gaudium der Jungen. An einem Tage spielten wir mit ihnen Räuber und Gendarm zu Pferde. Kursells ritten nur auf unge-

sattelten Pferden. Die Reiterei ging auf einiger Entfernung in einen Wald, unter den Ästen preschend ging die Jagd quer durch denselben. An einem Felde, auf dem eine Frau arbeitete, stellte mich Harry. Mit unseren Haselgerten hieben wir aufeinander ein. Die Frau war empört: 'So etwas will ich vor meinem Felde nicht sehen!' 'Dann dreh' dich um', erwiderte Harry. Ich entwischte ihm unterdessen, aber im Walde fing er mich wieder, stieg von seinem Gaul, faßte mein Bein und hob es über den Pferdehals. Ich sprang zur Seite, auf sein ungesatteltes Pferd und verschwand. Friedlich kehrten wir dann alle miteinander heim.

Wenn wir bei unseren Ritten die Pferde abgejagt hatten, lockerten wir ihnen immer eine Strecke vor zuhause die Sattelgurte und führten sie am Zügel bis sie trocken waren und ritten dann zum Stall, wo wir dem Kutscher triumphierend zuriefen: 'Wir bringen die Pferde trocken heim,' der aber erwiderte: 'Lassen die Köpfe hängen'!!

Lelle IX

Auch ich lud meine Schulkameradinnen ein. Wir waren 12 Mädchen, die einen sog. Kreis bildeten und in einem Privathaus unseren Unterricht hatten. Die deutschen Lehrer und Lehrerinnen gingen so von Kreis zu Kreis und unterrichteten in ihren Fächern, Fransösisch und Englisch außerhalb des Kreises gesonderte Unterrichtsstunden.

Einmal besuchten mich einige der Kameradinnen im Winter. Wir machten Schlittenfahrten und liefen Ski. Damals gab es noch keine Skihosen für Mädchen. Unter den warmen Röcken trugen wir lange Unterhosen und an den Füßen Schaftstiefel, sog. Wasserstiefel. Skier mit Bindung kannten wir auch nicht, sondern hatten lange finnische Ski mit nur einer Zehenschlaufe. Schön war damit ein Langlauf über das Moor oder die Felder. Auch von unserer Hügelkette fuhren wir herunter, aber immer nur geradeaus. Von meinen Schulkameradinnen war eine, die bei diesen Abfahrten leicht hinfiel, zur Freude, besonders der Jungens, enthüllten sich dann ihre knallroten, wollenen Unaussprechlichen. Abends saßen wir dann am Kamin oder tanzten.

Als Theodor und ich fort waren, kam als Lehrerin für Dora ein Fräulein Katterfeld. Sie war kein pädagogisches Genie. Dora saß lieber im Sattel als auf der Schulbank. Eines Tages sperrte sie Fräulein Katterfeld ins Schulzimmer, sattelte ein Pferd und ritt spazieren. Als sie zurückkam, verhandelte sie mit der Eingeschlossenen, daß sie erst aufsperrn würde, wenn diese verspräche, nichts davon den Eltern zu sagen, und so geschah es auch.

Die Güter lagen weit auseinander, 20, 25, 30 km und mehr. Man besuchte sich gegenseitig und blieb dann meist zur Nacht. Von einer weiten Fahrt zu unseren Großtanten, Cecile und Pauline von Rennenkampff, in Wack kann ich mich erinnern. Die Fahrt dorthin im eigenen Wagen und Wechsel der Pferde ging über das Städtchen Weißenheim und dauerte den ganzen Tag.

Alle 25 bis 30 km wurden die Postpferde gewechselt, die oft schon müde von einer Fahrt heimkamen und nun wieder laufen mußten. Sie zockelten so dahin und uns Kindern wurde es im Wagen langweilig. Wir baten anzuhalten und unter dem Vorwand in den Büschen verschwinden zu müssen, von diesen lange Ruten pflückten, mit denen wir auf die müden Pferde hauen wollten, was uns aber verboten wurde und wir die Ruten wegwerfen mußten. Aber auch der längste Tag nimmt einmal ein Ende. Von den alten Tanten freundlich begrüßt, durften wir nun einige Zeit in Wack bleiben. Tante Cecile war eine kluge energische alte Dame, ihre Schwester Pauline taub aber freundlich. Die Außenwirtschaft führte ein angeheirateter Neffe von Dehn, der die Schwester von Reinhold von Wetters Mutter zur Frau hatte. Einen großen Eindruck machte uns ein Turm, der nicht weit vom Gutshaus stand und einmal zu einem dortigen Nonnenkloster gehört haben soll. Von dort, hieß es, führe ein unterirdischer Gang zum Mönchskloster Ass und darin seien Nonnen, die sich etwas zu Schulden hatten kommen lassen, lebendig eingemauert worden.

Lelle X

Besonders zu Geburtstagen war es üblich, daß die Gutsnachbarn zusammenkamen und mit feierten. Als Kinder freuten wir uns immer darauf, denn dann gab es ein besonders gutes Essen. Unsere Nachbarn in Lelle waren : Onkel Oskar in Jerwakant. Er hatte aus erster Ehe eine Tochter, Mucki, ein wenig älter

als ich. Seine zweite Frau Sophie brachte zwei Jungen , Roman und Rosti Ungern in die Ehe mit und zusammen hatten sie noch drei Kinder, Helene, Max und Isabelle. Die zählten zu den Kleinen, gespielt haben wir nur mit den Ungerns und Mucki.

Sehr befreundet war mein Vater mit Leo Keyserling, dem Vater vom Philosophen Hermann Keyserling; aber mehr als diese beiden schätzte er Hermanns Großvater als einen Mann von außergewöhnlicher Bildung und Intelligenz. Keyserlings besaßen 2 Güter, Raiküll und Könno. Ich war im selben Alter wie Leonie Keyserling, Hermanns jüngere Schwester, Nini genannt, und oft längere Zeit bei Keyserling's zu Besuch. Hermann schaute natürlich verächtlich auf uns kleine Mädchen herab, während Liesel uns herrliche Geschichten erzählte und Spiele arrangierte. Hermann besaß einen zahmen Raben, dem es das größte Vergnügen machte, mir die Schuhbänder aufzuziehen oder meine Schärpe, die dann ins Rutschen kam. Ich haßte ihn, meine besuchsmäßig ordentliche Kleidung brachte er so immer in unerwünschte Unordnung. Einen zahmen Kranich und etliche andere Vögel hatte er auch, aber die waren draußen im Garten und störten mich nicht. Leo Keyserling starb früh und seine Witwe mit den Kindern zog ins Ausland; so hörte dieser Verkehr auf. Es gab dann noch ein Ehepaar Girard de Soucanton, ohne Kinder und 2 ältere Damen, Fersen, mit ihrem Bruder. Das waren die nächsten Gutsnachbarn. Lelle gehörte zum Kirchspiel Fennern. Der Verkehr mit den Gutsbesitzern Dittmar hörte nach dem Tode Erich Dittmars ziemlich früh auf. In Fennern wohnte auch Pastor Hörschelmann, der uns ab und zu besuchte und eine estnische Andacht für unsere Angestellten hielt. Auch

der Arzt wohnte im 30 km entfernten Fennern und wurde wenn man ihn brauchte, mit Pferden und Wagen abgeholt und wieder heimgefahren. Zuweilen wurden auch Besuche ausgetauscht zwischen Onkel Barthold aus Nawwast, seiner amerikanischen Frau Nan und den Cousinen Halla und Betty. Onkel Barthold war kaiserlich russischer Stallmeister, Tante Nan, Amerikanerin. In Nawwast war es daher nicht so baltisch wie auf anderen Gütern, aber gute Pferde gab es da zum Reiten. Das letzte Mal waren wir dort 1905, kurz vor der Revolution, bei der unsere Gutshäuser in Brand gesteckt wurden. Im Frühjahr dieses Jahres war ich konfirmiert und mit der Schule fertig. Im Sommer wurde ich nach Karbal zu Taubes zu einer Reitpartie eingeladen. Hella Taube war meine Schulkameradin. Die Cousinen waren auch von der Partie, Engelhards, v. zur Mühlens. Am Tage wurde geritten, abends getanzt. Die ganze Gesellschaft kam auch nach Lelle geritten, wo ebenfalls fröhlich getanzt wurde. Im Herbst dieses Jahres kamen Dora und ich in eine englische Mädchenpension nach Paris und dort erhielten wir die Nachricht, daß Lelle niedergebrannt sei und ich habe es nie wieder gesehen.

Reval

Reval, estnisch Talinn, ist eine Gründung König Waldemars von Dänemark, dem auf einer Jagd dort ein Reh fiel.

Es war zu meiner Schulzeit die Stadt der Tanten. Viele Adelsfamilien besaßen auf dem Domberg große Häuser, in denen meist nicht mehr auf den Gütern tätige Familienmitglieder ihren Altersitz hatten und ein Absteigequartier, wenn sie zu Einkäufen oder während der Landtage zur Stadt kamen. Auch das Ritterhaus, in dem die Landtage stattfanden, wie das Schloß, das seit der Unterwerfung an Russland vom russischen Gouverneur bewohnt wurde, lagen im Umkreis der Domkirche. In letzterer hingen im Chor die Wappen vieler estländischer Adelsgeschlechter, auch das Huenesche Wappen, dessen silberne Ringe rot oxidierten, was kurz zur irrigen Auffassung führte, die Wappenfarben seien nicht schwarz und silber, sondern schwarz und gold. Im Seitenschiff hingen Kriegsfahnen, die in den verschiedenen Kriegen erbeutet worden waren.

Meine Großmutter (Vaters Mutter) wohnte auch am Domberg, im sog. Karls-Kirchenhaus, mit ihren unverheirateten Töchtern Anna, die unverheiratet blieb, und Marie, die Hermann von Freymann (Heimchen) auf Nurmis heiratete. Die alten Damen beschäftigten sich mit Handarbeiten und Kartenpartien, die reihum stattfanden.

Die Läden (heute würde man sagen 'Kaufzentrum') befanden sich im unteren Teil der Stadt, zum Hafen hin. Vom Dom-Berg führten die Lange und die Kurze Dom-Berg-Straße dorthin. Beim Langen Dom-Berg war unten ein Tor, in dem immer ein russischer Soldat Posten stand. Sehr beliebt war im Winter das Herunterrodeln dieser abschüssigen Straße. Es wurde erzählt, daß Tante Put'Put vorsichtig den langen Dom-Berg hinunter trippelte, ein Bub' in voller Fahrt hinunterrodelte und Tante Put'Put von hinten erfaßte und mit ihr durch's Tor raste. Vor Aufregung rief sie nicht, wie beabsichtigt 'Gorodowoi!' (Stadtwache) sondern Hurrah!

Auf dem alten Festungsgnaben unterhalb des Dom-Berges, dem sog. Patkulgraben, hatten die deutschen Schüler der Domschule im Winter ihre Schlittschuhbahn, zu deren Benutzung die Mädchen ihres Bekanntenkreises Einladungen für den ganzen Winter bekamen. Meine Schulkameradinnen und ich gehörten auch zu den Eingeladenen. Es war ein fröhliches Schlittschuhlaufen, und zum Schluß, wenn das Eis anfang müde zu werden, gab es ein Schlittschuh-Abschiedsfest mit Musikkapelle und Lampionbeleuchtung, wobei mehr ohne als mit Schlittschuhen auf dem Eis getanzt wurde. Im Schlittschuhanziehhäuschen wurden Tee und Punsch ausgeschenkt mit Gebäck.

Reval II

Mein Vater war mit seiner Familie nach Reval gezogen, als die Lage im Spätherbst 1905 auch in unserer Gegend bedrohlich zu werden anfang, weil revolutionäre Banden von Gut zu Gut zogen und die Gutshäuser anzündeten und ausraubten. Sie wohnten zuerst bei seiner Mutter im Karls-Kirchenhaus. Meine Großmutter hatte eine große geräumige Wohnung, in der ihre Kinder und Enkel Unterkommen fanden, wenn sie nach Reval kamen. Das Haus, es gehörte der estnischen Karlskirche jenseits des Befestigungsgrabens, lag auf der sanft abfallenden Seite des Dombergs ziemlich frei. Es hatte eine Glasveranda und einen recht großen Garten, der zur Pfarrwohnung gehörte. Hinter diesem sah man den runden Turm des 'Kiek in die Kök' und mehrere Kanonenkugeln aus dem Schwedenkrieg in seiner Mauer stecken hatte, was uns Kindern großen Eindruck machte. Von der anderen Seite des Hauses sah man auf den Dohlen- und Taubenumflatterten 'Langen Hermann' und einen Teil des Schlosses, in dem der russische Gouverneur wohnte, und davor, den Fenstern gerade gegenüber, den mit alten Bäumen bestandenen Schloßgarten. Eines Morgens, in der Dämmerung, erwachte meine Mutter von Schüssen in diesem Garten, sie ging ahnungslos ans Fenster und sah die Erschießung meuternder Matrosen, die eben blutropfend auf einen Wagen verladen wurden.

An dieser Gartenmauer vorbei zog auch Tag für Tag, vom Morgen bis zum Abend, ein in sein Schicksal ergebenes Pferd die Tonne mit Trinkwasser den Berg



Dora

Annemarie

Theodor

hinauf, wobei es an der Gartenecke eine kurze Atem-
 pause machte. Das Wasser in der Leitung kam vom obern
 See außerhalb Revals und war nur zum Waschen zu
 gebrauchen. Stieg man die Straße hinauf, so kam man
 an die von Russen erbaute Kathedrale, die mit ihren
 5 goldenen Zwiebeltürmen so ganz und gar nicht ins
 alte deutsche Stadtbild paßte.

Als die Jerwakantschen Verwandten zu Großmama kamen,
 wurde deren Wohnung zu klein und die Eltern mieteten
 eine Wohnung im Stenbockschen Haus, das in einer
 Linie mit dem 'Langen Hermann' als Ecke der Schloß-
 mauer lag. Einen sehr schönen Blick nach Westen hat-
 te man aus dem Fenster über die niedrige Vorstadt
 zum Meer. In diesem Haus wurde im Juni 1906 Bernhard
 geboren. Als die Wehen anfangen, sollte Hermann von
 Agrippina, der russischen Sprachlehrerin, zu Groß-
 mama geführt werden. Er protestierte: 'Ihr wollt
 mich nur weghaben, weil ihr tanzen wollt!' Am Abend
 deckte unser junger Diener Indrick - wie gewöhnlich -
 ein Gedeck für Mama. Als ihm gesagt wurde, die Baro-
 nin käme doch nicht zu Tisch, war er sehr erstaunt
 und meinte: 'Meine Mutter ist nach der Geburt der
 Kinder immer gleich in den Stall zum Melken gegangen'.

Reval III

Wir älteren Geschwister waren alle bei verschiedenen
 Bekannten auf dem Lande. Ich war auf einige Wochen in
 Tiesenhausen eingeladen. Maritza Tiesenhausen war
 meine Schulkameradin. Auch das Tiesenhausensche Guts-
 haus, Selli, war in der Revolution abgebrannt, und

sie hatten sich für den Sommer eine Villa an der Hapsalschen Bucht gemietet. Das Haus lag etwa 100 m davon ohne Nachbarn in einem Kiefernwald. Morgens lief ich im Nachthemd zur Bucht, löste das Boot von seiner Verankerung, zog das Hemd aus und ruderte, bis ich in tieferes Wasser kam. Ganz allmählich senkte sich der Grund bis zu der Stelle, wo er plötzlich tief abfiel. Schwimmen konnte ich nicht, weil ich in Lelle keine Gelegenheit hatte, es zu lernen. Olga, Maritzas Schwester, versuchte nun es mich zu lehren. Kein Mensch war in der Nähe, zuweilen in der Entfernung das eine oder andere Fischerboot, so konnte ich ungeniert baden und mich dann trocken rudern. Am Ufer zog ich mein Nachthemd wieder an und rannte ins Haus, um mich anzuziehen und zum Frühstück zu erscheinen. Mit Maritzas Bruder, Alexander, versuchten wir zu segeln, stellten einen Mast in das Ruderboot und befestigten ein Bettuch daran. Es wurde aber ein klägliches Segeln. Eines Tages gingen wir in Richtung auf Schloß Fall, das dem Fürsten Wolkonsky gehörte. Er war ein passionierter Segler und hatte am offenen Meer eine halbedeckte Yacht verankert. Als wir diese Stelle passierten, war der Fürst gerade dabei anzufahren und lud uns ein, in seine Yacht zu steigen, was wir gerne taten. Es war ein schönes angenehmes Fahren und von seiner Einladung uns mitzunehmen, wenn wir nachmittags 3 Uhr am Anlegeplatz wären, haben wir noch öfter Gebrauch gemacht. Wir lernten das Handhaben und die Namen der verschiedenen Segel und ruderten mit, wenn Flaute war. Eines Tages bei ruhiger See bot mir der Fürst, der rauchte, eine Zigarre an. Es muß doch alles mal probiert werden. Mit Theodor hatte ich schon Torf aus seiner Pfeife geraucht, weil wir keinen Tabak hatten, warum keine Zigarre ?, zu der ich überredet wurde. Ich rauchte, sie schmeckte, ohne daß mir schlecht wurde.

Riga

Noch im Herbst des Jahres 1906 zogen meine Eltern mit uns allen nach Riga. Wir wohnten dort in der Andreasstr. im Hause von meines Vaters Freund, einem Herrn von Strandmann. Weihnachten verbrachten wir bei der Schwester meines Vaters, Marie von Freymann, auf dem Gut Nurmis. Freymanns hatten keine Kinder. Wir genossen dort eine weitgehende Freiheit, durften auf die Jagd gehen, Schlittenfahrten machen und Ski laufen. Es gefiel uns dort sehr gut. Auch die Kleinen hatten dort ihr Vergnügen. Eines Abends erschien Rudi voller Ruß im Gesicht und an den Händen. Auf die Frage was er denn getan hätte, antwortete er, daß er hätte sehen wollen, ob man durch den Schornstein die Sterne sehen könnte. Darum sei er in den offenen Kamin des Wohnzimmers gekrochen.

Wieder in Riga legten sich Hermann und Karl Ende Januar oder Anfang Februar mit Masern ins Bett, bald darauf auch Rudi, auch Bernhard der ganz kleine bekam sie. Wir drei Großen waren sehr ungehalten darüber, da wir nun mit niemand mehr verkehren durften. Als Onkel Hermann Freymann, allgemein nur Heimchen genannt, uns in dieser Zeit besuchte, bestürmten wir ihn, uns nach Nurmis mitzunehmen, und der liebe Onkel tat es! Er telegraphierte seiner Frau, daß wir kämen, und so fuhren Theodor, Dora und ich mit ihm. Nach langer nächtlicher Schlittenfahrt erreichten wir Nurmis und hatten dort herrliche Tage bis erst Theodor, dann Dora und schließlich auch ich uns mit Masern ins Bett legten und die arme Tante Marie und pflegen mußte. Aber auch während dieser Krankheitszeit hörte die Gaudi nicht auf und es nützte Onkel Heimchen nichts, daß er, der große Wilhelm Busch-Verehrer, uns mit den Versen aus Max und Moritz oder der Frommen Helene belehrte, wie man sich zu Onkel und Tante zu benehmen habe.

In den schönen Tagen vor der Masernerkrankung sind wir auch Ski gefahren. Wir durften dazu die von Onkel und Tante benutzen. Onkel Heimchen besaß auch ein Skisegel, ein an zwei gekreuzten Bambusstangen befestigtes rechteckiges Leinentuch. An einem stürmischen Tag wollten wir es ausprobieren. Theodor kam als erster dran und wurde sofort seiner ganzen Länge nach hingeworfen. Erst mit Doras und meiner Hilfe konnte er sich wieder etwas aufrichten. Wir entfernten die Stangen. Kaum hatte er sich vom Tuch umgeben erhoben, als er vom Wind erfaßt wurde und dahin ging's. Dora und ich spreizten unsere Röcke, sie waren lang und breit, denn damals lief noch kein weibliches Wesen in Hosen, und folgte ihm. Es war eine herrliche sausende Fahrt über Felder, Wiesen und verschneite Gräben hinweg und schließlich noch eine kleine Anhöhe hinauf. 20 Minuten hatte sie gedauert und zwei einhalb Stunden brauchten wir, um den gleichen Weg zurückzulegen gegen den Sturm.

Das Gutshaus in Nurmis war ein langgestrecktes Gebäude. Am einen Ende war die Küche und am entgegengesetzten Onkel Heimchens Büro und Schreibstube, in der er sich sehr viel aufhielt. An das Fenster bei seinem Schreibtisch kam der Aufseher und besprach die Arbeiten mit ihm, dort fütterte er aber auch im Winter die Rebhühner, die mit einer ungeheuren Pünktlichkeit 3 mal am Tag erschienen, morgens um 8 Uhr, Punkt 12 Uhr und nachmittags um 4. Seine Uhr könne man danach stellen, mente der Onkel. An dem Gang der zu dieser Schreibstube führte, lagen die Gastzimmer, in denen wir untergebracht waren. Als wir die Masern hatten, durften wir nicht darüber hinaus; unser Hauptvergnügen war es daher dem Onkel aufzulauern, wenn er durch den Gang mußte. Eine Sache reizte uns besonders. Der Onkel trug wollene Socken, in die er die Enden seiner Hose steckte. Alle seine Socken hatten hinten ein gestricktes

Band, mit denen die ordnungsliebende Tante sie paarweise zur Wäsche zusammenband. Damit wollten wir gerne dem Onkel die Beine zusammenbinden. Viele und heftige Ringkämpfe hatten wir deswegen mit ihm, aber gelungen ist es uns nicht, obgleich wir 3 gegen einen waren.

Den ersten Sommer verbrachten wir am Rigaschen Strande. Die Dünen sind dort bis ans Meer mit Kiefern bestanden und in diesem Wald liegen die einzelnen Villen. Eine solche hatten auch wir gemietet. Das Badeleben hatte eine eigene Regelung. Der Vormittag hatte streng eingeteilte Herren- und Damenbadezeit. Die ersten Nachmittagsstunden waren für's allgemeine Spazierengehen, dann folgte eine Stunde Herrenbadezeit, in der alle Weiblichkeit vom Strande zu verschwinden hatte und darauf eine Stunde Damenbadezeit, in der sich kein Mann sehen lassen durfte. Gebadet wurde in einer Art leinernen Hemden, die sich kalt an den Körper legten, sobald man aus dem Wasser schaute. Bernhard wuchs und gedieh.

In Riga hatten wir in unserer Wohnung einen Saal mit schön gebohnertem Fußboden. Dort fanden für uns große Tanzgesellschaften statt, die Kleinen, Hermann, Karl und Rudi benutzten ihn für Turnübungen; Bernhard, kaum daß er stehen konnte, ahmte ihnen gerne nach und setzte sie in Erstaunen durch seine Gelenkigkeit. Statt wie früher eine Französin, war jetzt eine Russin, Fräulein Selewanovna, als Kinderfräulein im Hause. Alle Prüfungen in der Schule mußten in dieser Sprache gemacht werden; es war daher wichtig, das Russische zu beherrschen. Bernhards russische Sprachkenntnisse stammen noch aus dieser Zeit. Theodor, der kurz vor dem Abitur stand und das Russische nicht genügend beherrschte, um diese Prüfung an einer Baltischen Schule, in der streng und oft auch schikanös geprüft wurde, bestehen zu können, war in eine Schule nach Tambow geschickt worden. Dort lernte er seine Frau Olga kennen, die Tochter eines reichen Gutsbesitzers dieser Gegend.

Die nächsten Sommer verbrachten wir in Neubad, einem kleinen Badeort an der Ostküste der Rigaer Bucht. Er gehörte einer Frau von Pistolker. Sie hatte dort wie auch einige ihrer Verwandten und Bekannten ihre Villa und einen kleinen Dampfer, der regelmäßige Fahrten von dort nach Riga und zurück machte. Dieser Kahn schaukelte furchtbar, auch bei dem ruhigsten Wetter schlingerte er, wenn er an den Ausfluß der Düna ins Meer kam, und der Kapitän zählte schadenfreudig die "Leichen". Frau von Pistolker aber behauptete, Seekrankheit sei nur schlechte Erziehung. In Neubad hielten wir uns auch Pferde, es waren 2 leichte Fuchse, die Dora und ich ritten und mit denen wir an den Reitpartien der dort von den benachbarten Gütern zum Tanzen zusammengekommenen Jugend teilnahmen. Bernhard liebte damals schon die Pferde und das Reiten und ich hatte ihn öfter für kurze Ritte vor mir auf dem Sattel.

Auch Hühner hatten wir, mit denen sich Bernhard gerne unterhielt. Eines Tages hatten diese ein winzig kleines Ei gelegt. Bernhard erklärte in unsere Diskussion über dasselbe "Dies hat der Hahn gelegt!" Wir lachten, Bernhard verzog sich, kam wieder und sagte: "Ich habe den Hahn gefragt: Hahn, hast du das kleine Ei gelegt ? und der Hahn hat gesagt, "ja!"

Nachtigall

Mit dem Geld aus der Erbschaft eines Onkels an meine Mutter wurde das Gut Nachtigall im Wendenschen Kreise gekauft. Ein Wohnhaus hatte es nicht, es war in der Revolution 1905 abgebrannt. Roh und verwildert waren die Letten dieser Gegend die auch den Kirchspielpastor in Nitau ermordeten. Wir freuten uns aber trotzdem sehr, wieder aufs Land zu kommen, die Stadt war und blieb uns etwas Fremdes. Den ersten Sommer

1910 wohnten wir im Knechtshaus, während am Wohnhaus, das dritte, das mein Vater für sich erbaute, gebaut wurde. Im Knechtshaus wimmelte es von Ratten; diese huschten des Nachts über uns hinweg und es konnte einem wirklich das Gruseln lehren, wenn sie einem vom Kopf bis zu den Füßen am Körper entlangliefen. Wir hatten dort auch eine zahme Elster, Hans Huckebein, ein aus dem Nest gefallenes junges Tier, das ebenso voll dummer Streiche war wie der Rabe bei Wilhelm Busch. Eines Morgens hatte es sich in unser Schlafzimmer geschlichen, voller Neugierde alles untersucht und den Zahnbürsten, auf die es eine Wut bekam, die Borsten ausgezogen. Die gedruckten Zeilen in einem Buch hielt dies Hänschen für Würmer. Mit seitlich aufs Buch gelegtem Schnabel versuchte es sie zu fangen, und da das nicht ging, wurde wütend aufs Buch gehackt und dann nochmals die Würmer einzufangen versucht. Er stahl aber wirklich wie eine Elster und als das des Guten zu viel wurde, kam er eines Tages in einen zugedeckten Korb und wir trugen ihn weit in den Wald. Dort gaben wir ihm die Freiheit. In Nachtigall bekamen die Jungen eine Lehrerin, Fräulein Schwanfeld, die vor dem sie zu uns kam, Hauslehrerin bei Sokolowskys in Jürgensburg gewesen war. Mit dieser Familie war sie sehr befreundet und als dieselbe in Verlegenheit war um eine Lehrerin, wurde mit Soklowskys die Vereinbarung getroffen, daß Fräulein Schwanfeld mit Karl, Rudi und Bernhard nach Jürgensburg übersiedeln sollte um dort alle Kinder zu unterrichten. Bernhard war damals noch kein richtiger Schüler und sollte während der Unterrichtszeit der anderen mit der jüngsten Sokolowsky, Maria, Minni genannt, die etwas jünger als er selbst war, spielen. Bernhard besaß damals einen zärtlich von ihm geliebten Stoffaffen, Peter, von dem er unzer-

trennlich war. Mit Minni, dem kleinen Mädchen spielen, paßte ihm nicht, er ging hinaus und auf Frau von Sokolowskys Frage erklärte er: "Peter möchte nicht mit Minni spielen!" Mit der Zeit lebte er sich aber mit den Sokolowskyschen Mädels ein und in Wenden, wohin Sokolowskys und wir während des Weltkrieges geflüchtet waren, verband ihn eine große Freundschaft mit Elsbeth, der Vorjüngsten, die er damals zu heiraten beabsichtigte.

In den Sommerferien kehrten die Jungens nach Nachtigall zurück und im Herbst bekamen sie eine junge Lehrerin aus Wenden, Fräulein Kiseritzky.

Nachtigall war ein kleineres Gut, rund 7 Quadratkilometer groß, landschaftlich reizvoll mit Hügeln und mehreren Seen. Der hübscheste davon lag halb im Wald beim Bauerngehöft Meschak. Der Boden war fruchtbar, auf den Hügelkuppen war er Lehm und Ton, in den Niederungen moorig. Der Wald hatte gute hochstämmige Fichten und Birkenbestände, auch etwas Kiefern nach dem einen Ende zu und ein Hochmoor. Das Wohnhaus, im Villenstil erbaut, lag auf einem Hügel und hatte eine angenehme Aussicht nach allen Seiten. Die Wirtschaftsgebäude lagen etwas entfernt davon und zwischen ihnen am Abhang des Hügels wurde der Gemüsegarten angelegt. Auch hier hatte mein Vater mit Entwässerungen und Meliorierungen angefangen. Die schwarze moorige Erde aus den Gräben der Niederung ließ er auf die Lehmkuppen fahren und unterpflügen. Das verbesserte den Boden sichtbar und die Erträge dieser Ackerstücke wurden besser. Eine eigene Ziegelei und eine Wassermühle besaß Nachtigall auch.

Zwischen Ziegelei und Mühle war ein Bach zu einem ansehnlichen Weiher gestaut. Fische gab es auch darin und die Jungen unterhielten sich gerne mit dem Angeln. Eines Tages wollte kein Fisch an Rudis Angel anbeißen, er dachte, daß es vielleicht am anderen Ufer erfolgreicher sein würde, zog sich

kurz entschlossen aus, um hinüber zu schwimmen, denn der Umweg über die Brücke war ihm zu lang und zu umständlich. Die Angel band er sich auf den Rücken und die Würmer nahm er, weil er sie sonst nirgends sicher unterzubringen wußte, in den Mund, wobei ihm einer die Kehle herunterrutschte. Das veranlaßte ihn später in der Schule zu der Wette, er würde für eine Tafel Schokolade einen Regenwurm herunter-schlucken. Die Wette hat er gewonnen.

Die größeren Brüder gingen gern auf die Jagd, besonders Hasel- und Birkhühner, im Frühjahr Schnepfen. Dora und ich begleiteten sie meist dabei auch mit Gewehren bewaffnet, der vielen Wilderer wegen, die sich nicht gescheut hätten, einen niederzukuallen. 1918 war es Dora und mir, als wir in Nachtigall allein waren, von großem Nutzen, daß die umliegenden Letten wußten, daß wir schießen konnten; diese feigen Leute scheuten sich, uns direkt anzugreifen. Da es mit dieser hinterhältigen, aufgehetzten Bevölkerung kein angenehmes Zusammenarbeiten war, siedelte mein Vater einige deutsche Kolonisten aus der Ukraine in Nachtigall an. Diese Kolonisten - es waren zwei miteinander verschwägte wolgadeutsche Familien, Batzke und Meiers - kamen aus der Gegend von Kiew. Sie staunten über die Steine und Hügel, die ihnen völlig fremd waren.

Dora hatte von unserem Gutsnachbarn, einem Herrn von Blankenhagen, einen jungen stichelhaarigen Terrier, Tikko, geschenkt bekommen. Dies Tier war Doras ganzprivates Eigentum und furchtbar eifersüchtig auf sie. Er fuhr jeden an, der Dora zu berühren wagte. Dora und Hermann machten sich einen Spaß daraus, ihn in Wut zu bringen, indem sie einander heftig umarmten.

Wir lebten auf den baltischen Gütern von dem, was das Gut produzierte. So wurde das selbstgebaute Getreide in der eigenen Mühle gemahlen. In Estland war das meist Roggen, das grob gemahlen ein dem Vollkornbrot ähnliches Brot gab. Gemüse und Obst lieferte der eigene Garten und im Sommer und Herbst gab es ein reges Einmachen. Milch gab es reichlich von den eigenen Kühen, auch sie wurde im Hause weiterverarbeitet. Für die Fleischversorgung wurde nach Bedarf geschlachtet. Ein Teil des Fleisches wurde verwurstet, eingepökelt und geräuchert. Einen Metzger hatten wir nicht. Ein Knecht stach das Tier ab. Aufgabe der Küchenmädchen war es, das Blut aufzufangen und zu quirlen. Meist zerlegte ich das Tier, das war anatomisch interessant. Gekauft wurde nur das feine weiße Mehl und die Kolonialwaren, die wir uns in größeren Mengen ein oder zweimal im Jahr aus der Stadt kommen ließen.

Die Löhnung der Knechte bestand im Baltikum zum größten Teil in "Deputat", d.h. einer ausgemachten Menge im Lauf des Jahres zu beziehender Gerstengrütze, Roggenmehl, Kartoffeln und Saatgut. Die Frauen und größeren Kinder verdienten sich noch einiges Geld im Tagelohn. Besonders im Frühjahr und Sommer gab es im Garten und auf dem Felde verschiedene Arbeiten, die zusätzliche Kräfte erforderten und im Tagelohn bezahlt wurden. Auch wir Kinder verdienten unser Geld auf diese Weise.

Im Herbst vor dem Weltkrieg schickte uns Onkel Barthold, meines Vaters Bruder, der russischer kaiserlicher Stallmeister war, das Reitpferdchen des Zarewitsch, der es seiner Krankheit wegen nicht mehr besteigen durfte. Es hieß Golubuschka, Täubchen, und war ein sehr kleines, gut gewachsenes und sehr intelligentes Steppenpony. Im Winter hatte es einen dichten Pelz von 4 bis 5 cm langen Haaren,

im Sommer ein kurzes glattes Fell von fahlem Braun mit einem dunklen, fast schwarzen Streifen vom Mähnenansatz am Kopf über den ganzen Rücken bis in den Schweif. Es war sehr zahm und lief einem nach wie ein Hundchen, besonders wenn man Zucker, Schokolade oder sonst was Süßes in der Tasche hatte. Es war gewöhnt, neben einem großen Pferd herzulaufen und hielt mit jedem auch in schneller Gangart Schritt. Golubuschka wurde Bernhards Reitpferd, es weigerte sich nie, ihn aufsitzen zu lassen und trug ihn geduldig und artig. Jeden Erwachsenen aber warf es ab, es hatte einen unglaublich kräftigen Rücken und verstand so zu bokken, daß keiner oben bleiben konnte. Wir machten uns einen Spaß daraus, unseren Besuch darauf reiten zu lassen und freuten uns; dies war besonders bei einem von sich sehr eingenommenen Jüngling aus Riga der Fall, als er seiner gnazen Länge nach vor Golubuschka lag.

Bernhard begleitete uns nun öfter auf seinen Ritten. Besonders zum 8 Werst entfernten Nitau mußten wir fast täglich. Dort war das zuständige Postamt, von dem die Postsachen abgeholt werden mußten, denn Briefträger gab es nicht.

Den Sommer 1913 verbrachte auch Theodor in Nachtigall mit Olga und dem kleinen Jura. Er studierte damals Recht in Moskau und dort besuchte ich sie im Herbst.

Den ersten Kriegswinter verlebten wir noch in Nachtigall. Wir hatten in einem Nebengebäude ein paar Räume hergerichtet für 3 bis 4 Leichtverwundete, die ich pflegte. Dora, die im Rigaer Diakonissenhaus die Krankenpflege erlernt hatte, war anderwärts gleichfalls mit der Pflege von Verwundeten beschäftigt. Alle Russen hatten aber ein tiefes Mißtrauen gegen die Loyalität der deutschen Balten, was in oft sehr grotesker Art zum Ausdruck kam. Viele wurden schon damals in die Gefangenschaft nach Sibirien geschickt.

Wenden

Als die Russen aber zurückgeworfen wurden und die Deutschen immer näher rückten, war ein Verbleiben auf den Gütern, die nun von russischem Militär besetzt wurden, nicht mehr ratsam. Wir zogen daher 1915 im Herbst wie viele andere Gutsbesitzerfamilien auch in die kleine Stadt Wenden. Russische Truppen kamen auch dort hin, und durch das von ihnen verseuchte Leitungswasser erkrankten sehr viele an der roten Ruhr. Unser Karlchen starb daran und es hätte wenig gefehlt und wir hätten auch meine Mutter verloren.

Immer wieder trat der Nationalhaß gegen uns Deutsche zu Tage. Eines Tages im Herbst des dritten Kriegsjahres, entstand ein Brand in einem größeren Hause der inneren Stadt Wenden, das hauptsächlich von deutschen Familien bewohnt war. Von allen Seiten kamen die Leute herbeigelaufen, Deutsche und Letten; als diese aber festgestellt hatten, bei wem es brenne, äußerten sie laut und gehässig: Es sind Deutsche, bei denen es brennt, da mag es brennen. Keinen Finger rührten sie um zu helfen, standen nur schadenfroh in Haufen herum. Die aus den Schülern der 4 km entfernten Landesschule Birkenruh gebildete Feuerwehr löschte allein den ziemlich großen Brand, wozu sie zwei Tage brauchten, da immer wieder Feuer in den Fehlböden entstand. Das Wasser ging aus, als es ans Löschen des Dachstuhles ging. Ich weiß nicht mehr, war es Mangel oder waren die Schläuche nicht lang genug. Kurz, das Feuer drohte einen gefährlichen Umfang anzunehmen, wenn nicht Wasser herbeigeschafft wurde. Da haben wir dann alle mitgeholfen, Dora ich und alle Mädels und Frauen aus unserem Bekanntenkreise, die wir erreichen konnten. Wir schleppten stundenlang das Wasser aus dem ziemlich weit entfernten Brunnen, bis die unmittelbare Gefahr behoben war und nur noch die Brandwache zurückblieb.

Die Wohnung, die wir hatten, war sehr klein. Bernhard und Rudi waren während der Krankheitszeit bei Fräulein Kise-ritzky untergebracht. Wir zogen um die Weihnachtszeit in eine geräumigere Wohnung in der Heermeisterstraße. Dort hatten Bernhard und Rudi ein Zimmer, das auf ein flaches sonniges Dach hinausging. Eines Morgens erfreuten sich die Vorübergehenden eines eigenen Anblickes: auf diesem Dache sprangen zwei unbedeckte Jungen herum und ließen zwei große braun-weiße Vorstehhunde, die mit ihren Nachthemden bedeckt waren, Männchen machen. Diese Hunde hatten wir im ersten Kriegsjahr von einem Gutsnachbarn geschenkt bekommen, als sie 6 Wochen alt waren. Einen ausgewachsenen selten intelligenten kurzhaarigen Foxterrier hatte mir Onkel Heimchen fast um die gleiche Zeit geschenkt, der wurde zum Erzieher der jungen ungeschickten Jagdhunde, die sich Mühe gaben, alle seine Fertigkeiten, wie Männchen machen usw. nachzumachen. Das war ein sehr belustigender Anblick. Von Ratzchen, dem Foxterrier, haben wir uns während der ganzen Kriegszeit nicht getrennt. Bei all unseren Ausflügen war er dabei, fuhr mit uns mit dem Floß auf der Livl. Aa, die um Wenden einen Bogen machte, und wäre dabei beinahe ertrunken, denn er wollte lieber schwimmen als auf dem Floß stille sitzen. Er zog im Winter den Rodel den Berg hinauf und saß dann beim Heruntersausen mit hochmütigem Gesicht und flatternden Ohren vorne. Fahren war seine Leidenschaft. Er wurde von den russischen Soldaten für einen Offiziershund gehalten, weil er jeden unordentlich angezogenen Soldaten anfuhr. Kein fremder Hund und wenn er noch so groß war, durfte uns anklaffen, er nahm es mit jedem auf, Furcht kannte er nicht. Da Ratzchen immer nur bei uns sein wollte und sich bei fremden Menschen sehr unglücklich fühlte, ließ ich ihn erschießen, als wir Nachtigall 1918 verließen, um dann nach Deutschland überzusiedeln, wohin ich ihn nicht mitnehmen konnte. Golubuschka, die wir noch

den ersten Sommer in Wenden, als wir im Forsthaus Lenzenhof wohnten, bei uns hatten, ging dann als sie wieder in Nachtigall war, verloren. Ans Mitlaufen mit großen Pferden gewöhnt, schloß sie sich einmal einem durchziehenden Trupp an und wir sahen und hörten nie wieder etwas von ihr. Wechsellvoll, wie es schon mein Vater in seinen Erinnerungen geschildert hat, war unser Leben in Wenden.



Tante Annemarie

2. KAPITEL

ERINNERUNGEN AN ERLEBTES MIT MEINEM BRUDER BERNHARD

GESCHRIEBEN VON

RUDI VON HOYNINGEN - HUENE

1976 - 1978

REVAL

Obgleich es ein wichtiges Ereignis in der Familie war, daß Bernhard in Reval zur Welt kam, machte es auf mich keinen Eindruck. Selbst solche welterschütternden Ereignisse wie die Revolution 1905 und der Russisch-Japanische Krieg konnten mich nicht von meinem Schmerz über die Trennung von meiner geliebten Kinderfrau (Wärterin) Lenu ablenken. Ich soll, als Bernhard geboren wurde, noch immer nach Lenu gefragt und geweint haben, obgleich die Trennung schon etwas über ein halbes Jahr zurücklag.

Ich soll - der Anfang des Satzes zeigt es an, daß dies nicht meine Erinnerung ist, sondern auf der Erzählung beruht. Wieviele unserer Erinnerungen kommen auf diese Weise zustande? Obgleich mein Schmerz so groß war, konnte ich mich nicht an das Gesicht der geliebten Lenu erinnern. Als ich sie 1918 in Lelle besuchte, hätte ich sie nicht erkannt; sie erkannte mich. Was mir als Erinnerung vorkam, stammte von einem alten Bild, das Lenu und mich im Park von Lelle zeigt. So bestehen Erinnerungen aus verschiedenen Brocken, die nicht unbedingt Selbsterlebtes sind und an deren Wahrheit man glaubt, weil niemand sie widerlegt hat. Was sind aber meine höchst eigenen Erinnerungen an Lelle? Da war das mächtig große Tor zur Wagenremise, und das gewaltige Bauwerk - die Freitreppe vor dem Lelleschen Wohnhaus. Bis ich anfang zur Schule zu gehen, habe ich wahrscheinlich diese frühen Eindrücke nicht erwähnt, sonst hätte man mich eines Besseren belehrt. Aber als ich zur Schule kam, renommierte ich, daß das Tor an der Remise so hoch war, wie die Halle des Rigaschen Bahnhofs, und daß im Vergleich zur Freitreppe in Lelle die Stufen, die zur Kathedrale in Riga führten wie nichts aussahen. Ich war von der Wahrheit dieser Angaben völlig überzeugt, bis ich 1918 bei meinem Besuch in Lelle die Wirklichkeit sah und sehr tief enttäuscht über das gewöhnliche Maß dieser Bauwerke war. An der Enttäuschung aber merkte ich, daß dies wirkliche Erinnerungen waren. So setzten



Lenu

sich Erinnerungen aus oft belanglosen Fetzen, die in mysteriöser Weise im Gehirn bleiben, aus Erzählungen und Bildern zusammen. Wenn ich deshalb über meine Erinnerungen schreibe, so erwartet nicht einen verbürgten Tatsachenbericht, der jeder Nachforschung standhält, sondern Bilder, die sich auf verschiedene Weise geformt haben, die sich mit Fantasie und Träumen erweitert haben und die jetzt unter der Überschrift stehen "Ja, damals".

Also Bernhard war geboren und ich war 4 Jahre alt. Ich soll gefragt haben: "was schreit so?" und mir soll geantwortet sein "das ist eine Katze". Heutzutage unerklärlich, warum nicht die Wahrheit gesagt wurde. Das war aber eine echte Erinnerung - mir war der Geruch der Windeln unangenehm. Ich habe daran gedacht, bis unser ältester, Roland, zur Welt kam. Das war 1929 - 23 Jahre später, und es kam mir in den Sinn, "wird es jetzt so riechen, wie es in Reval gerochen hat?" Dank Waschmaschine war meine Befürchtung grundlos.

Hätten wohl meine Geschwister mir vernünftigeren Auskunft über Bernhard gegeben als die Dienstboten? Aber wo waren sie? Dora und Annemarie waren in Paris, Theodor höchstwahrscheinlich in Riga an der neu eröffneten Albert-Schule. Ich erinnere mich, daß Papa davon sprach, daß Theodor das Examen bestanden habe und in die Schule aufgenommen worden ist. Karl, dessen Gesundheit sehr empfindlich war, war bei Tante Anna und Marie in Bozen. Hermann soll in Reval gewesen sein. Da war aber anscheinend kein Kontakt zwischen uns. Der Altersunterschied war zu groß. Als ich 3 Jahre alt war, war er 10, also 3 Mal so alt wie ich. Das ist ein grosser Unterschied. Als sich mit der Zeit dieser Unterschied verringerte, kamen wir uns näher. Mit mir und Bernhard war es ebenso. Als wir nach Riga umzogen, war ich 5 und Bernhard 1 Jahr alt; also war ich damals 5 Mal so alt wie er und wir hatten wenig Interesse aneinander. Doch als der Unterschied sich im Verhältnis 1 zu 2 verringerte, fingen wir an, miteinander zu spielen. Heute rechnen wir, daß Dora, Hermann und ich fast gleichaltrig sind - wir gehören derselben Generation an.

Zu der Zeit war ich also ganz der Obhut und Pflege der Gouvernante Selevanovna überlassen. Sie war es, mit der ich spazieren ging. Da war in unserer Nähe ein Garten, den wir öfter besuchten. Da war der Dom und das Ritterschaftshaus, da waren Besuche bei Tante Anna auf dem kurzen Domberg, und ging man weiter von da herunter, so kam man weiter durch ein Tor in die alte Innenstadt. Nahe dem Tor war die Endstation der von einem Pferd gezogenen Straßenbahn. Ich begriff vollständig den technischen Vorteil, wenn nach Ankunft das Pferd abgehakt und auf der entgegengesetzten Seite eingehakt wurde - man brauchte dann nicht den Wagen umzudrehen. Im allgemeinen sind mir die Eindrücke von Reval schleierhaft. Am deutlichsten sehe ich die Aussicht, die sich uns aus dem Fenster unserer Wohnung bot, hoch über der Innenstadt auf dem Domberg, weit hinten das Meer und der Hafen mit Schiffen, im Vordergrund die Häuserviertel und dahinter die Fabriken mit dem Industriegebiet mit qualmenden Schornsteinen. Ich wollte so gerne in die Gegend, die so interessant aussah, aber es hieß, "da ist es schmutzig".

Voll bewußt ist mir die Umsiedlung nach Riga. Wann die stattgefunden hat ist mir nicht klar. Als ich jetzt versuchte, eine Zeittafel¹⁾ aufzusetzen, um wenigstens die Ereignisse in die richtigen Jahre setzen zu können, war ich erstaunt, wieviel sich in einer kurzen Periode ereignet hat - wie konnte all das hineinpassen? Dann wurde mir aber klar, daß damals die Jahre sehr viel länger waren. Es dauerte doch immer eine Ewigkeit von einem Weihnachten zum andern. Ja, es war die Zeit von Pferd und Wagen und die Zeit fuhr sicherlich in einer Fuhrmanns-Droschke! Nicht so wie heute, wo die Zeit fliegt! Kaum hat man die Einkommensteuer für ein Jahr ausgerechnet, so muß man schon ans nächste denken. Ja, in den langen Jahren von damals, da konnte schon viel passieren.

Es war auch eine lange Fahrt nach Riga. Als wir im Dunkel in Taps in den Zug von Petersburg umsteigen mußten, erinnere ich mich wie Mama besorgt war, daß niemand verloren ging. In unserem Abteil stand Bernhards Körbchen. Da waren Papa und Mama

1)
s. Anhang S. II-

und Fräulein Selewanovna, vermutlich auch Hermann. Wahrscheinlich fuhren wir durch die Nacht. Mir ist bewußt, daß Mama mir in Dorpat erzählte, daß dies die Studentenstadt sei. Ich wunderte mich, wenn ich aus dem Fenster schaute, daß die Telefonmasten immer nach hinten liefen und versuchte nach allen Kräften am Türrahmen zu schieben, um den Zug schneller laufen zu machen. Wer mir die Nutzlosigkeit dieses Vorhabens klarmachte, weiß ich nicht, aber die Erklärung war so gut, daß ich es verstand und mich immer daran erinnerte. Dann kamen wir nach Walk, wo mir erklärt wurde, daß auf der Seite, von der wir kamen, ästnisch unter den Leuten gesprochen wurde und daß auf der Seite vor uns die Sprache lettisch ist. In Segebold sollte Mittag gegessen werden und zwar am Buffet im Wartesaal. So ging ich an der Hand von Fräulein Selewanovna zum Mittagessen. Als wir am Wartesaal dritter Klasse vorbeikamen, sagte sie mir "da gehen wir nicht hin, da sind nur Letten und da stinkt es". Sie war Russin und hatte nichts für Letten übrig. Im Wartesaal 2ter Klasse sah es interessant aus. Aber es hieß "hier gehörst Du nicht hin, hier ist es schmutzig, wir gehen zur 1sten Klasse". Dies war meine Einführung ins Klassensystem.

Solch eine Einstellung, wie sie die Bemerkungen der Gouvernante zeigen, würden uns heute als lieblos, unsozial, ja empörend anmuten. Kaum jemand in damaliger Zeit hätte sie als solche empfunden. Sie waren im Zeitgeist gesprochen. Es war noch nicht lange her, daß Bismark in Deutschland das Sozialistengesetz erließ, das mit polizeilicher Gewalt sozialistische Bestrebungen unterdrückte. Nur wenige sahen, wie kurzsichtig diese Gesetze waren und welche Gefahren sie heraufbeschworen. Man empfand vielmehr die Forderungen der Arbeiterschaft in den Städten als anmaßend und einen Vorwurf unsozial zu sein, hätte man mit Empörung zurückgewiesen. Der deutsche Adel nahm seine Pflichten als Wehrstand gegenüber der Landesbevölkerung - dem Nährstand sehr ernst. Nicht mehr wie einst als Vasallen des Kreuzritterordens sondern gegen Versklavung durch Rußland. Der Baltische Adel fühlte sich als der Träger und Vorposten westlicher Kultur im Osten. Es war unter der Verwaltung des Baltischen Adels, daß

ein Schulsystem nach deutschem Muster im Lande eingeführt , aber in der Schule in lettischer oder estnischer Sprache unterrichtet wurde, um es den Kindern leichter zu machen. Polizeisystem und Verwaltung folgten jeder Neuerung, die im Westen aufkam. Das Verhältnis zur Bevölkerung war ein freundliches, wohlwollendes, patriarchalisches wie überall in Europa zu der Zeit. So war es, solange die Privilegien, die Peter der Große uns bei der Unterwerfung gegeben hatte, in Kraft waren. Dann aber kam Ende des vorigen Jahrhunderts der Störenfried - die russische Verwaltung unter dem Einfluß des Panslawismus, die aus den deutschen Ostseeprovinzen mit allen Mitteln und Gewalt ein Stück Rußland machen wollten. Alexander III. verweigerte uns die Privilegien, das russische Schulsystem wurde eingeführt mit russischen Lehrern, das unsere verboten. In den Schulen wurde gegen die deutsche Oberschicht agitiert. Unsere Verwaltung und Polizei wurde durch russische ersetzt, die Agitatoren und Verbrecher gegen uns in Schutz nahmen. Der in Europa erwachende Sozialismus der Arbeiterschaft wurde ausgenutzt, um gegen uns zu hetzen. Am schlimmsten wurde gegen die Kirche gemeutert. Mit Macht sollte die griechisch-orthodoxe Kirche mit ihren russischen Popen bei uns eingeführt werden. Es wurden überall russische Kirchen gebaut, obgleich es keine Gemeinden gab. Der Bevölkerung wurden große Versprechungen von Land und Gut gemacht, wenn sie zur russischen Kirche übertraten. Die Versprechungen wurden nie eingehalten und die Schuld dafür dem baltischen Adel in die Schuhe geschoben. Doch viele Letten und Esten wurden durch die Versprechungen verführt. Wenn sie dann in Gewissensnot gerieten und dann zum Pastor gingen, wenn sie ihre Kinder taufen oder konfirmieren lassen wollten, dann wurde der Pastor angeschuldigt. Wenn ein Pastor jemanden, der zur russischen Kirche übergetreten war, traute oder beerdigte oder nur das Abendmahl reichete, so genügte das, ihn nach Sibirien zu verschicken, und die Gemeinde blieb ohne Seelsorger. Viele unserer Pastoren haben ihre christliche Pflicht für höher gehalten als die Drohung der Staatsgewalt und sind nach Sibirien verschickt worden!)

+) Es gibt ein Buch über die Märtyrer der Neuzeit in Baltischen Landen. Leider weiß ich weder Titel noch Verfasser.

So wurde die Bevölkerung für die Revolution von 1905 reif gemacht.

Daß es zur Revolution kam, kam den Russen ungelegen und sie mußten sich an die zarentreuen baltischen Deutschen wenden. Als Belohnung für unsere Treue gab uns die Regierung einige unserer Rechte wieder. Zu der Zeit in Riga kämpfte der Landtag mit dem Landmarschall als Vertreter beim Zaren um die Erlaubnis, einige der deutschen Schulen wieder in Gang zu bringen. Aber es war für uns Balten eine große Enttäuschung, daß die Bevölkerung sich zum Pöbel hielt. Hatten sie nicht begriffen, daß die Russen sie als Nation vernichten und zu Russen machen wollte, während wir durch Übersetzung der Bibel, des Gesangbuchs und der Schulbücher ihre nationale Eigenart und Sprache respektierten? War es schon vergessen, daß der baltische Adel in den Ostseeprovinzen, 100 Jahre vor dem es in Rußland geschah, die Leibeigenschaft der Bauern abschaffte. Nicht unter Druck von außen sondern aus freiem Willen in der Erkenntnis der Ungerechtigkeit dieser Einrichtung und dem Beispiel Westeuropas folgend? Hatten wir nicht wie gute Eltern die ihrer Kinder Wohl im Herzen haben, sie geführt und über sie gewacht? Die Enttäuschung für uns war tief und überaus schmerzlich und entmutigend. Aus dieser Stimmung erklären sich die Bemerkungen der Gouvernante und die allgemeine Einstellung.

Nun liegt für mich diese Zeit 3/4 Jahrhundert zurück. Im Licht heutiger Probleme, sehe ich gerade in meiner letzten Frage über unser Verhältnis von Eltern zu unseren Leuten den Grund für die tragischen Ereignisse. Grundsätzlich kann man einen Zögling - ob Kind oder Volk - nicht zur Selbständigkeit erziehen und ihnen dann Selbständigkeit verweigern. Mir scheint, dies war bei uns geschehen. Und heute sehe ich den Grund für die Probleme der dritten Welt, besonders Afrika, in ähnlichem Licht. Die Völker haben einen Geschmack für Selbständigkeit erhalten, halten sich für mündig und schreien nach Freiheit, und dahinter steht wieder der Böse, der mit Waffenlieferungen, Agitation, Versprechungen und Propaganda die Menschen nicht zur Ruhe

bringt, sondern auf ihre Versklavung unter seiner Macht hinarbeitet. Ich sehe ähnliche Gründe in der Negerfrage in Amerika und wieder steht der Böse mit Propaganda und Versprechungen dahinter, um aus der Unruhe seinen Vorteil zu ziehen. Ich sehe in den Problemen der heutigen Eltern mit ihren Kindern ab 15 Jahren dasselbe Problem - Kinder, die für Selbständigkeit erzogen sind, sich für reif und mündig halten im Konflikt mit den Eltern, die ihr Bestes erstreben und versuchen, sie vor Gefahren und Fehlern zu schützen. Steht auch hier der Böse dahinter? Oh, hätten wir bloß den Instinkt der Tiere, die zu wissen scheinen, wann es Zeit ist, ihre Jungen sich selbst zu überlassen, ohne mit ihnen in Konflikt zu geraten.

Wie weit bin ich von meinem Thema abgeschweift. Von all diesem begriff ich damals nichts weiter, als daß es eine dritte Klasse gibt, die man meiden muß, weil dort Letten sind und eine zweite Klasse, wo ich nicht hingehöre, weil es schmutzig ist und jetzt waren wir auf dem Wege zum Wartesaal erster Klasse, und da gab es etwas Gutes. Da gab es die über das ganze Land bekannten Segewaldschen "Komm - morgen - wieder". Dies ist ein dünner Pfannkuchen, an dessen Teig mit Eiern nicht gespart wird, mit einer Füllung von Hackfleisch mit Zwiebeln und Gewürz gebraten und mit saurer Sahne abgeschmeckt - fein säuberlich in den Pfannkuchen eingepackt und noch einmal etwas im Ofen gebraten und heiß serviert. Noch heute ist es bei uns ein Festtag, wenn es komm - morgen - wieder mit Erbsen und Karotten gibt. Aber nun läutet auf dem Bahnhof die erste Glocke. Man nimmt noch den letzten Bissen. Die zweite Glocke! Man ist auf dem Weg zum Zug. Die dritte Glocke! Man ist in seinem Abteil und der Zug fährt weiter nach Riga.

RIGA - Andreasstr. 3 Quartier 6

Fragte mich damals jemand in Riga nach meinem Namen, so bekam er prompt zur Antwort "Rudi von Huene, Andreasstr.3 Quartier 6. Das war mir von Fräulein Selewowna eingepaukt, als Sicherheitsmaßnahme, Sollte ich verloren gehen, dann würde man wissen, wo man mich abzuliefern hätte. Erst als ich zur Schule ging,merkte ich am Lachen der Mitschüler und am Schmunzeln der Lehrerin,daß die Adresse nicht ein Teil des Namens sei.

Wie sah es aber Andreasstr. 3,Quartier 6, aus? Es war ein 5stöckiges gelbes Mietshaus. An der Vordertür klingelte man und dann kam der Portier mit blauer Schirmmütze mit gelbem Band und schloß die Tür auf. Die Eltern hatten ihren eigenen Schlüssel, aber wir Kinder mit der Gouvernante mußten klingeln.Der Portier lebte im Kellergeschoß. Man war immer freundlich zu ihm und sagte danke, aber seine Wohnung konnten wir nur heimlich besuchen.Ich ging gerne dahin, wenn sich nur eine Möglichkeit bot, denn dort war ein Kanarienvogel, der mich faszinierte.Von der Haustür ging die Treppe mit Betonstufen hinauf. Ich bewunderte immer diese regelmäßig geformten Stufen,denn in Reval wurden Treppen nur aus dem am Ort gefundenen Kalkstein gemacht,sie waren oft uneben und rauh. Die Treppe hatte ein hochpoliertes hölzernes Geländer, auf dem man, wenn niemand aufpaßte, herunter rutschen konnte. Zuerst auf dem Bauch, aber später, wie Hermann und Karl seitwärts sitzend wie im Damensattel.

Quartier 6 bestand eigentlich aus Quartier 6 und 8. Papa hatte für seine große Familie 2 Wohnungen miteinander verbunden. Eine eiserne Wendetreppe führte von der unteren Wohnung in die obere und auch hier konnte man auf dem Treppengeländer herunterrutschen. Jedem Zimmer unten entsprach ein Zimmer oben. So waren unten gleich an der Eintrittshalle eine Tür zum Saal mit gebohnertem Parkettboden und Möbeln, denen man nur zu Festtagen und Gesellschaften die schützenden Bezüge abnahm. Oben war über dem Saal das Schlafzimmer der Eltern. Unten zu beiden Seiten des Saales waren die Schreibzimmer der Eltern. In Papas stand prominent der große Schreibtisch, dahinter der Tisch mit dem Kopierapparat ein Gerät, das mich sehr interessierte,aber dessen Funktion ich

nicht ergründen konnte, rundherum Regale mit Büchern und Akten, entlang einer Wand der türkische Diwan, auf dem wir zu toben liebten und Kissenschlachten hatten, wenn Papa nicht zuhause war und dann eine Lesecke mit Stühlen und einem runden Tisch. In dieser Ecke stand auch die englische Uhr, die eine schöne Glocke hatte, die die Stunden angab, und sogar Datum und den Stand der Gestirne anzeigte. Das entsprechende Zimmer oben war Annemarie's und Doras' Schlafzimmer. Wir haben uns selten dahin verirrt. Gegenüber Papas Schreibzimmer an der anderen Seite vom Saal war Mamas Schreibzimmer. Wenn Mama dort in ihrem Sessel saß, konnten wir auf ihrem Schoß sitzen und sie erzählte uns biblische Geschichten, Märchen oder Ereignisse aus ihrem Leben. Dabei las sie sehr viel, besonders Kant, sodaß das Wort "Kathogorischer Imperativ" uns bekannt in den Ohren klang. Aber bis heute weiß ich noch nicht recht, was das Wort bedeutet. Auf dem Fußboden war ein wunderschöner Teppich mit einem großen Muster, auf dem Bernhard und ich gerne spielten. In unserer Phantasie fuhren wir in dem Muster Straßen, auf denen wir unsere kleinen Spielzeug Fahrzeuge fahren ließen. Auf diesem Teppich fing Bernhard an zu kriechen und später seine ersten Schritte zu machen. Da war es meine Aufgabe aufzupassen, daß er sich nicht irgendwo anstieß.

Das entsprechende Zimmer oben war Papas Ankleidezimmer, in dem der Diener Indrick herrschte. Er hatte Papas Kleider in Ordnung zu halten und half beim Anziehen. Dies war ein Zimmer, was wir Kinder selten betreten. Gleich daneben war Bernhards Kinderzimmer, in dem auch seine Wärterin schlief. Das dem entsprechende Zimmer unten war das Rauchzimmer. Da zogen sich die Herren nach dem Essen zurück, um ihre Zigarren zu rauchen. Wir Kinder hatten wenig Interesse für dies Zimmer.

Anliegend an den Saal war das sehr geräumige Eßzimmer mit dem großen Eßtisch in der Mitte und lederbezogenen Stühlen drumherum, die noch aus Lelle gerettet worden waren. Eine Doppeltür führte zum Saal. Sie ist mir besonders in Erinnerung, denn an Weihnachtsabenden standen wir im dunklen Eßzimmer, und wenn Papa im Saal

alle Kerzen am Weihnachtsbaum angezündet hatte und die Glocke klingelte, dann wurde diese Tür geöffnet und wir schauten hinein in die Lichterflut. Die Mahlzeiten wurden gemeinsam im Eßzimmer eingenommen. Mama saß am Kopfende des Tisches und hatte die Glocke, mit der sie nach Indrik, dem Diener klingelte. Papas Platz war zur Rechten von Mama und wir Kinder dem Alter nach an den Seiten herunter. Am Ende des Tisches, Mama gegenüber, Fräulein Selowanowna, die uns Kleinen versorgte. Indrik bediente bei Tisch. Die Speisen kamen in Schüsseln aus der Küche und standen auf dem Anrichtetisch an der Wand gegenüber dem Saal. Dann nahm Indrik eine Schüssel nach der anderen und bot jedem an. Man legte sich selber auf, und was man genommen hatte, mußte man auch aufessen.

Während oben am Morgen aufgeräumt wurde, spielten Bernhard und ich im Eßzimmer. Wenn die Sonne durch das große Fenster auf den Fußboden schien, dann war unser Spiel, sich einen Sonnenfleck anzueignen - meine Sonne, deine Sonne - und dann war es immer rätselhaft, daß mit der Zeit ein Eigentum kleiner wurde und das andere wuchs, wie sich der Stand der Sonne änderte. Eine ganz besondere Freude war es, wenn die Sonne auf einen mit Glasprismen behangenen Leuchter fiel und eine regenbogenfarbene Spiegelung auf den Fußboden warf. Das war dann der begehrteste Besitz und groß war die Trauer, wenn sich jemand in den Weg des Lichtstrahls stellte und die Spiegelung auslöschte.

Solange Bernhard noch klein war, war das Zimmer über dem Eßzimmer mein Spielzimmer. 4 Betten standen entlang der Wand gegen das elterliche Schlafzimmer. An der entgegengesetzten Wand die Schreibpulte für Theodor, Hermann und Karl. Im freien Raum dazwischen war mein Spielplatz. Mehr als mein Spielen ist mir aber das Fenster dieses Zimmers in Erinnerung. Für Bernhard und mich war es im Winter ein großes Vergnügen, die Vögel auf unserem Futterbrett vor dem Fenster zu beobachten. Da waren die Spatzen und Tauben, die sich Brot holten. Gelegentlich kamen auch ein Kreuzschnabel und ein Dompfaff. Die Meisen machten uns aber am meisten Spaß, wie sie sich an die aufgehängte Speckschwarte klammerten, um sich diesen Leckerbissen zu holen.

Im Frühling konnte man von diesem Fenster aus in den Hof des Nachbargartens schauen, in dem einige Bäume allmählich Knospen und dann grüne Blätter bekamen. Aber das Interessanteste war, das Leben auf der Straße jenseits dieses Hofes zu beobachten. Dort an einem 5stöckigen Mietshaus sahen wir das erste Auto. Es war vor dem Hause geparkt. Jeden Tag war es umringt von Menschen. Ab und zu wurden welche von ihnen spazieren gefahren. Mit der Zeit kamen neue Autos dazu. Dann sah man Damen mit großen Hüten, die mit Schleiern unter dem Kinn zugebunden waren, und Herren in Lederjacken, Ledermützen und Ledergamaschen, die sich die neuen Wagen ansahen und mit ihnen herumfuhrten. Bald war es ein reges Geschäft, das Autos verkaufte und vermietete. Wir Kleinen beobachteten all das Leben nur aus dem Fenster, aber Hermann und Karl sahen es sich auf der Straße an. Bald sprachen sie dann von pneumatischen Reifen, von Zylindern und Kolben, und kamen mal mit dieser Weisheit, die sie irgendwo gehört hatten, nachhause: "Die Leute, die das Auto erfunden haben, sollten doch auch ein Benzin erfinden, das nach Veilchen duftet." Sehr imponierte es uns, als Hermann erzählte, daß Leute in zwei Stunden von Riga nach Segewald gefahren seien. Das war schneller, als man es mit guten Pferden machen konnte. Aber diese Autos litten noch sehr an ihren Kinderkrankheiten und hatten sehr häufig Pannen. Es war für uns Kleinen immer eine große Freude, wenn wir auf unseren Spaziergängen an einem gestrandeten Auto vorbeikamen und es von nahem besehen konnten. Natürlich war für uns das Wichtigste am Auto die Hupe. Je größer sie war, desto besser beurteilten wir den Wagen.

Im Hause neben dem Autogeschäft Veitelberg hatte jemand, der eine wichtige Persönlichkeit bei der Feuerwehr war, seine Wohnung. Einmal im Jahr, wohl zu seinem Geburtstag, wurde Übung an dem Hause abgehalten. Dann kamen die schweren Gerätewagen mit 4 Pferden bespannt mit viel Glockengebimmel angefahren. Die Feuerwehrleute in Messinghelmen und einem schwarz-roten Gürtel, an dem ein Beil und anderes Gerät hing, schwärmten auf die Straße. Die große 5teilige Leiter, wir nannten es die "Ulmer Leiter" wurde von mehreren Männern hochgekurbelt, bis sie das Dach des 5stöckigen Hauses erreichte. Dann kletterten die Männer hoch und zogen die Schläuche

hinauf. Unterdessen hatte die Pumpenmannschaft die Spritze an den Wasserwagen angeschlossen. 4 Männer an jeder Seite betätigten die Pumpe und bald schoß der Wasserstrahl hoch in die Luft. Andere Männer waren aufs Dach geklettert und demonstrierten, wie sie sich an Stricken entlang der Wand herunter lassen konnten. All dies war natürlich für uns von größtem Interesse. Wir erlebten es noch, wie die erste Dampfspritze eingeweiht wurde. Bernhard und ich beobachteten es nur vom Fenster wie diese schwere Maschine von Pferden gezogen, mit qualmendem Schornstein angefahren kam. Hermann und Karl waren aber auf der Straße und als sie nachhause kamen, hatten sie viel von diesem technischen Wunder zu erzählen. Es war dann mein sehnlichster Wunsch, eine Spielzeug-Dampfspritze zu bekommen. Zu Weihnachten wurde dieser Wunsch erfüllt, doch hatten Hermann und Karl ebensoviel Interesse daran wie ich. So dauerte es eine Weile, ehe ich in den vollen Besitz dieses Spielzeugs kam. Wie lange Bernhard warten mußte, weiß ich nicht. Zunächst mußte er mit den Bauklötzen für mich Häuser bauen und mir zurufen, welches brannte. Dann kam ich mit der Spritze angefahren und spritzte Wasser darauf, bis es umfiel. Dieses Spielzeug war eines der wenigen fertig gekauften, die wir hatten. Ein anderes, sehr geliebtes war ein Dampfer, der auf Rädern lief und daher nie ins Wasser kam. Außerdem hatten wir Baukästen und Zinnsoldaten. Für mich war es besonders ein Spiel, das mich lange beschäftigte, als ich eine Form bekam, mit der man Zinnsoldaten gießen konnte. Alles Staniol von Konfekt wurde gesammelt, um in Zinnsoldaten umgewandelt zu werden. Das ging mir aber zu langsam. So kam ich auf die Idee, aus Lehm Soldaten in dieser Form zu machen. Da war dann kein Ende für mein Heer.

Bernhard spielte wohl mit mir beim Städte bauen und den Zinnsoldaten Schlachten, aber sein eigenes Interesse waren die Stofftiere. Marke Steiff-Original - mit Knopf im Ohr - war uns sehr bekannt. Bernhard hatte eine ganze Anzahl solcher Tiere. Mit einem Bettuch über einem Tisch baute er für sie Häuser, kleidete sie an und gab ihnen zu essen. Ich hatte wenig für dieses Spiel übrig. Das einzige, was mich interessierte war, wie es kam, daß das Tier quacksen konnte, wenn man es auf den Magen drückte. Die

Neugier, diese Stimme zu finden, bewog mich, Bernhard einzureden, daß eines seiner Tiere am Blinddarm operiert werden müsse. Es war zu der Zeit als Dora solch eine Operation hatte und wo alle Einzelheiten der Operation diskutiert wurden. Bernhard willigte ein. So legten wir das Tier - es war ein brauner Hund - auf den Tisch, gaben ihm Chloroform und dann schlitzte ich ihm den Bauch auf. Nachdem ich den Blasebalg mit der Stimme untersucht hatte, stopften wir wieder alles hinein und irgendwie nähte ich den Bauch wieder zu. Das arme Tier litt, so lange wie es existierte, an starker Magenschwäche.

Die Großen störten uns selten bei solchem Spiel. Die hatten Schulaufgaben zu machen und beschäftigten sich auch sonst an ihren Tischen. Nur wenn sie eine Theatervorstellung geben wollten, wurden wir Kleinen verdrängt. Zu solchen Vorstellungen wurden wir Kleinen aber immer frei zugelassen, während die Eltern und Schwestern und auch die Dienstboten Eintritt zahlen mußten. Besonders erinnere ich mich an die Vorstellungen, nachdem Hermann und Karl einen sehr primitiven Projektionsapparat zu Weihnachten bekommen hatten, der eine Petroleumlampe als Beleuchtung hatte. Die Dias waren längliche Glasplatten, ungefähr wie Objektträger fürs Mikroskop, jede mit vier Bildern. Die Bilder waren Teil einer fortlaufenden Geschichte im Wilhelm Busch Stil. Der Zauber, den die Linsen hervorbrachten, hat mir viel zu denken gegeben.

Als Hermann anfing, in der Schule Caesars 'Bellum Gallicum' zu lesen, bauten er und Karl nach dem Bild im Buch aus Ästen ein Katapult. Das machte uns allen viel Spaß. Bernhard und ich bauten aus Pappekästen eine Festung und stellten die Zinnsoldaten darauf und dann schossen Hermann und Karl Papierkugeln auf sie, bis sie umfielen. Oberhaupt waren Kartons und Zündholzdosen für uns eine beliebteres Spielzeug als Bausteinkästen. Bernhard und ich bauten ganze Städte aus Pappkästen. Niemand schalt uns wenn wir mit der Schere Türen und Fenster hineinschnitten oder sie bemalten. Eine Reihe Zündholzkästen machten eine schöne Eisenbahn, einzelne stellten Straßenbahn oder Wagen dar. Durch solches Spiel wurde unsere Fantasie viel mehr angeregt als vom gekauften Spielzeug.

Dann aber kam Schlafengehens-Zeit und alles, was man aufgebaut hatte, mußte verschwinden. Es durfte nichts über Nacht stehen bleiben. Für Fräulein Selewanoyna war das wohl die schwerste Zeit des Tages. Wenn wir dann aber in den Betten waren, kam Mama, um mit uns zu beten. Sie versäumte dies nie. Zuweilen hielt sie uns vor, was wir am Tage für Unarten angestellt hatten. Sie erzählte uns aber nie Geschichten am Abend.

Zur Adventszeit blieb sie länger bei uns am Abend. Da hatten wir in einer Ecke ein kleines Bäumchen mit vier Kerzen - der Adventskranz war bei uns noch nicht bekannt. Dann wurden die Dienstboten gerufen, um mit uns Weihnachtslieder zu singen. Mit dem Singen war es bei uns nämlich schlecht bestellt. Mama sang nie und behauptete, daß wir alle unmusikalisch sind. Daher wurde das meiste Singen von den Dienstboten getan. Zur Adventszeit stand auch ein großer Tisch in der Mitte des Zimmers. An dem wurden Weihnachtsvorbereitungen gemacht. Keine Geschenke für Eltern und Geschwister, dazu wurden wir nie angeregt, sondern alles, was an den Weihnachtsbaum gehängt werden sollte. Da wurden Wallnüsse vergoldet und versilbert und und dann mit einem Stöckchen und Bindfaden zum Aufhängen versehen. Rote Äpfel wurden schön poliert und auch zum Aufhängen fertig gemacht. Die größte Arbeit war, die Kerzenleuchter vom vergangenen Jahr sauberzumachen und neue Kerzen herein zu tun. An diesen Vorbereitungen halfen die Dienstboten mit und Mamas Jungfer Mariechen leitete uns an. Es war immer ein freudiges und harmonisches Zusammenarbeiten. Fräulein Selewanoyna war selten dabei. Für die Russen ist Weihnachten von viel geringerer Bedeutung als Ostern.

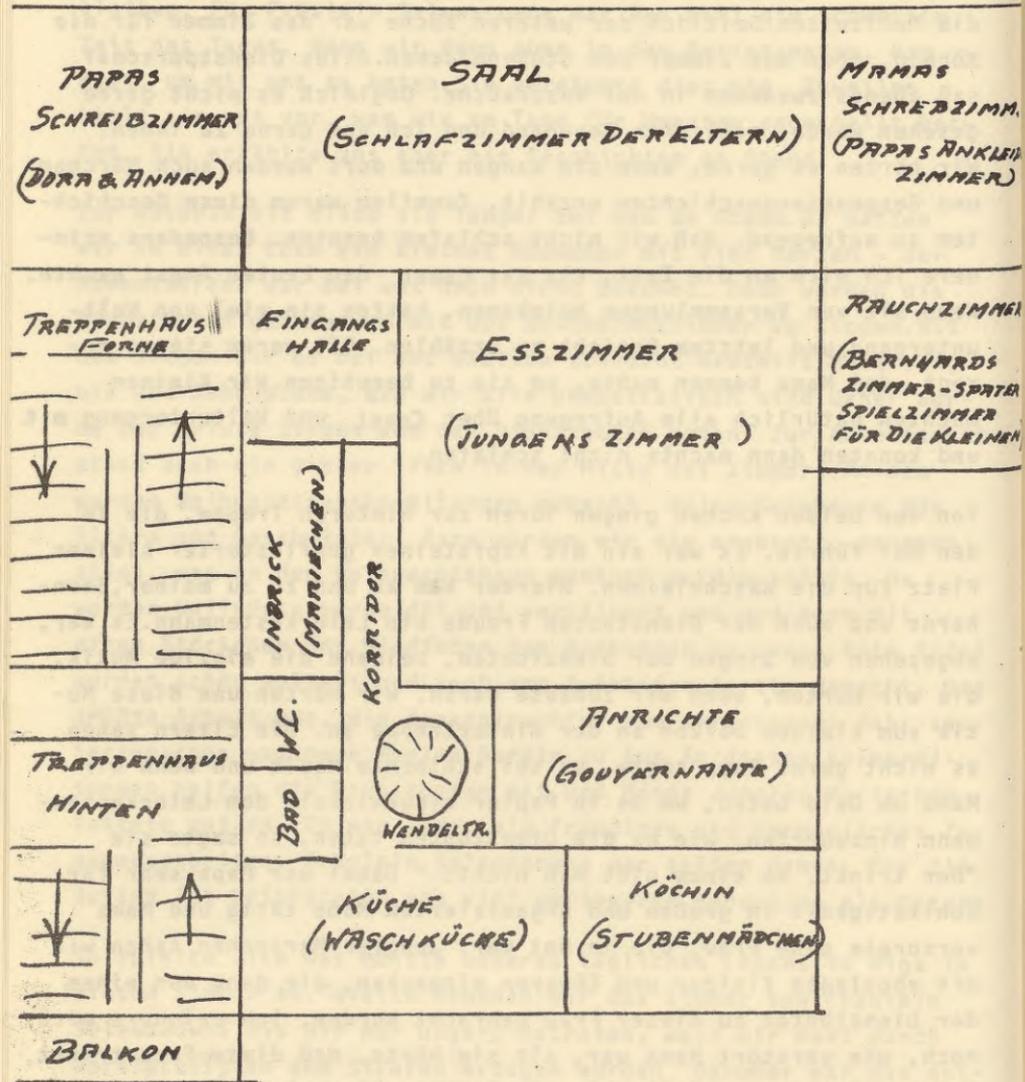
So spielte sich das meiste unseres täglichen Lebens in Riga in diesem Zimmer ab. Gleich nebenan war das Zimmer von Fräulein Selewanoyna, das wir nur ungern betraten, weil wir dort durch Moralpredigten und Strafen erzogen wurden. Darunter war das entsprechende Zimmer die Anrichte. Seitlich von unserem Zimmer war ein Korridor, der zur Wendeltreppe und Küche führte. Gegenüber diesem Gang war oben das Zimmer für Jungfer Mariechen und unten Indriks Zimmer. Diese Zimmer waren für uns ohne Interesse. An-

schließend an diese entlang dem Gang waren W.C. und Bad. Dann mündete der Gang in die Küche - oben Waschküche, unten die für die Mahlzeiten. Seitlich der unteren Küche war das Zimmer für die Köchin, oben das Zimmer der Stubenmädchen. Alles Dienstpersonal saß abends zusammen in der Waschküche. Obgleich es nicht gerne gesehen wurde, schlichen Bernhard und ich uns gerne zu ihnen. Wir hörten es gerne, wenn sie sangen und dort wurden auch Märchen und Gespenstergeschichten erzählt. Zuweilen waren diese Geschichten so aufregend, daß wir nicht schlafen konnten. Besonders erinnere ich mich an die Zeit, als der Comet den Leuten Angst machte. Wenn sie von Versammlungen heimkamen, hatten sie viel von Weltuntergang und letztem Gericht zu erzählen. Oft waren sie so erregt, daß Mama kommen mußte, um sie zu beruhigen. Wir Kleinen machten natürlich alle Aufregung über Comet und Weltuntergang mit und konnten dann nachts nicht schlafen.

Von den beiden Küchen gingen Türen zur hinteren Treppe, die in den Hof führte. Es war ein mit Kopfsteinen gepflasterter kleiner Platz für die Wäscheleinen. Hierher kam ab und zu zu meiner, Bernhards und auch der Dienstboten Freude ein Leierkastenmann. Es war, abgesehen vom Singen der Dienstboten, beinahe die einzige Musik, die wir hörten, wenn wir zuhause waren. Wir hörten uns diese Musik vom kleinen Balkon an der Hintertreppe an. Die Eltern sahen es nicht gern. Papa sagte, es sei schlechte Musik und wenn wir Mama um Geld baten, um es in Papier eingewickelt dem Leierkastenmann hinzuwerfen, wie es die Dienstboten taten, so sagte sie "Der trinkt, so einem gibt man nichts." Dabei war Papa sehr für Wohltätigkeit in großem und organisiertem Maße tätig und Mama versorgte eine Frau, die in Not war. Jungfer Mariechen sahen wir oft abgelegte Kleider und Eßwaren einpacken, die dann von einem der Dienstboten zu dieser Frau gebracht wurden. Ich erinnere mich noch, wie verstört Mama war, als sie hörte, daß diese Frau trinkt. Es dauerte geraume Zeit, bis sie darüber hinwegkam.

So sieht nun meine Erinnerung an Andreas Str.3, Quartier 6, aus. Unser Leben spielte sich aber in weiteren Räumen ab.

ANDREAS STR



HOF

RIGA - Alltag

Es war ein geregelter Haushalt mit streng geordneter Tagesordnung. Zur Aufstehenszeit waren natürlich die Diensthofen bereits bei der Arbeit. Wir Kleinen wurden von einem der Stubenmädchen überwacht, daß wir uns gründlich mit kaltem Wasser von oben bis unten abwuschen, aber beim Anziehen mußten wir allein fertig werden. Es war leicht in Hemd und Hose hineinzukommen, denn die Hose war kurz, aber die langen wollenen Strümpfe, die weit über die Knie gingen, gaben oft Schwierigkeiten. Es war auch nicht leicht, sie an die Strumpfbänder zu befestigen. Da kam es leicht, daß Indrik bereits die erste Glocke klingelte, ehe man seine Schuhe anhatte. Und mit den Schuhen ging es auch nicht immer leicht, denn erst mußte man den Schuhhaken finden und dann hatte man oft einen Kampf mit den runden Knöpfen. Wir wünschten sehnlichst Schnürstiefel zu bekommen, wie Hermann und Karl sie hatten. Aber es hieß immer, dann stolpert ihr über die Schnürbänder.

Bei der zweiten Glocke mußte man fertig angezogen unten am Tisch sein. Wenn man zu spät kam, hieß es "Du hast getrödelt!" und man wurde in den Winkel gestellt. So fing der Morgen gewöhnlich mit Druck und Angst an. Beim Frühstück konnte man aber entspannen. Für uns Kleinen war das Getränk Milch, die Großen tranken Kaffee. Beim kleinsten Anzeichen ansteckender Krankheiten in der Stadt mußte unsere Milch gekocht werden. Dann schwamm eine Haut in der Tasser, die wir nicht mochten. Aber die mußte mitgetrunken werden. Allmählich lernte ich aber, wie man die Tasse so drehen konnte, daß die Haut an der Tassenwand hängen blieb. Dies Manöver beanspruchte aber Zeit, und dann hieß es "trödel nicht!" Als erstes mußte man mindestens eine Schnitte vom schwarzen russischen Roggenbrot essen. Heute würden wir sagen "wunderbares Brot!" Damals schätzten wir Kinder es nicht. Es war ja das Gewöhnliche; danach gab es Weißbrot. Ich staune heute, wenn ich an die Vielfältigkeit der Formen denke, in denen das Weißbrot kam. Da gab es Bulki-Semmeln in der Form von einem kleinen Laib Brot, Franzbrot - ein langes Brot mit Einschnürungen in gewis-

sen Abständen, so daß man sich ein Stück abreißen konnte, Rosenbrot - ein Brötchen, in dem der Teig von den Seiten zur Mitte gefaltet war, so daß es wie eine Blüte aussah, Kuckel - ein rundes kleines Brötchen, Hörnchen und Salzstangen, und am beliebtesten Kringel - wohlbeleibte Brezeln. Da konnte man seinen Finger in die eine Hälfte stecken und sein Tischnachbar in die andere, dann wurde gezogen und wer das größte Stück hatte, hatte gewonnen. Zum Brot gab es nur Butter, ganz selten mal Honig oder Marmelade, Saft genannt, Aufschnitt und Eier zum Frühstück gab es nur am Ostersonntag. Für die, die zur Schule gingen, gab es aber belegte Schnitten, die in der Küche von der Köchin präpariert wurden und säuberlich verpackt am Schluß der Mahlzeit an den Tisch gebracht und von jedem in den Ranzen gesteckt wurden. Ich erinnere mich noch wie das erste Wachspapier erschien und viel bewundert wurde. Doch war es so kostbar, daß wir es schön gefaltet von der Schule wieder nachhause bringen mußten.

Nach dem Frühstück, ging Papa gleich zu seiner Arbeit im Katasteramt. Worin seine Arbeit bestand, ist mir nie klar geworden. Ich weiß nur, daß es ein ehrenamtlicher Dienst war und daß er darin sehr Bedeutendes geleistet hat. Viele ältere Herren haben mir erzählt, wie fortschrittlich Papa diese Dienststelle geleitet hat. Wir Kleinen wußten nur, daß Papa am Morgen im Fuhrmann wegfuhr, mittags nachhause kam und am Nachmittag entweder in seinem Schreibzimmer arbeitete oder wieder wegfuhr, und daß er abends oft zu Sitzungen gehen mußte. Nur einmal, als Papa einem Gast beim Mittagstisch von seiner Arbeit erzählte, bekam ich eine Ahnung, worum es sich handelte. Papa erklärte seinem Gast, wie unklar oft die Grenzen von Grundeigentum gekennzeichnet sind und wie oft die Grenzen so verlaufen, daß es schwer ist, das Grundstück voll auszunutzen. Da versucht er die Besitzer zu überreden, sich auf bessere Verteilung zu einigen. Dies war aber nur eine von den ehrenamtlichen Arbeiten, die Papa beschäftigten.

Mehr als über das Katasteramt hörten wir von Tischgesprächen über die Wiedereröffnung des ritterschaftlichen Landgymnasiums Birkenruh bei Wenden. Papa war einer der treibenden Kräfte, die Erlaubnis zur Wiedereröffnung von der russischen Regierung zu erlangen, und nachdem dieses geglückt war, die Pläne für das Internat auszuarbeiten. Es wurde viel darüber diskutiert, was an deutschen Internaten und auch im Kadettenkorps üblich war. Da Hermann Zögling dieses Internats wurde und da ich bei Pastor Walter - dem Religionslehrer und Anstaltspastor - mehrere Jahre in Pension war, bin ich mit dem Resultat dieser Gespräche vertraut, doch will ich nicht den "Alltag" mit einer Beschreibung davon zu lange unterbrechen. An anderer Stelle will ich diese für mich so schönen Jahre unter der Leitung der Pastorin Walter beschreiben.

Nach dem Frühstück gab es für uns Kleinen eine Spielperiode. bis Fräulein Selevanovna fertig zum Ausgehen war. Bewegung an frischer Luft wurde von Mama sehr ernst genommen. So ging es dann los. Solange Bernhard noch klein war, schob Fräulein Selevanovna den Kinderwagen und ich trippelte nebenher. Erst durch die Seitenstraße, wo das Autogeschäft war, bis diese auf dem Weidendamm endete. Dies war eine wichtige Verkehrsstraße, auf der die großen Lastwagen mit 4 schweren Pferden bespannt, die Güter vom Hafen in den Fabrikbezirk schafften. Der Zaun des Schützengartens lief eine Strecke entlang dem Weidendamm. Dort fuhr auch die elektrische Straßenbahn. Mir imponierte es in der ersten Zeit, daß sie ohne Pferd fuhr und daß an der langen Stange zuweilen Funken sprühten. Eine kurze Strecke aufwärts auf dem Weidendamm überquerten wir die Straße und gelangten in die Nikolaistraße - eine andere wichtige Verkehrsstraße. An dieser Straßenecke stand ein Schutzmännchen - Gardowoi genannt. Der holt die Kinder, wenn sie nicht gehorsam sind, erklärte Fräulein Selevanovna. Mir aber imponierte die Uniform. An der Ecke von Weidendamm und Nikolaistraße war ein Obstgeschäft in einem kleinen Häuschen. Vorne waren all die schönen Früchte aufgestellt, Apfel und Birnen, Pflaumen und Beeren. Es hieß aber immer, "die sind schmutzig, da kaufen wir

nicht". Besonders interessierte ich mich für die großen Wassermelonen, von denen welche aufgeschnitten auf dem Tisch lagen und deren rotes Fleisch so schön mit der grünen Schale aussah. Da wurde uns aber gesagt "die kommen aus Rußland, von denen bekommt man Cholera!" Auch das russische Konfekt "Halva" aus Sesamsamen und Honig, das hier ausgestellt wurde, war uns verboten. So mußte ich immer an dem Geschäft vorbeigezogen werden.

Auf der anderen Seite der Nikolaistraße, dem Schützengarten-Eingang gegenüber, wohnte ein hoher russischer Beamter. Zuweilen stand vor dem Hause seine Kalesche mit 3 Pferden bespannt. Die Kalesche hatte Gummireifen wie ein Auto. Im Winter war es natürlich ein Schlitten, der mit der Troika bespannt war und jedes Pferd hatte Schellen um den Hals. Fräulein Selevanovna sprach immer sehr ehrfürchtig von diesem Natschelnick.

An der Nikolaistraße nahe dem Eingang zum Schützengarten war das Geschäft des Photographen, der das Bild von uns Kindern gemacht hat, auf dem wir alle dem Alter nach in einer Reihe sitzen. In der Familie hieß dies Bild die Erbsenschote. Ich erinnere mich noch, als dieses Bild gemacht wurde. Das Atelier mit dem Glasdach wie ein Treibhaus war natürlich interessant. Aber dann mußten wir auf einer langen Bank sitzen und ein eiserner Ständer wurde hinter jeden gestellt mit einer Klammer, um den Kopf ruhig zu halten. Mir gefiel das garnicht. Dazu mußte ich meine Arme um Bernhard tun und ihn festhalten, damit er nicht herunterfiel. Dann hatte der Mann sehr viel zu schaffen, kleine Vorhänge am Dach herumschieben. Dann tat er sich ein schwarzes Tuch um die Schultern - und er war doch keine Frau - und dann schaute er in den Kasten hinein, der vor uns stand und tat sich das Tuch über den Kopf. Dann ging er ins Nebenzimmer und brachte einen Holzrahmen mit, den er in den Kasten tat. Dann mußten wir alle sehr still sitzen. Danach nahm er den Holzrahmen und ging wieder ins Nebenzimmer. 3mal machte er das. Ich war froh, als wir wieder gehen konnten. Ich erinnere mich daran, wie erstaunt ich war, als ich das erste Mal das Bild sah, daß im Hintergrund Bäume und Sträucher waren - wir waren doch nur im Haus gewesen und ich hatte den Vorhang mit der Landschaft nicht bemerkt. So also kam die Erbsenschote zustande.

Nun aber waren wir beim Schützengarten. Man ging erst entlang der Einfahrt, die zum Schützenhaus führte und dann seitlich in den großen Park durch eine kleine Pforte, an der ein Wärter in einem Schilderhaus stand. Dann zeigte man die Mitgliedskarte. Der Wärter war immer umringt von einer Schar Tauben. Auch wir brachten Brot mit und hatten Spaß, wenn die Tauben aus unserer Hand fraßen.

Als erstes gingen wir gewöhnlich um den großen Rasenplatz auf glatten Wegen, denn man durfte nicht den Rasen betreten. Es ging vorbei am großen Käfig, in dem ein Adler eingesperrt war. Mir war das Tier unheimlich, denn es hieß, daß es Lämmer und kleine Kinder fräße. So war ich denn um Bernhard besorgt. Wenn aber der Rasen mit einer Maschine gemäht wurde, war ich fasziniert. Es machte mir aber viel Kopfzerbrechen, das Prinzip der Maschine auszutüfteln.

Um zu dem Kinderspielplatz zu gelangen, ging es erst an der Muschel für die Musikkapelle vorbei und dem Kies bestreuten Platz davor, der im Winter zur Schlittschuhbahn umgewandelt wurde. Dahinter waren Bänke unter schattigen Bäumen und die Terasse des Schützenhauses. Danach ging es durch parkartiges Gelände und der Weg schien uns immer lang zu den Tennisplätzen, auf denen die Großen spielten. Dahinter war die Rennbahn für Radfahrer. Sie war eingezäunt und wir konnten nur das Schreien der Zuschauer hören. Dann waren wir endlich am Kinderspielplatz mit einem freien Platz zum Laufen und Sandkästen, in denen man sandformenkuchen machen oder Sandschlösser bauen konnte. Fräulein Selevanovna setzte sich sofort zu den anderen ihresgleichen zum Gouvernantenklatsch und ließ uns im Sandkasten spielen. Ich wollte so gerne auf den Spielplatz. Dort liefen Kinder herum und hatten Vergnügen hinter ihren Reifen herzulaufen oder ihre Geschicklichkeit mit einem Spiel, das - glaube ich - Dodo hieß, zu zeigen. Es bestand aus zwei Stöcken, die mit einer Schnur verbunden waren und ein Kreisel wurde darauf balanziert und in die Luft geschleudert, um dann wieder aufgefangen zu werden. Aber wir durften dort nicht hin. Es hieß immer "Ihr seid zu klein für solche Spiele" oder "da sind nur fremde Kinder, mit denen spielen

wir nicht". Nicht einmal mit einem Ball lernten wir zu spielen. Wahrscheinlich war es leichter uns zu beaufsichtigen, wenn wir im Sandkasten waren.

Nur selten ließen sich Hermann und Karl dazu überreden, mit uns auf dem Spielplatz Hündchen oder Räuber und Wanderer zu spielen. Das geschah dann nur beim Nachmittags-Spaziergang nach der Schule. Am Nachmittag spielte auch häufig eine Militärkapelle in der Muschel. Dann war unser Vergnügen mit vielen anderen Kindern dem Kapellmeister nachzuahmen. Zu Anfang unseres Rigaer Aufenthalts hatten die revolutionären Handlungen noch nicht ganz aufgehört. Es wurden noch hin und wieder Bombenattentate gemacht. Nun soll ich eines Tages mich über einen Jungen geärgert haben, der sich bei der Musik vor mich stellte. Da soll ich ihm gedroht haben, daß, wenn er nicht weggeht, ich ihm eine Bombe auf den Kopf schmeißen würde. Er soll sich schleunigst aus dem Weg gemacht haben.

Zuweilen, aber sehr selten, nahm Mama uns mit auf die Terrasse des Schützenhauses, dort gab es Zitronenlimonade für uns und die wurde mit einem Strohalm getrunken. Das war immer für uns ein großes Ereignis.

Erfreulicher für uns Kleinen war es, wenn statt des Spaziergangs im Schützengarten Besorgungen in der Stadt zu machen waren. Es ging wieder am Schützengarten vorbei in den Todleben-Boulevard, in dem Dr. Demme wohnte, der unser Hausarzt war. Die Zeitschriften im Wartezimmer machten uns Vergnügen, aber nicht der Lebertran, den er uns verschrieb. Dora hat mir neulich erzählt, daß es nicht üblich war, daß der Arzt Rechnungen an Kunden wie wir schickte, sondern daß er ein jährlich gezahltes Honorar erhielt. Vom Todleben-Boulevard bogen wir dann in die Anlagen, zu denen die einstigen Wälle entlang dem Stadtkanal verwendet worden waren. Es gab dort immer schöne Blumenbeete, die uns zu verschiedenen Jahreszeiten interessierten. Dann überquerten wir den Stadtkanal auf einer Fußgängerbrücke und weilten gerne, um die großen Lastkähne, die die Güter von oberhalb der Düna zum Hafen brachten, zu beobachten. Mit langen Stangen wurden sie fortbewegt. Zwei

Männer steckten sie gleichzeitig vorne ins Wasser und schoben dann das Boot vorwärts, indem sie zum hinteren Ende wanderten. Auch gab es viele Ruderboote, die zu mieten waren. Es war unser sehnlichster Wunsch, auch einmal in solch einem Boot herumzufahren. Ein Wunsch, der nie erfüllt wurde. Mama hielt es für zu gefährlich. Zur Erklärung wurde uns dann erzählt, wie viele Menschen im Stadtkanal ertrunken seien.

Auf der anderen Seite des Kanals war der Basteiberg, ein Teil der ehemaligen Befestigungen. Wenn es die Zeit erlaubte, durften wir die hübschen Wege hinaufgehen und die Wasserfälle ansehen. Wie großartig diese künstlichen Gewässer waren, weiß ich nicht, aber sie imponierten uns sehr. Auch gab es dort einen Tümpel mit roten Goldfischen. Ich konnte es mir nicht erklären, warum sie Goldfische genannt wurden, wenn sie doch rot waren.

Gleich hinter dem Basteiberg kam man in die Altstadt. Gleich am Anfang der Kalkstraße ging man am Pulverturm vorüber. Dort war das Konventsquartier der Korporation "Fraternitas Rigensis". So sah man immer Studenten in ihren bunten Deckeln in dieser Gegend. Uns Kinder aber imponierten viel mehr die Kanonenkugeln, die in der Ziegelmauer des dicken Turmes steckten und Zeugen früherer Kriege waren. Die Kalkstraße war eine der wichtigsten Geschäftsstraßen, aber auch der Zahnarzt hatte dort sein Quartier im 2. Stock über einem Laden. Ich erinnere mich noch an seine Bohrmaschine, die wie ein Spinnrad aussah und mit dem Fuß in Gang gebracht wurde. Gegenüber dem Zahnarzt war das Geschäft für Stoffe aller Art, wo Material für unsere Kleider gekauft wurde. Unser Interesse dort galt den jungen Männern am Ladentisch. Es war wie eine Theatervorstellung, wenn sie einen Ballen Stoff hoch in die Luft warfen, um die nötige Menge abzuwickeln und dann mit der Elle bestimmten, wo man mit großem Schwung das gewünschte Stück abriß. Überhaupt gab es eigenartige Methoden, Maß zu nehmen. Wenn man Strümpfe kaufte, wurden sie nicht am Fuß anprobiert, sondern man machte eine Faust und der Strumpf wurde Zeh zu Hacke darum gewickelt. Wenn er gerade, ohne Oberschuß oder Strecken herumging, war es die richtige Größe.

Viel interessanter für uns war aber das Kolonialwarengeschäft. Das Firmenschild war ein Zuckerhut, am unteren Ende in blaues Papier gewickelt. Innen gab es genau solche, doch kaufte Mama immer den gesägten Stückzucker oder den gestoßenen feinen Zucker. Es roch dort drinnen nach Gewürzen und vieles, was zu sehen war, erinnerte an ferne Länder, von denen wir gehört hatten. So konnten wir dort unserer Fantasie freien Lauf lassen.

Sehr gerne gingen wir zur Molkerei, um Butter und Käse zu kaufen. Dort roch es nicht nur gut, sondern es gab auch Schmantbonbons, eine baltische Spezialität, die auch bei den Erwachsenen hoch geschätzt war. Sie waren säuberlich in Papier gewickelt mit einer roten Kuh darauf. Es gab auch Molkereien zur blauen und grünen Kuh, aber Mama bestand darauf, daß die rote Kuh die beste war.

An einer Seitenstraße war das Geschäft des Schusters. Meistens war es nur nötig, Schuhe zum Besohlen hin zu bringen, aber wenn neue Stiefel bestellt wurden, dann nahm der Schuster Maß, indem er Papierstreifen an verschiedenen Stellen um den Fuß tat und an der gemessenen Stelle einen kleinen Riß machte. Unterdessen hatten wir dann Gelegenheit zu sehen, wie die Gehilfen Schuhe besohnten. Erst ein Loch mit der Aale und dann ein Holzstift, den er aus seinem Mund nahm. Es waren Dutzende solcher Stifte, um die Sohle zu halten. Das Oberleder wurde genäht und zwar mit zwei Nadeln gleichzeitig. Gewöhnlich gab es am Ende der Bestellung wieder einen Kampf, wenn Mama auf Stiefeln mit Knöpfen statt Schnürstiefeln bestand.

Der Buchladen von Löffler machte wenig Eindruck auf uns, obgleich dort oft Besorgungen gemacht wurden, unter anderem natürlich auch die Schulbücher. Es war aber eine große Freude, wenn von dort der Weg zum Möbelgeschäft Jaksch führte. Es lag auf dem Platz dem Schwarzhäupterhaus gegenüber. Dieses fast weltbekannte mittelalterliche Gebäude mit den Figuren schwarzer Männer interessierte uns wenig. Aber bei Jaksch gab es einen Fahrstuhl-"lift" genannt, und mit dem, so oft sich eine Gelegenheit bot, auf und ab zu fahren, war großes Vergnügen. Der Fahrstuhl hatte Bänke mit roten Samtpolstern.

Es war aber sehr selten, daß wir ans Dünaufer kamen. Gewöhnlich ging es vom Schwarzhäupterplatz wieder zurück. Man kam vorbei an dem Geschäft, in dem Dora ihren photographischen Apparat gekauft hatte. Es war ein Ereignis, als das geschah. Papa unterstützte es und die Familie nahm Teil. Die ersten Versuche waren natürlich etwas enttäuschend und das Selbstentwickeln eine nasse und schmutzige Sache. Dora aber ließ sich nicht beirren und fast alle Bilder aus Nachtigal stammen von ihr. In dieser Gegend war auch das erste Kino. Wir hatten Mamas Erlaubnis mit Fräulein Selevanovna dorthin zu gehen, noch ehe wir wußten, was es war. Es gab damals nur Kurzfilme. Der erste, der eine militärische Übung zeigte, bei der Kanonen geschossen wurden, machte wenig Eindruck auf mich. Dann aber wurde ein Film gezeigt von einer Chrysantheme, die allmählich heranwuchs, eine Knospe entwickelte und dann die Blüte entfaltetete. Viele Nächte habe ich versucht herauszufinden, wie dieser Vorgang, der doch Wochen dauert, in so kurzer Zeit abgebildet werden konnte.

Kurz ehe man wieder zum Stadtkanal kam, kamen wir an 3 Geschäften vorbei, die für uns Kinder sehr wichtig waren. Das eine war das Geschäft für Südfrüchte. Da roch es gut und da wurden Apfelsinen, Mandarinen und Datteln für Weihnachten gekauft. Das andere war das Eisenwarengeschäft "Redlich". Dort war jeden Weihnachten große Ausstellung im erleuchteten Schaufenster mit allerhand mechanisch betriebenen Puppen, die die verschiedensten Werkzeuge handhabten. Der Höhepunkt aber war das Spielwarengeschäft von Vierwerk. In dem Schaufenster war eine Eisenbahn, die durch Tunnel und über Brücken fuhr und natürlich waren alle Spielsachen, die man sich nur wünschen konnte, aufgestellt.

Von dort war es nur noch eine kurze Strecke bis zum Stadttheater - ein tempelartiger Bau, der viel Beachtung außerhalb des Baltikums als ein architektonisch gutes Bauwerk fand. Uns aber interessierten die Anlagen entlang dem Stadtkanal, die in dieser Gegend noch schönere Blumenbeete hatten als am Basteiberg. So gingen wir durch diese Anlagen bis zur Alexander-Straße, die breit war und Bäume an beiden Seiten hatte und eine Baumreihe in der Mitte. Es ging am Denkmal Peter des Großen vorbei, dann bogen wir in die Anlagen seitlich der Esplanade, bis wir dann an der Komerzieschule vorbei wieder auf die Ecke von Nikolaistraße und Weiden-

Dies waren die Wege für die Bewegung im Freien am Alltag. Die Tagesordnung verlangte es aber, daß nach dem Morgen im Schützengarten wir uns zum Mittagessen zuhause einfanden, und zwar pünktlich. Das Mittagessen war ziemlich formal, wenn man sich auch nicht umziehen brauchte. Jedoch wurde gut aufgepaßt, daß man nicht vergaß, sich die Hände zu waschen. Die Mahlzeit bestand gewöhnlich aus drei Gängen, die Indrik servierte. Erst eine Suppe, dann gewöhnlich einen Braten mit Gemüse und danach eine leichte Süßspeise wie Kissell - in Ostpreußen "rote Grütze" genannt. Sonnabends gab es immer nur Gerstengrütze mit Speck oder mit saurer Milch und Zucker. Dieses einfache Essen machte es den Dienstboten leichter, für die Sonnabend der große Tag des Reinemachens war. Überhaupt wurde es sehr beachtet, daß wenn die Dienstboten viel zu tun hatten, das Essen einfach war. So gab es an solchen Tagen Erbsensuppe mit Zieschen, das sind Wiener Würstchen, oder Borschtsch und Kascha - die russische Betensuppe und Buchweizengrütze. Beides waren Gerichte, die wir gerne aßen. Häufig brachte Papa einen Gast mit. Es wurde erwartet, daß wir aus den Gesprächen lernten, was die Pflichten eines Edelmannes seien und wie er sich in verschiedenen Situationen zu benehmen hat. Papa war sehr streng, wenn es auf unser Verhältnis zu den einfachen Leuten kam und sah sehr darauf, daß wir ebenso höflich zu ihnen waren wie zu den Gleichgestellten. Besonders schlimm war es, wenn wir in irgendeiner Weise uns ihnen gegenüber irgendetwas zu Schulden kommen ließen. Ein Fall, der mir schmerzlich in Erinnerung ist, passierte, als ich schon in der Schule war.

Es war ein ziemlich weiter Weg, den ich zum Stegemannschen Kreis zu gehen hatte. Bei schlechtem Wetter durften andere Kinder im Fuhrmann nachhause fahren oder wenn es im Winter sehr kalt war, im Schlitten. Gewöhnlich luden sie dann auch andere und auch mich ein, ein Stück mitzufahren. Da wir kein Taschengeld bekamen - Mama war sehr dagegen - konnte ich mir nicht Fuhrmann fahren erlauben und doch wollte ich mich nicht vor den andern lumpen lassen. So lud ich eine Gruppe Mitschüler auf, im Fuhrmann nachhause zu fahren. Als wir vor unserem Haus ankamen, war ich

der einzige, der noch im Schlitten war. Da sagte ich dem Fuhrmann er solle warten, der Diener würde kommen und bezahlen. Ich selber ging die hintere Treppe hinauf. Da der Diener nicht erschien, fragte der Fuhrmann, wo ich wohne und kam zur Wohnung. Da kam dann natürlich die ganze Geschichte heraus, und ich habe Papa nie so böse gesehen wie bei dieser Gelegenheit. Anscheinend war auch die Prügel so eindrucksvoll, daß ich bis heute dieses Erlebnis nicht vergessen habe.

Nun muß ich wohl im Anschluß hierzu erklären, was Kreis mit Schule zu tun hatte. Da die Russen alle deutschen Schulen verboten hatten, schlossen sich die Familien zusammen und schickten gleichaltrige Kinder als Gesellschaftskreis in das private Haus eines der Eltern. Natürlich jede Altersgruppe in einem anderen. Obgleich eine deutsche Lehrerin mit Bezahlung den Unterricht gab, so konnten die Russen nicht viel machen, denn es war ja nur ein Gesellschaftskreis für die Kinder. Dabei staune ich, wie fortschrittlich der Unterricht war. Das Rechnen lernten wir mit kleinen Pappescheiben in der Größe einer Münze. Wir spielten mit denen, indem wir sie zu Mustern aufbauten. Erst nur wenige, später bis zehn. Addieren und Subtrahieren wurde dadurch sehr anschaulich, daß ich noch heute die Muster bis zehn sehe, wenn ich rechne oder zähle. Wir wurden auch sehr angeregt, uns auszudrücken. Im Anschauungsunterricht mußten wir erzählen, was wir auf Bildern, für die wir uns interessierten, sahen. Dabei regten sich die Gruppen gegenseitig an.

Im Gegensatz zu dem formellen Mittagessen war das Abendbrot sehr einfach und bestand oft nur aus einem Formgericht aus Reis oder Nudeln und wieder eine leichte Süßspeise, die im Sommer Sauermilch oder Quark und Zucker, oder Beeren mit Milch war.

Nach dem Abendbrot konnten wir noch etwas spielen und dann mußten wir alles wegräumen und schlafen gehen.

RIGA - Sonntag

Auch der Sonntag hatte seine Regeln und Routine. Wenn Papa zuhause war, war es üblich, die Nikolaistraße bis an ihr anderes Ende herunterzuwandern - zum Diakonissen-Haus. Papa war Vorsteher dieser Anstalt - ein anderes ehrenamtliches Amt, das ihn auch viel beschäftigte. Wir gehörten auch zur Gemeinde des Diakonissenhauses und besuchten dort den Gottesdienst, denn Papa und Mama schätzten beide Pastor Keller, der Anstaltsgeistlicher war. Es war ein langer Weg und so waren wir immer froh, wenn wir uns in der Anstaltskapelle hinsetzen konnten. Heutzutage könnte man glauben, daß der lange Marsch den Zweck hatte, es uns leichter zu machen, eine Stunde still zu sitzen, denn von der Predigt verstanden wir wenig. Ich glaube nicht, daß Papa irgendsolche Hintergedanken hatte. Auch gab es für uns viel zu sehen. Papa bestand darauf, daß soviel wie möglich von den Patienten am Gottesdienst teilnahmen. So waren viele in Rollstühlen im Saal und im anschließenden Korridor wurden manche in ihren Betten hingeschoben.

Nach dem Gottesdienst war Papa immer mit den Angelegenheiten der Anstalt beschäftigt. Die Anstalt selber war ein großer 3-bis 4stöckiger Ziegelbau. Wir kannten viele Schwestern. Mittag aßen wir zusammen mit ihnen im Speisesaal und wurden sehr verwöhnt. Ich und Bernhard waren die besonderen Lieblinge von Schwester Maria, die die Ambulanz im Kellergeschoß unter sich hatte. Als ich einmal eine Kastanie gefunden hatte, die zu keimen anfang, pflanzte sie sie auf den Rasenplatz vor der Ambulanz. Ich habe noch gesehen, wie es zu einem Bäumchen heranwuchs.

Ein großes Ereignis war es, als die Waschküche, deren Bau Papa angeregt hatte, eingeweiht wurde. Es war ein großer Bau mit einem Fabrikschornstein. Drinnen wurde alles mit Maschinen gemacht. Mich interessierte besonders die Trockenanlage und die großen Rollen, die statt der steinbeladenen Mangel gebraucht wurden. Natürlich wurden auch der Kesselraum und die Dampfmaschine besehen, aber sonderbarerweise machten sie wenig Eindruck auf mich.

Für gewöhnlich hatten wir aber Freiheit, im großen Park zu spielen. Annemarie saß da gewöhnlich mit ihrem Skizzenbuch und versuchte, uns zum Zeichnen anzuregen. Da aber, was sie mit ein paar Strichen zustande brachte, so sehr unseren Versuchen überlegen war, so waren ihre Bemühungen eher entmutigend als eine Hilfe. Dora war gewöhnlich bei den Schwestern und siedelte nach einiger Zeit ganz ins Diakonissenhaus über, um die Krankenpflege zu lernen. In dem Park spielten Hermann und Karl mit uns und wir konnten uns richtig auslaufen. Der Park grenzte an die ausgedehnten Stadtwiesen, auf denen auch der Platz für Pferderennen war. Wir konnten oft von weitem das Traben auf dem Platz beobachten und das Rufen der Zuschauer hören. Auf diesem Platz wurden auch die ersten Versuche mit Flugzeugen vorgeführt. Ich erinnere mich noch an die große Aufregung, als es einem Flugzeug gelang, bis zur Düna zu fliegen, einen Kreis um den Petrikirchturm zu machen und unbeschädigt zu landen. So war für uns der Besuch im Diakonissenhaus eine richtige Sonntagsfreude.

Papa war oft bis spät abends geschäftlich in der Anstalt beschäftigt und Mama blieb bei ihm. Wir Kinder aber gingen gewöhnlich früher nachhause. Auf dem Heimweg gingen wir oft in die Gärtnerei von Wagner. Annemarie war dort gut bekannt. Eine andere Freude auf dem Heimweg war eine Konditorei nahe der Esplanade, gegenüber dem Kunstmuseum. Während Annemarie gewöhnlich zur Gemäldegalerie dort ging, nahm Dora uns zuweilen in die Konditorei, und ich erinnere mich an die heiße Schokolade und Alexandertorte und Mohrenköpfe. Neulich, als ich dies bei Dora in Buellton erwähnte, sagte sie: "Ach ja, die Konditorei; dort trafen wir immer die jungen Männer, mit denen wir dann ungestört zusammensitzen konnten." Bernhard und ich haben von dieser Seite des Konditoreibesuchs nichts bemerkt.

Wenn Papa auswärtig beschäftigt und nicht in Riga war, blieb der Besuch im Diakonissenhaus aus. Dann nahm Fräulein Selevanova uns Kleinen mit zum Gottesdienst in der griechisch-orthodoxen Kathedrale auf der anderen Seite der Esplanade, dem Kunstmuseum gegenüber. Hier roch es nach Weihrauch und der große Raum war überreich geschmückt mit Ikonen, Kerzen und den roten Öllampen, die nie ausgehen durften. Nahe dem Altar, der von Gold und Kerzen glänzte, war ein großer Schirm mit Gemälden von Heiligen. Bänke gab es nicht. Der Priester - Popp genannt - in vollem Ornat mit der hohen runden Mütze sah sehr imposant aus. An irgendeine Predigt erinnere ich mich nicht, aber an den gegenseitigen Gesang von dem Popp und dem Deakon. Das "Bosche Bosche pomelui" des Poppen mit tiefer Stimme und die Antwort des Deakon mit hoher Stimme höre ich noch heute im Traum. Wenn das Abendmahl gereicht wurde - ich verstand natürlich nichts vom Sinn der Handlung - ging der Popp durch die Reihen. Zuerst der Knabe mit dem Räucherfaß, das mächtig geschwungen wurde, dann einer mit einem Teller mit dem Brot - weißes Brot in der Form eines englischen Muffin, mit einem Kreuz oben auf eingedrückt, und dann der Popp mit dem großen Becher, aus dem jedermann einen Schluck nahm. Ich war immer sehr enttäuscht, daß ich keines der Brote nehmen durfte und daß Fräulein Selevanovna mir nicht ein Stück von ihrem gab. So weiß ich nicht, wie dies Brot geschmeckt hat.

Sehr viel eindrucksvoller war noch der Gottesdienst am Abend vor Ostersonntag. Nur einmal durfte ich mitgehen. Die Kirche war natürlich sehr voll und jeder Andächtige hielt eine brennende Kerze. Mir scheint, daß bei dem Gottesdienst mehr Gesang war, vielleicht sogar ein Chor, aber ohne Beteiligung der Gemeinde. Das einzige, was die Gemeinde sprach, war das Kyrie - das "Bosche Bosche pomelui". Um Mitternacht oder Sonnenaufgang verkündet der Popp die Auferstehung - "Christos voskres" - Christus ist auferstanden und die Gemeinde antwortet "Voisteno voskres" - Er ist wahrhaftig auferstanden. Danach wurden die Osterspeisen gesegnet und mit brennenden Lichtern ging die Gemeinde auf die Straße und begrüßte jedermann mit dem Ostergruß und Kuß. Zu der Okkupationszeit 1918 machten die deutschen Soldaten von dieser Gelegenheit Gebrauch, alle schönen Mädchen abzuküssen, aber ohne Ostergruß.

Nach der Kirche nahm Fräulein Selevanovna uns zuweilen zu der Wohnung ihrer Mutter mit. Was uns am meisten auffiel, war die Ikone, die mit ihrem roten Licht davor höher als alle anderen Bilder hängen mußte, gewöhnlich in einer Ecke des Zimmers. Vor der Ikone bekreuzigte sich Fräulein Selevanovna, verlangte aber nicht dasselbe von uns. Hier wurde der Tee im "Samowar"- wörtlich "Selbstwärmer" - zubereitet. Summend kam der mit Kohlen geheizte Kessel an den Tisch. Es enthielt nur kochendes Wasser. Dann wurde die Teekanne mit etwas heißem Wasser ausgespült, um sie anzuwärmen, ehe die Teeblätter hineingetan wurden. Danach kamen die Teeblätter und heißes Wasser hinein und die Teekanne wurde auf den Schornstein des Samowars gestellt zum Ziehen. Der Tee in der Kanne war ein starker Extrakt; es wurde nur sehr wenig davon in die Tasse gegossen und dann direkt vom Samowar mit heißem Wasser aufgefüllt. Zucker wurde nicht in die Tasse getan. Es gab nur Stückzucker und man nahm ein Stück in den Mund und ließ den Tee darüberfließen. Oft gab es auch sehr süsse Marmelade dazu. Diese wurde in die Teetasse getan. Der Tee wurde an einem Tisch, der mit einem rotkarierten Wachstuch bedeckt war, getrunken. Das Wachstuch roch nach ranziger Butter. Mir war der Geruch widerlich und daraus erklärt sich meine Abneigung gegen Wachstuch. Ich bin froh, daß es jetzt Plastiktischtücher gibt. Der Höhepunkt in dieser kleinen Wohnung war aber für uns das Gramophon mit dem großen trichterförmigen Horn, auf dem Platten mit dem Bild eines Foxterriers gespielt wurden. Zuhause durften wir nie von dem Genuß dieses technischen Wunders erzählen. Papa war sehr dagegen. Wir aber genossen die Musik, besonders wenn sie dazu mit einem Stück " Halva " versüßt wurde.

Diese Wohnung lag nahe dem Bahnhof, wo der Todleben Boulevar zu Ende ging. So führte häufig der Heimweg durch den Wöhrmannschen Park. Während der Schützengarten nur Mitgliedern zugänglich war, war dieser Park für's Publikum geöffnet. Natürlich durften wir nur ja nicht mit den Menschen und Kindern in diesem Park zusammenkommen. Die Kinder waren Straßenjungen und Erwachsene Letten und Russen. Wie sie aber zusammenspielten, machte uns wirklich neidisch. Es gab dort ein Karussell und Buden, wo Kwaß und Brause

verkauft wurden. Da gab es auch eine Militärkapelle, aber was sie spielten, waren die Schlager, die zuhause nicht geduldet wurden. Es standen auch viele Kinder vor der Muschel, aber wir durften da nicht hin. So träumten wir dann, was wir tun würden, wenn wir erst groß wären. Und Bernhard und ich haben es getan als wir auf der Flucht 1918 ein paar Tage in Riga waren. Da bum-melten wir zusammen im Wöhrmannschen Park und an der "Dünakant" dem Hafent.

Nahe dem Wörmannschen Park, an der Ecke von Alexander und Elisabeth-Straße gingen wir häufig vor Weihnachten auf den Apfelmarkt. Meist waren es festere Verkaufsstände, in denen das Obst ausgelegt war. Aber es gab auch Fahrzeuge vom Lande, die die Äpfel in Stroh verpackt zum Markt brachten. Oberhaupt war es üblich, Äpfel in Körben mit Stroh aufzubewahren. Wallnüsse und Haselnüsse wurden dort auch verkauft. Für uns Kleinen war es sehr wichtig, daß vor dem Einkauf ein Apfel geschmeckt werden mußte. Besonders nach Dunkelwerden - im Winter wurde es schon um 1/2 3 Uhr dunkel - war dieser Markt für uns ein ersehnter Spaziergang, denn an den Läden hingen vielfarbige Laternen.

Dem Apfelmarkt gegenüber fingen die Anlagen entlang der Esplanade an, entlang der Elisabeth-Straße. Wir Kinder gingen nicht gerne auf der Seite der Esplanade, denn dort kamen wir an der Säulenstraße vorbei. Die Säulenstraße hatte ihren Namen von einem Hause, dessen eine Ecke etwas wie eine Säule gebildet war und es hieß, daß ein Mädchen zur Strafe darin lebendig eingemauert wurde. Uns war das unheimlich. Wir gingen viel lieber durch die Anlagen entlang dem Todleben-Boulevard. Aber hier kamen wir am Kunstmuseum vorbei, wo gewöhnlich genug Menschen am Sonntag zu finden waren, um es dem Verkäufer von Eis mit seinem zweirädrigen Karren profitabel zu machen, dort im Sommer seine Ware anzubieten. Man hatte die Auswahl von Vanille, Himbeer- oder Zitroneneis. Wenn Frä. Selevanovna oder die Schwestern uns welches kauften, war es wie ein Festtag. Aus den Behältern, die in Isolierstoff in dem viereckigen Kasten eingebettet waren, wurde mit einem Löffel eine Kugel des gewünschten

Eises zwischen zwei runde Waffeln getan und dann in Papier eingewickelt dem Kind gegeben. Es war schwer den Leckerbissen zu genießen, **ohne etwas zu verlieren.**

Wenn Fräulein Selevanovna uns nicht am Sonntag mitnahm, so war es gewöhnlich Annemarie, die uns ins Kunstmuseum nahm und versuchte, unser Verständnis für Kunst zu entwickeln. Mich interessierten nur Aquarelle und ich hatte kein Verständnis für Ölgemälde, auf denen die Farben dick aufgetragen waren. Ich glaube, daß Bernhard mehr Verständnis dafür hatte.

Großes Ereignis war es, wenn an Festtagen auf der Esplanade - so wie der Geburtstag des Zaren, eine Militärparade abgehalten wurde. Dann war dieser große Platz, auf dem sonst nur Radfahrer sich übten und spielten, voller Menschen. Die Gardisten, die Polizisten in Festuniformen, drängten dann die Massen an die Seiten, um für den Aufmarsch der Regimenter Platz zu machen. Dann hörte man schon von weitem die Musik und von der Kathedralenseite marschierten die Regimenter auf den Platz. Vor jedem Regiment die Musikkapelle, dahinter die Offiziere zu Pferde und dann die Soldaten mit dem Gewehr über der Schulter. Entlang der Seite an der Kathedrale nahm als letzte die Kavalerie Aufstellung. Was war das für ein Spaß, wenn die Pferde tänzelten, wenn die Musik spielte. Es wurden dann allerhand Drill von den Soldaten vorgeführt und Reden gehalten, bei denen viel "Hurrah!" gerufen wurde - auf Kommando von den Offizieren und zuletzt wurde dann die Nationalhymne gesungen, wobei auch die Zuschauer und selbst wir teilnahmen.

Ein anderes militärisches Ereignis, das mir aus der Zeit in Erinnerung ist, war eine Fahrt zu einem Lager in einem Wald in der Nähe von Riga. Ein Verwandter von Fräulein Selevanovna war dort zum Manöver. An diesem Besuchstag wurde uns das Leben der Soldaten im Felde gezeigt. Wir sahen die Unterstände und Laufgräben, auch wie das Essen ausgeteilt wurde, und absichtlich oder nicht, wie die russischen Soldaten sich wuschen. Da die Russen sich vorzugsweise in fließendem Wasser wuschen und kein Fluß vorhanden ist, ist es ihre Methode, den Mund voll Wasser zu nehmen und dann einen Strahl davon in die Hände zu spritzen. Der erste Strahl

dient, um die Hände zu waschen, der zweite ist für's Gesicht. Es ist ein schneller Prozeß, bei dem wenig Wasser verbraucht wird. Mama war entsetzt als Bernhard und ich versuchten, es nachzuahmen.

Aus der obigen Erzählung geht hervor, daß wir wenig Liebe für FrI. Selevanovna übrig hatten, und doch hat sie einige sehr nette Sachen für uns getan. Wenn ich es mir jetzt überlege, so sehe ich, wie schwierig ihre Lage war. Als treue Russin muß die offene Antipathie gegen alles Russische in unserem Hause ihr schmerzlich gewesen sein. Dann mußte sie uns nach Mamas Wünschen und Ideen erziehen, uns berufen und bestrafen, obgleich sie aus ganz anderen Verhältnissen kam. Als sie uns einmal zu ihren Verwandten nahm, eine Familie, in der ein Sohn in meinem Alter war, sahen wir den Unterschied. Natürlich waren es Äußerlichkeiten, die uns auffielen. Der Junge hatte Haufen von gekauften Spielsachen. Es war klar, daß sie nicht alle jeden Abend weggelegt werden mußten. Manches, was er aufgebaut hatte, hatte offensichtlich lange offen gestanden. Mir ist deutlich in Erinnerung, wie die Mutter, während sie sich unterhielt, dem Jungen zeigte, wie man aus den Draht-Pfeifenreinigern allerhand Figuren machen konnte und wie sie uns vorführte, was der Junge selbst gemacht hatte. So war es eine ganz andere Atmosphäre, als wir es gewohnt waren. FrI. Selevanovna sollte uns auch beibringen, Russisch zu lernen, aber wir sträubten uns dagegen. Das einzige, womit sie uns näher kam, waren russische Märchen. Wer würde wohl heute unter solchen Umständen einen solchen Beruf wählen? Aber was blieb den Mädchen der damaligen Zeit anderes übrig? Für solche die etwas Bildung hatten und nicht das Glück hatten, einen Mann und ein Heim zu finden, gab es nur die Möglichkeit Gouvernante, Haushälterin oder Krankenschwester zu werden. Wie schön ist es, daß in unserer Zeit den Mädchen so viele Möglichkeiten offen stehen.

Wir Kleinen wurden nur selten zu solchen Besuchen mitgenommen. Das einzige, was mir in dieser Hinsicht in Erinnerung ist, sind Onkel und Tante Nolken, die nicht weit von uns entfernt wohnten. Dort gab es zum Nachmittagskaffee immer Schokolade und sehr schönen Kuchen. Aber, was mir besonders lieb war, war wenn die Tante sich an das Klavier setzte und uns was vorspielte. Sonderbarerweise sind mir die Vornamen dieser Verwandten entfallen. Diese Familie war in Riga ansässig. Der Onkel war Geschäftsmann. Er zeigte uns ein ganzes Zimmer voll von großen Stechuhren, die er aus Amerika bekommen hatte und die ganz Neues waren. Uns wurde vorgeführt, wie sie gebraucht wurden. Es imponierten mir diese Uhren sehr.

Ja, so sahen unsere Sonntage in Riga aus!

Ferien in der RIGAer Zeit 1906 - 1911

Es war üblich, die 3 Monate dauernden Sommerferien am Strand oder auf dem Lande zu verbringen. Für uns mußte der Platz aber nahe genug bei Riga liegen, um es Papa zu ermöglichen, häufig in Geschäftssachen nach Riga zu fahren. So verbrachten wir den ersten Sommer am Strande in Majorenhof. Es war nur eine halbe Stunde Bahnfahrt von Riga entfernt. Ich habe sehr wenig Erinnerung an den Sommer, denn ich war erst in meinem 5ten Jahr und Bernhard war noch ein Wickelkind. Von unserem Leben dort ist nur ein unklares Bild von Straßen mit Geschäften und einem sandigen Strand mit großen Wellen hängengeblieben. Auf der Rückreise nach Riga war ich mit Papa auf irgendeinem Wasserfahrzeug. Mama war nicht dabei. Papa machte mich auf die Segelboote aufmerksam, die mir sehr imponierten. Irgendwie kamen wir auch in Sichtweite an einem Schwimmbasin vorbei, an dem es ein Sprungbrett gab. Sonderbarerweise sehe ich heute noch, wie ein Mann vom höchsten Brett ins Wasser sprang und Papa sagte "Das war ein Hechtsprung!"

Den nächsten Sommer verbrachten wir in einem Blockhaus in Peterskapell- der Ort, in dem Münchhausen sein Pferd in der Winternacht an einen Pfosten band und nach dem Tau am nächsten Morgen fand, daß es am Kreuz des Kirchturmes hing und er es hinunterschließen mußte. Die Kirche habe ich gesehen, und der Kirchturm war nicht hoch.

Die Fahrt nach Peterskapell ging mit dem schönen Dampfer nach Neubad. Dies war ein Ereignis, das mir wohl in Erinnerung ist, denn während der Fahrt sahen wir die großen Schiffe im Hafen und wurden auf die Fahnen verschiedener Länder aufmerksam gemacht. Als wir an Fabriken vorbeifuhren, wurde mir erzählt, was dort hergestellt wird. Bei der großen Gummifabrik "Provodnick" roch es nicht gut, aber von da kamen unsere Galoschen. Dann ging es an Dünamünde vorbei, wo die Zernikauer Neunaugen herkamen. Auch sahen wir einen Leuchtturm und dann das offene Meer. Mama, die zur Seekrankheit neigte, mochte die Seefahrt nicht. Wie lange es dauerte, den Landesteg von Neubad zu erreichen, weiß ich

nicht. Von da ging es dann über Land durch den Kiefernwald entlang den Dünen nach Peterskapell. Annemarie und Dora blieben in Neubad für den Konfirmationsunterricht von Pastor Keller. Sie lebten bei dem Pastor mit den anderen Konfirmanden. Papa hatte für sie auch zwei Pferde gemietet, so daß sie uns häufig in Peterskapell besuchen konnten. Wir anderen lebten im Blockhaus von Peterskapell. Es war ein richtiges Blockhaus mit rauhen Balken, die an den Ecken zusammengefügt waren. Mir wurde gesagt, daß so die Häuser in Amerika, das weit über dem Meer lag, gebaut wurden. Vorne war eine große Veranda, auf der sich das Leben täglich abspielte. Da kam jeden Morgen der russische Gemüsemann zu uns. Er trug seinen großen Korb auf dem Kopf und stellte ihn auf die Veranda, wo Mama dann frische Erbsen, Salat und Bohnen von ihm kaufte. Auch hatte er kleine rundliche Karotten, an denen noch das Grün hing. Es wurde immer um den Preis gehandelt. Wie dieser Mann genug Gemüse in seinem Korb von Haus zu Haus auf seinem Kopf tragen konnte, ist mir heute unerklärlich. Auch kamen die Frauen mit Körben voll Beeren an die Veranda, und es wurde wieder über Qualität und Preis gehandelt. Diese Frauen trugen aber ihren Korb am Arm, auf dem Kopf hatten sie nur das übliche Kopftuch, das unter dem Kinn gebunden war.

Mit Frä. Selevanovna spazierten wir oft den kleinen Hügel herunter zum Fluß, an dem Hermann und Karl angelten. Sie brachten häufig Barsch, Rotaugen und ab und zu einen Hecht nachhause. Wenn ich angelte, fing ich nur Stichlinge. Der Weg führte über eine Brücke zu einigen Häusern und der Kirche, die nahe dem Fluß, am Fuß eines Hügels stand. Zum Gottesdienst gingen wir aber nicht zu dieser Kirche, sondern wir besuchten die Gottesdienste von Pastor Keller in Neubad, die bei schönem Wetter im Freien abgehalten wurden. Aber Annemarie und Doras Konfirmation sind mir nicht in Erinnerung. Wohl aber wie sie auf ihren Pferden ritten.

Es gab natürlich viele Spaziergänge an den Strand. Dabei wurde genau beachtet, ob es Herren- oder Damenstunde war, denn es wurde ohne Badeanzug gebadet. Es wäre ein Skandal gewesen, wenn junge Männer sich auf den Dünen gezeigt hätten. Zum Schwimmen

ging man auf einen Steg zum tieferen Wasser und auf diesem Weg waren auch die Ankleideräume. Bernhard und ich waren klein genug, daß wir zur Damenstunde mitgenommen wurden, so daß Annemarie und Dora im seichten Wasser mit uns spielen konnten.

Es war ein ruhiger Sommer, an den ich gerne zurückdenke.

Im folgenden Jahr verbrachten wir den Sommer in der Villa von Bekannten - ich glaube es waren Pistol Kors in Neubad. Wieder fuhren wir mit dem Schiff, doch dieses Mal lebten wir in einer großen Wohnung mit einer gedeckten Veranda, von der aus man den Abhang hinunter durch die Bäume den Fluß sehen konnte. Hermann und Karl waren von früh morgens bis zuweilen in die Nacht hinein mit dem Angeln beschäftigt, Dora und Annemarie spielten Tennis und abends gab es oft Tanz für sie bei Bekannten. Gesellschaftlich war es ein reges Leben und Mama hatte oft Gäste zum Nachmittagskaffee. So waren Bernhard und ich aufeinander angewiesen. Unsere große Liebe war eine Henne mit Kücken, doch ist ein Huhn kein zutraulicher Gefährte. Ich fühlte mich in dem Sommer etwas verloren. Ich versuchte es, Hermann mit Angeln nachzumachen und zog Bernhard mit dazu, doch hatte ich wenig Glück und Bernhard war wenig begeistert vom Stillsitzen. Da war aber eine Stelle am Fluß, die Mama sicher fand, da spielten wir, planschten im Wasser und ließen Wasser durch unsere selbst gebauten Kanäle fließen.

In dem Sommer war Papa viel in Riga, Wenn er bei uns war, war in der ersten Zeit viel davon die Rede, daß Papa ein Haus in der Hagenberger Vorstadt kaufen wollte. Ich war sehr erfreut von dem Bißchen, das ich hörte und stellte mir gleich vor, daß wir dann wie die Campenhausens in einer Villa mit Garten leben würden. Wir hatten nur einmal die Campenhausens besucht und wir Kinder hatten einen wunderbaren Nachmittag dort verbracht. Campenhausen war Ingenieur an der Waggonfabrik. Für seine Kinder hatte er einen kleinen Straßenbahnwagen bauen lassen. Den schob man auf eine Rampe hinauf und dann fuhr man den Schienenstrang entlang zur entgegengesetzten Rampe und wiederholte das Spiel in der anderen Richtung. Wir konnten nicht genug davon bekommen. So hoffte

ich, daß wir in ähnlicher Weise leben würden, doch wurde mir klar gemacht, daß es ein kleines Haus war, das an arme Leute vermietet wurde, und daß der Zweck des Kaufs bloß darum geschah, um Papa Stimmrecht in Riga zu geben. Mit solchen Mitteln wurde versucht, den Letten gegenüber in der Stadt die Waage zu halten. Ich war sehr enttäuscht.

Später im Sommer sprach Papa viel vom Zarenbesuch in Riga. Bei der Gelegenheit wurde das Denkmal Peter des Großen in Riga enthüllt. dessen Bau wir auf der Alexanderstraße beobachtet hatten. Es war eine politisch geladene Situation. Peter der Große hatte uns die Privilegien "Sigismundi" garantiert und Alexander der III. und Niklay der II. hatte sie verweigert. Andererseits waren die Zeitungen voll von Beschreibungen der Zarenfamilie und dem Schiff, mit dem sie kommen sollten. So waren die Gespräche, die wir hörten, sehr verwirrend für uns Kleinen. Wir waren voller Bewunderung für das Leben der Zarenfamilie mit der strengen Disziplin, und wir waren traurig, daß der Zarewitsch so krank war. Auch interessierten uns alle Einzelheiten, die wir über das Schiff hörten. Dann aber hörten wir auch, wie treulos die Russen uns behandelten, ihr Versprechen gebrochen hatten und versuchten, uns Deutsche zu Russen zu machen. Als der Zarenbesuch stattfand, waren wir bereits wieder in Riga. Vom Zaren sahen wir natürlich nichts. Wenn er durch die Straßen fuhr, war die Straße mit Soldaten besetzt, die die Menge von Zuschauern in Schranken hielt. Es war üblich, daß die Soldaten mit dem Gesicht gegen die Menge standen, oft Arm in Arm gehakt wie eine Kette. So konnten selbst sie nichts vom Zaren sehen, wenn er vorbeifuhr. In diesen Tagen sahen wir aber Papa in seiner Hofuniform mit viel Goldborte. Den Dreimaster trug er aber nicht wie Napoleon sondern mit der Spitze nach vorne. Papa war bei vielen Empfängen zugegen. Er hatte besonders Beziehung zur Zarin, die er für seine Arbeit für die Taubstummen interessiert hatte und ihre Hilfe für einige Anstalten verlangt hatte.

Sehr schöne Weihnachten verbrachten wir in dem Jahr auf dem Gut Nurmis, das Onkel Heimchen und Tante Marie Freimann gehörte. Die Fahrt dorthin ging mit der Eisenbahn bis Walk. Dort stieg man in

die Schmalspurbahn, die über Fellin und auch Lelle nach Reval ging. An irgendeiner Station vor Fellin, aber bereits im estnischen Teil Ljivlands, holte uns Onkel Heimchen im Schlitten ab. Wir wurden verpackt, denn es war kalt und dann ging die Fahrt durch den tief verschneiten Wald. Zuweilen fiel der Schnee von den schwer beladenen Ästen auf uns und uns machte das viel Spaß. Das Gutshaus in Nurmis war ein langes einstöckiges Gebäude, Stroh gedeckt wie die Bauernhäuser, aber sehr geräumig und gemütlich innen. Onkel Heimchen war ein Idealist für ein einfaches und gesundes Leben. Morgens gab es - wie bei den Bauern - Gerstengrütze zum Frühstück und die Mahlzeiten bestanden oft nur aus einem Eintopfgericht, schmeckten aber immer gut. Onkel Heimchen war ein großer Bewunderer von Wilhelm Busch und hat ihn persönlich gekannt. So war es schön, am Abend auf dem Teppich vor dem Kamin zu liegen und 'Max und Moritz' oder 'Fips, der Affe,' zu lesen. Zu Mamas Entsetzen interessierten sich Dora und Annemarie mehr für die 'Fromme Helene'. Onkel Heimchen mußte dann begütigen.

Ein großes Ereignis war es, den Weihnachtsbaum aus dem Wald zu holen. Man fuhr in den niedrigen Arbeitsschlitten - raggies genannt - gut in Stroh verpackt über die Felder in den Wald, wo die weißen Birken so schön gegen die dunklen Fichten aussahen. Man stampfte durch den tiefen Schnee, um einen passenden Baum zu finden. Wir wurden auf Hasenspuren, und auf Iltis-, Wiesel- und Rehspuren aufmerksam gemacht. Schließlich wurde dann ein schön buschiger Baum gesägt und mit nachhause gebracht. Es war eine schöne Zeit in Nurmis, an die ich gerne zurückdenke.

Onkel Heimchen ist, kurz ehe die Landeswehr 1921 Riga von den Bolschewiken befreite, im Gefängnis ermordet und in einem Massengrab verscharrt worden. Tante Marie hat ihren Lebensabend in einem Altersheim in Nordhek verbracht.

In dem Frühling sprachen Papa und Mama sehr geheimnisvoll von dem Singvogel. Ich hoffte schon, daß es ein Kanarienvogel sein würde, wie der beim Portier. Als wir dann wieder in die Sommerferien nach Neubad fuhren, wurde es allmählich klar, daß der

Singvogel das Gut Nachtigall war. Diesen Sommer fuhren wir nach Neubad mit einem zweispännigen Rigaer Fuhrmann. Mama wollte nicht wieder auf dem Schiff fahren. Es ging die Alexanderstraße herunter, durch den Kaiserwald - ein großer, halbwilder Park entlang dem Stintsee, dann durch blühende Wiesen und grüne Felder, durch Wälder und an einer Wanderdüne vorbei, in eintägiger Fahrt bis zu dem Badeort. Auf der Fahrt wurde oft halt gemacht, so daß wir wilde Blumen pflücken konnten. Es roch so schön in den kleereichen Wiesen nach der rauchigen Stadtluft. Wir lernten auf der Fahrt die Getreidearten kennen. Der Roggen war schon hoch genug, daß, wenn der Wind blies, das Feld wie ein Meer mit Wellen aussah. Der Hafer war leicht zu erkennen und Hermann zeigte uns wie eine Gerstenähre, wenn man sie in den Ärmel steckte, von selbst langsam den Arm hinaufkroch und am Halse herauskam. Bei der Wanderdüne, die ziemlich weit inland lag, konnte man sehen, wie die Bäume langsam vom Sand verschüttet wurden, und dann sahen wir auf der anderen Seite die Verwüstung. Ein Gebäude und tote Bäume erschienen, wo der Sand vom Winde getrieben, sie wieder freigab. Diese Fahrt war für uns Kleine sehr lehrreich und interessant.

Den Sommer hatten wir etwas mehr Freiheit. Wir durften an den Strand gehen. Wir spielten im Sande, gruben Löcher, in die das Seewasser hineinsickerte und bauten Sandburgen. Von Interesse waren die zweimastigen Segelschiffe, die Holz luden, aber am liebsten beobachteten wir die Fischer in ihren schwarz geteer-ten Booten. Einige ihrer Netze konnte man vom Strande sehen an den Korken, die die eine Seite hochhielten. Oft fanden wir solche Korken angeschwemmt am Strand und machten mit einem Papiersegel Segelbote daraus. Die Arbeit der Fischer auf der See war für uns interessant, aber noch mehr wenn sie an den Strand kamen. Dann wurden die Boote auf Holzrollen bis zu den Dünen geschoben. Es nahm viele Männer das zu tun. Dort wurde dann der Fang sortiert. Die Dorsche wurden am meisten geschätzt, denn sie waren große Fische, aber in der Hauptsache war der Fang "Strömlinge", auf Deutsch heißen sie Sprotten. Die Frauen kamen dann mit Körben und nahmen dann soviel, wie sie zu verkaufen erwarteten zu den

Villen. Das übrige wurde gereinigt, auf starke Binsen aufgereiht, etwas gesalzen und dann gleich am Strand geräuchert. Die Räucherstellen waren in die Dünen gegrabene Öfen mit einem langen Schornstein, der als Räucherammer diente. Um den Fischen einen würzigen Geschmack zu geben, wurde Wacholderrauch verwendet. Die Fische kamen dann goldgelb aus dem Ofen und wurden gleich zum Verkauf angeboten. Unsere Abendmahlzeit in Neubad waren meistens Strömlinge entweder geröstet oder geräuchert, eine schöne Erinnerung.

Aus Gesprächen erfuhren wir mehr und mehr über den Singvogel. Wir hörten, daß es im Quellgebiet der "Ligat" lag, in der Gegend wo die Hügel Livlands es zu einer der schönsten Gegenden des Landes machten. Indrik hatte sich mit Mariechen - Mamas Jungfer verlobt. Sie wollten sobald wie möglich heiraten. Papa plante daher, Indrik als Verwalter auf dem Gut einzusetzen. Außerdem war viel davon die Rede, Wolgadeutsche, die von Katharina der Großen angesiedelt waren und das Land zur Blüte gebracht hatten, in ihrer Not nach Livland zu bringen und auf den Gütern anzusiedeln. Diesen Deutschen war ihr Land und ihre Eigenart und Selbstverwaltung gesetzlich garantiert worden. Durch ihr Beispiel sollten sie die russischen Bauern zu besseren Landwirten machen. Wohl haben die Russen von ihnen gelernt, aber jetzt gelüstete es diesen Russen, die reichen Güter der deutschen Bauern sich durch Schikanen und Gewalt anzueignen. Viele Gutsbesitzer wollten sich an dieser Ansiedlung beteiligen. Wenn ich heute an diese Pläne zurückdenke, sehe ich die gespannte Lage, die sie erzeugten. Aber anscheinend dachte Papa mehr an seine Rechte als Besitzer als an die Gefühle der revolutionären Letten. Einen Verwalter, der Este und seinem Herrn treu war, als Verwalter in der am meisten aufrührerischen Gegend Livlands einzusetzen, mußte böses Blut erwecken. Und die Ansiedlung deutscher Bauern mußte ihnen als Vordringen der Deutschen erschienen sein. Als wir von diesen Ferien nach Hause kamen, war Nachtigall gekauft und Indrik zog als Verwalter dort hin. Da 1905 alle Gutsgebäude verbrannt waren, lebte er im Krug - 2 Werst vom Gutshof entfernt. Der Wirt vom Krug war einer der ärgsten Revolutionäre. Man beschuldigte ihn den Pastor von Nietau ermordet zu haben. Kurze Zeit darauf kam die Nachricht, daß Indrik ermordet

worden war. Der Schmerz von Mariechen machte einen tiefen Eindruck auf Bernhard und mich. Es war dies das erste Mal, daß der Begriff des Todes uns nahe kam. Mama tröstete Mariechen so gut sie es konnte. Papa war auch durch das Geschehene sehr erschüttert und wettete gegen Letten und Russen, denn die russische Polizei machte gemeinsame Sache mit den Letten und konnte natürlich nichts finden.

Im nächsten Frühling kamen die drei deutschen Familien auf ihrem Leiterwagen mit Gespannen und Hausrat durch Riga. Wir besuchten sie in der Vorstadt, ehe sie nach Nachtigall weiterzogen, um am Fuß des Hügels, auf dem das Gutshaus gestanden hatte, in den Knechtswohnungen ihr Heim zu machen. Für Papa waren diese Familien eine große Enttäuschung. Die jungen Männer heirateten bald junge Mädchen und als der Krieg kam, machten sie gemeinsame Sache mit den Letten gegen uns. Daß es Papa gelang im Laufe der Jahre das Vertrauen und die Achtung der lettischen Bauern zu gewinnen, ist nur seiner Hilfsbereitschaft in Rat und Tat und seinen Arbeiten, das vernachlässigte Land auf die Höhe zu bringen, zuzuschreiben.

NACHTIGALL - die ersten Ferien

Nachtigall war gekauft, aber noch konnten wir nicht dorthin ziehen, denn das Wohnhaus war 1905 abgebrannt worden und die anderen Gebäude in schlechtem Zustand. So blieben wir vorläufig in Riga und verbrachten nur 2 Sommerferien dort. Es wurde aber schon vieles für den endgültigen Umzug vorbereitet. Hermann hatte die Quarta erreicht und war somit fertig, nach Birkenruh ins neueröffnete Landesgymnasium zu kommen. Als er zu den Weihnachtsferien nach Hause kam, hatte er viel zu erzählen. Anscheinend hatte er sich ohne Schwierigkeit in die Ordnung dieses Internates gefügt. In jeder Stube mit ungefähr 15 bis 20 Schülern war es die Pflicht der älteren, die jüngeren zu leiten und für Disziplin zu sorgen. Dafür konnten die älteren gewisse Dienstleistungen von den jüngeren erwarten. Nun wollten Hermann und Karl dasselbe System bei uns zuhause einführen. So mußten wir Kleinen ihnen helfen, ihre Sachen wegzupacken und Ordnung zu machen. Ich glaube, wir mußten auch

ihre Stiefel putzen. Wieviel Anleitung und Hilfe wir erhielten, weiß ich nicht mehr. Aber Hermann erzählte so begeistert von Birkenruh, daß wir uns ohne weiteres fügten. Besonders hoch sprach Hermann von Pastor Walter. Hermann war in der Lutherstube, die der Obhut Pastor Walters unterstand. Jede Stube wurde nach dem Lehrfach des Lehrers, der ihr Tutor oder Behüter war, benannt. So gab es eine Schiller, eine Euklid, eine Homer usw.-Stube. Der Tutor - in Hermanns Fall Pastor Walter, war die Person, an die sich die jüngeren wenden konnten, wenn sie sich übervorteilt fühlten. Dann konnte der Tutor bei sich im Hause die Sache in Ruhe mit dem Jungen durchsprechen, erklären, begütigen und sehr häufig später den älteren heranziehen, ihn zurechtzuweisen und ihm bessere Wege vorschlagen, Disziplin zu halten. Nie aber griff der Tutor selbst ein zu disziplinieren. Hermann war voll des Lobes, wie Pastor Walter ihn verständnisvoll behandelte. Am meisten aber war er von der Pastorin Walter beeindruckt, zu der man jederzeit mit seinen Nöten gehen konnte, die einem über das Heimweh half und bei der sein Geburtstag mit Schokolade und Kuchen gefeiert wurde. So war es mein sehlicher Wunsch, groß zu sein, um auch nach Birkenruh zu kommen. Diese Erzählungen bewogen auch Mama einzuwilligen, daß ich nach den Sommerferien zur Pastorin Walter in Pension gehen sollte und das Progymnasium in Wenden besuchen sollte.

Als dann endlich die Sommerferien da waren, fuhren wir nach Nachtigal. Das Haus, das später die Wohnung für den Gärtner und den Kutscher wurde, war gesäubert und in Ordnung gebracht worden. Dort waren unsere Schlafzimmer und die Küche. Nicht weit davon hatte Papa im Garten eine gedeckte Veranda - eigentlich nur ein an einer Seite offener Bretterschlag - bauen lassen. Auf dieser Veranda spielte sich das Leben des Tages ab. Dort wurden die Mahlzeiten eingenommen. Dort saßen die Erwachsenen und lasen, dort mußte ich auch Schularbeiten machen. Viel lieber spielte ich dabei mit einer Elster, die allmählich ganz zahm wurde und immer kam, wenn ich da war. So war es mit meinen Leistungen bei der Schularbeit nicht weit her. Leider war es der Charakter dieses Vogels, blanke Gegenstände zu stehlen und zu verstecken. Da es mein Vogel war, mußte ich dann das Gestohlene suchen.

Bernhard und ich kannten nur das Stadtleben. So war uns alles neu. Als allererstes untersuchten wir den Garten. Dort war ein Tümpel, der mit grünen Wasserlinsen bedeckt war. Bernhard und ich versuchten gleich zu angeln, da waren aber nur "Karaschen" - ein sehr unedle Karpfenart, die nur Vegetarier sind. So fingen wir natürlich nichts und waren enttäuscht.

Im Garten wurde richtig gearbeitet. Papa wollte den Garten aufs 3fache vergrößern. Es wurde tief umgegraben für die Erdbeer- und Spargelbeete. Terrassen wurden am Abhang angelegt für mehr Obstbäume, die vorhandenen Apfelbäume im alten Garten wurden geschnitten und gereinigt, die Beerensträucher wurden vom Unkraut befreit, und die Bienenstöcke wurden aufgestellt, ehe die großen Linden anfangen zu blühen. So hatte der Gärtner voll auf zu tun, seine Mannschaft zu überwachen. Das gab Bernhard und mir Gelegenheit zu sehen, was nötig war, einen Garten anzulegen. Wir arbeiteten mächtig, um das Stück Land, das uns überlassen wurde, aufzubereiten. Dann pflanzten wir nach dem Vorbild des Gärtners - aber unsere Wünsche waren Zucker und Kaffee. Es brauchte viel Erklärung, uns klarzumachen, warum der Stückzucker und die Kaffeebohnen, die wir gepflanzt hatten, nicht wachsen würden. So pflanzten wir Zitronen und Apfelsinenkerne. Wieder hieß es "die wachsen hier nicht". Schließlich versuchten wir es mit Sonnenblumen und Mohnsamen, ehe die Ferien zuende waren, hatten wir einen blühenden Garten.

Es war auch viel auf dem Bauplatz für das Wohnhaus los. Wir Kleinen waren dort nicht gerne gesehen. Es war dort auch nicht ganz sicher und wir waren im Wege. Das Fundament des Hauses war schon gelegt und die Kellerräume hatten Gestalt. Jetzt wurden die Ziegelmauern aus Steinen, die von unsere eigenen Ziegelei kamen, gemauert. Alles war auf dem Bauplatz interessant. Der Mörtel aus Sand, Kalk und sparsam gebrauchten Zement wurde in großen hölzernen Trögen gemischt und dann den Maurern auf dem Gerüst zugetragen. Ziegelsteine wurden auf dem Rücken mit einer Kraxe hinbefördert. Es war immer eine Versuchung mit den Ziegelsteinen zu spielen oder welche für unseren Garten wegzuschleppen. Da waren Haufen von Brettern, die von unserer Sägemühle kamen. Aber Hölzer

für besondere Zwecke wurden vom rohen Balken hergestellt. In manchen Fällen genügte es, sie mit der Axt zu behauen. Da durften wir nicht zu nahe kommen, denn die Späne flogen. Viele Stücke wurden auch handgesägt. Mit einer mit Kohle geschwärzten Schnur wurde der Schnitt auf dem geschälten Balken angezeichnet, dann wurde er auf ein hohes Gerüst gerollt, dort verankert und dann längsweise in die nötigen Hölzer gesägt. Ein Mann stand oben über dem Balken, ein anderer unten drunter und beim Sägen fielen die Sägespäne auf ihn, so daß er mit Schnee bedeckt aussah. Der Sägeschnitt wurde mit Keilen offen gehalten, um das Klemmen der Säge zu verhindern. Die Funktion dieser Keile interessierte mich sehr. Der Getreidespeicher - Kleete genannt - diente als Schreinerwerkstatt. Stundenlang konnten Bernhard und ich zuschauen, wie die Hobelspäne in schönen Locken aus dem Hobel kamen. Man konnte so schön mit diesen Spänen spielen. Es war wirklich schwer, uns vom Bauplatz fernzuhalten.

Es war so gut, daß es so viel zu sehen gab, denn wir Kleinen waren oft uns selber überlassen. Dora war in Deutschland an einer Schule, um Landpflege zu lernen. Dies war ihr Ideal. Sie hatte bereits Krankenpflege im Krankenhaus gelernt, sie wollte aber mehr als das. Sie träumte davon, die Bauern und Knechte auch in Gartenbau zu beraten und auf ein gesünderes und besseres Leben für sie hinzuarbeiten. Ihre Ideen waren sehr idealistisch. Annemarie war viel mit Malen beschäftigt. Hermann und Karl hatten ihre 'puckos' - die finnischen Dolche bekommen und fühlten sich erwachsen, aber noch stolzer waren sie auf ein kleinkalibriges Gewehr, mit dem sie aufs Ziel schossen. Auch angelten sie viel. Da gab es zwei Seen im Walde nahe dem Gehöft "Meschack". Sie lagen im Sumpf und waren nicht leicht zu erreichen, hatten aber viele Fische. Diese beiden Seen das Quellengebiet der Liegat. Die Liegat floß quer durch Nachtigall, meistens im Walde bis zur Mühle. Hier wurde sie für den Betrieb von Getreide- und Sägemühle aufgestaut und bildete einen See. Dieser Fluß mündete nahe Segewold in die Aa und lieferte das Wasser für die Papierfabrik. Aus der Gegend kam auch der "Alasch Kümmel", ein Schnaps der auch in Deutschland geschätzt wurde. Da es etwas mehr als zwei Werst - also mehr als 2 Kilometer - vom Hof bis zum Mühlensee war,

zogen Hermann und Karl es vor, in den Waldseen zu angeln, die nur halb so weit entfernt waren. Aber später im Sommer, als es heiß war, war der Mühlensee die einzige Badegelegenheit. Da nahmen die Großen auch uns mit, und Hermann und Karl lehrten uns zu schwimmen, indem sie uns ins tiefe Wasser schmissen. Wir haben es gelernt.

Papa war häufig in dieser Gegend. Er besprach mit dem Pächter der Ziegelei, wie die neuen Maschinen, die er in Deutschland bestellt hatte, aufzustellen wären. Diese Ziegelei, die bisher nur in recht primitiver Weise Ziegelsteine hergestellt hatte, sollte erweitert werden, um Dachziegel für's Haus und Dränagerohre für Papas Pläne für die Entwässerung der Sumpfwiesen herzustellen. Mittlerweile lernten Bernhard und ich etwas vom Betrieb kennen. Die Ziegelpresse bestand aus einem quadratischen Holzzyylinder, in dem ein Schaft mit eisernen Schaufeln - wie in einer Fleischmühle - den Ton und Sand mischte und wie eine Wurst, aber rechteckig in der Größe des Ziegelquerschnittes herauspreßte. In einer Vertiefung am unteren Ende der Presse war die Schneidevorrichtung, wo mit einem Rahmen mit einigen Drähten diese Wurst in Ziegel geschnitten wurde. Diese wurden dann auf einem Schubkarren mit flachem Bett in die Schuppen zum Trocknen gefahren und auf langen Brettern dem Wind ausgesetzt. Noch waren die Ziegel weich und glatt und Bernhard und ich hatten Spaß allerhand Muster darauf einzukratzen. Natürlich war das verboten, aber die Versuchung war zu groß.

Wir sahen auch, wie die Ziegel gebrannt wurden. Die getrockneten Ziegel wurden zu einem pyramidenförmigen Bau aufgestapelt, in dem offene artige Gänge für das Feuer und den Rauch freigelassen wurden. Dann wurde das Ganze mit Erde bedeckt. Während ein solcher Haufen errichtet wurde, war ein anderer bereits beim Brennen. Es wurde mit langen Holzscheiten gebrannt. Danach nahm es eine lange Zeit, ehe die Ziegel kalt genug waren, um aufgedeckt und herausgenommen zu werden. Die, die die Wände von Feuerstelle und Schornstein gebildet hatten, waren schwarz und oft krumm und somit zweite Klasse.

Papa sprach auch davon, einen Rundofen bauen zu lassen, da der Ton gut war und Sand gleich nebenan zu haben war und auch die Verkaufsmöglichkeiten günstig erschienen. Dazu ist es aber nicht gekommen.

Der Mühlensee lag nicht weit von dem Krug, in dem Indrick ermordet worden war. Es war eine revolutionäre Gegend. Anfangs waren die Zieglerfamilien nicht sehr freundlich zu uns. Als sie dann aber merkten, daß Papas Pläne und seine Hilfe für sie von Vorteil waren, änderte sich die Stimmung und wir waren gerne gesehen. Ähnlich war es in der Mühle. Ursprünglich wurden in der Mühle nur Gerstengrütze und das grobe Roggenmehl gemahlen. Papa förderte den Anbau von Weizen und so wurde die Mühle darauf eingestellt, gebeuteltes Mehl herzustellen. Uns machte diese Anlage viel Spaß. Aber auch die Sägemühle wurde erweitert, so daß sie Hölzer verschiedener Art herstellen konnte. Für uns Kleinen war aber der Staudamm mit der Schleuse mehr interessant als alles andere. Wenn das Wasser über das Wehr floß, war es ein viel imposanterer Wasserfall als der auf dem Basteiberg. Wir standen gern am Geländer der Brücke, die über die Schleuse führte und schauten in das tiefe Wasser des Sees, in dem wir die Fische beobachten konnten. Auch sahen wir von dort die großen Wasserräder zu beiden Seiten, die die Mühlen betrieben. Hermann und Karl angelten gewöhnlich in dem Tümpel unterhalb der Mühle, wo sie gelegentlich mal eine Forelle fingen. So regte Papa viele Neuerungen an, die den lettischen Pächtern zugute kamen. Wie dies alles finanziert wurde, weiß ich leider nicht.

Die Mühle und die Ziegelei waren aber nicht die einzigen Stellen, wo sich Papa für die Pächter einsetzte; nur waren dieses Betriebe, deren Anfänge bereits existierten, als das Gut gekauft wurde.

Der Stall interessierte mich in der Zeit sonderbarerweise wenig. Da Bernhard mir meistens wie ein Schatten folgte und auf meine Vorschläge einging, war auch er selten im Stall zu finden, obgleich er sehr viel mehr für Tiere übrig hatte als ich. Aus dem System, das Hermann aus Birkenruh eingeführt hatte, ergab es sich, daß Karl

Hermanns Schatten war und seinen Plänen folgte. Wir Kleinen vermieden es, zu nahen Kontakt mit ihnen zu haben, um irgendwelchen Dienstleistungen zu entgehen. So waren Bernhard und ich sozusagen im selben Boot. Man kann nicht sagen, daß ich ihn führte. Ich war egozentrisch mit meinen Ideen beschäftigt. Bernhard widersetzte sich nur selten meinen Vorschlägen, aber schon damals zeigte es sich, daß er anders reagierte als ich. Während alles Technische für mich in erster Linie von Interesse war, lag es ihm, Kontakt mit Menschen und Tieren zu halten. Während er offen und frei mit andern verkehrte, war ich meist menscheuscheu. Dies zeigte sich als die Heuernte anfang. Es war für uns Kleinen ein ganz neues Erlebnis. Mein Interesse aber war es zu lernen, mit welchen Geräten wie und was alles gemacht wurde. Zwar durfte ich nicht die Sense anrühren, doch sah ich, wie damit das Gras gemäht wurde, wie sie gedüngelt und ausgehämmert wurde, ich lernte zu harken, das Heu zu wenden und es auf den Rücken aufzubauen. Während dessen spielte Bernhard mit den Kindern der Kolonisten und schloß Freundschaft mit den Frauen, die das Essen auf das Feld brachten. Wenn es dann aber so weit war, das Heu einzufahren, waren wir gemeinsam dabei, oben auf dem Heu zum Heuboden über dem Stall mitzufahren.

Wir lernten auch andere Ernten kennen. Annemarie nahm uns mit zum Pilze suchen und lehrte uns, die guten von den giftigen zu unterscheiden. Wir gingen so gerne in den Wald, in dem es so schön roch und wo für uns Stadtkinder so viel neues zu sehen war. Erdbeeren und Blaubeeren gab es auch; aber in dem Sommer durften wir noch nicht allein in den Wald, und für Annemarie war es zu langweilig, ernsthaft zu pflücken. So aßen wir bloß, was wir fanden und nahmen nur die Pilze mit nachhause. Es wurden uns auch Beeren im Überfluß von der Bauersfrauen nachhause gebracht, so lohnte es sich kaum, sie selbst zu pflücken. Außerdem gab es im Garten Beeren. Da waren die großen Büsche mit Johannisbeeren. Wenn wir uns vor irgendeiner Arbeit drücken wollten, versteckten wir uns in den Johannisbeeren, lagen auf dem Boden und melkten die roten Beeren direkt in den Mund. Dabei machten wir aber auch die Bekanntschaft mit Brennesseln, die weniger angenehm war. Himbeeren gab es auch, aber die waren neu angepflanzt und trugen nur einige, die für Papa reserviert wurden.

So gingen diese ersten Ferien in Nachtigal zu Ende. Wir hatten in dem Sommer viel neues gelernt und gesehen. Jetzt kam für mich ein neues Erlebnis, mein erstes Jahr im Progymnasium in Wenden und in der Familie Walter. So fuhr ich mit Hermann zur Bahnstation in Ramotzki und von dort mit dem Zug nach Wenden. Die andern fuhren später nach Riga. Karl besuchte noch die Albertschule und für Bernhard gab es noch keine Schule. Aber die Trennung änderte nur wenig an unserem Verhältnis zueinander.

NACHTIGALL - weitere Ferien

Als ich zu den Weihnachtsferien von Wenden nach Riga kam, hatte ich fast so viel zu erzählen wie Hermann. Das warme Familienleben bei den Walters hatte einen großen Eindruck auf mich gemacht. Wohl hatte Pastorin Walter mir über Heimweh hinweghelfen müssen und auch ich hatte von den 5 Walterschen Kindern lernen müssen, wie man seine Wäsche und Kleider in Ordnung hält, aber ich fühlte mich wohl unter den anderen Pensionären. In der Stube, in der ich war, waren die beiden Kutschenbachs aus dem Kaukasus. Der ältere "Gerhard", war unser Stubenältester und "Alfred" in meinem Alter mein Busenfreund. Im Jahre 1968 besuchte ich ihn in Nürnberg.

Damals hatte ich zum ersten Mal Weihnachtsgeschenke für die Eltern. Abends, wenn die Pastorin Walter vorlas, mußten wir Handarbeiten machen. Sie hatte mir gezeigt, Netze zu machen, und ich hatte für Mama einen Zwiebelbeutel und für Papa einen Schwammhalter gemacht. Beim Lesen mußte die Pastorin aber auch mit den Händen beschäftigt sein. Wenn sie nicht beim Lesen strickte, las sie so schnell, daß man es nicht verstehen konnte.

Bernhard war von meinen Erzählungen beeindruckt und seit dem haben wir oft für die Eltern Weihnachts- und Geburtstagsgeschenke gemacht. Auch Hermanns Erzählungen begeisterten ihn. Die Schüler des Gymnasiums hatten unter Anleitung einen kleinen Bach eingedämmt und so einen Teich geschaffen, der eine schöne Schlittschuhbahn zuließ. Jetzt wurde daran gearbeitet, eine Rodelbahn zu bauen. Besonders begeistert waren wir, als er von der freiwilligen Feuerwehr der Schüler erzählte und uns einige der Übungen erklärte. Auch lernte Hermann das Cornett zu blasen. Wir fanden aber, daß seine Übungen mehr wie das Muhen einer Kuh als nach Musik klangen.

Im nächsten Jahr hat er aber bei der Vorstellung des Wallenstein beim Blasen mitgewirkt. Dies war ein großes Fest im Gymnasium mit einer Theaterveranstaltung und darauffolgendem Ball. Für Alfred Kutschenbach und mich war dabei das Hauptinteresse, daß es haufenweise Bonbons gab, und wir nahmen extra ein reines Taschentuch mit, um einige einzuwickeln und mit nachhause zu nehmen. All das imponierte Bernhard und wir planten, wo wir in Nachtigall eine Schlittschuhbahn und eine Rodelbahn bauen wollten. Oberhaupt waren wir voller Pläne für den nächsten Sommer.

Als endlich die Sommerferien kamen, war das neue Wohnhaus noch nicht bewohnbar. Unsere Schlafzimmer waren in dem Gebäude, das später Waschküche und Backstube und die Leuteschlafzimmer enthielt. Es war nur ein paar Schritte vom Wohnhaus entfernt. Ich glaube, wir benutzten bereits die Küche und ein Zimmer zum Essen im neuen Haus. In diesem Jahr waren wir schon mit vielem bekannt. Wir hatten große Freude an den Hühnern. Lenu - meine frühere estnische Wärterin - hatte für mich eine rotbraune Henne geschickt, die sehr von Mamas Wyandots abstach. Wir Kleinen hatten ein richtig großes Erlebnis, als diese Henne eine große Anzahl Küken ausbrütete. Diese Henne wurde von uns sehr verwöhnt. Ich hatte von den Eltern die Erlaubnis, zwei Kaninchen zu halten. Leider wußten wir sehr wenig, was dazu gehört. So war die Umzäunung, die wir gebaut hatten, ungenügend und sie gruben schnell einen Tunnelbau, um ihre Jungen darin aufzuziehen. So mußten zu unserer großen Trauer diese Tiere abgeschafft werden. Viel Spaß hatten wir mit den Putenküken, die von einer Henne ausgebrütet waren und bald zu großen Vögeln heranwuchsen.

Onkel Heimchen in Nurmis schickte an Annemarie ein Kind seiner Fokxentier. Dies war der sehr geliebte "Ratz", aber anfangs liebte Ratz uns nicht. Eines Tages war er verschwunden. Wochen später tauchte er in Nurmis auf. Wie er den Weg zurückgefunden hatte, war ein Rätsel, denn er war mit der Eisenbahn zu uns geschickt worden. Ratz aber wurde der Liebling der Familie. Dora hatte einen großen schwarz und weißen Hühnerhund "Treff", den sie scheußlich verwöhnte und Hermann und Karl einen ebenso großen, aber weiß mit braunen Flecken, der von ihnen streng dressiert wurde. Ratz aber machte uns Kleinen am meisten Freude. Wenn wir traurig waren und er auf seinem Lager lag, gingen wir zu ihm und klagten ihm unser Leid.

Er schien uns zu verstehen und leckte unsere Hände. So kam es vor, daß ich zuweilen neben ihm auf seinem Sack einschlief. Auch Bernhard tat es mir nach. Als die Puten aufwuchsen, war unter ihnen ein ganz besonders stolzer Truthahn, der sein Rad schlug und seine Flügel auf der Erde schleifte. Es machte Ratz Spaß, diesem über seinen Kopf auf den Rück zu springen und ihn am Schwanz zu ziehen. Am Ende des Sommers hatte dieser einst stolze Truthahn überhaupt keine Schwanzfedern mehr übrig und sah sehr geduckt aus.

Wir waren nun schon etwas bekannt mit der Gegend und durften allein in den Wald gehen, um Beeren zu pflücken. Das war Bernhards und meine Erwerbsmöglichkeit. Mama zahlte uns wie den Bauersfrauen und gemessen wurden die Beeren in gleicher Weise. Nun kann es leicht beim Beerenpflücken passieren, daß man von einer Stelle zur andern wandert und sich schließlich in einer unbekannten Gegend befindet. Wir waren noch sehr wenig erfahren und irrten herum. Schließlich fühlten wir uns wie Hänsel und Gretel und erwogen die Möglichkeit, daß es vielleicht doch eine Hexe gibt. Da hörte ich einen Hahnenschrei. Wo es einen Hahn gibt, da sollten doch auch Menschen wohnen. So gingen wir in der Richtung. Bald hörten wir einen Hund bellen und dann kamen wir aus dem Wald auf eine Lichtung und da kannte ich mich aus, denn das Gehöft gehörte einem Pächter in Nachtigall. Seit der Zeit hat das Krähen des Hahnes für mich noch immer eine beruhigende Wirkung. Wenn ich am frühen Morgen den Hahn höre, so bedeutet es für mich, daß alles in Ordnung ist und ich weiter schlafen kann. Es ist schade, daß so viele Menschen empfindlich dagegen sind, sodaß es verboten ist, in der Stadt einen Hahn zu haben.

Eine andere Möglichkeit Geld zu verdienen, war Unkraut zu jäthen. Dies war keine angenehme Arbeit und wurde als Stückerbeit bezahlt. Ich stand dazu gerne früh auf, sodaß ich den Sonnenaufgang sehen konnte. Dora behauptet, daß man mich öfter schlafend in den Furchen des Feldes fand, wenn es Zeit für das Frühstück war. Aber daran erinnere ich mich nicht. Bernhard interessierte sich aber nicht sehr für die Gartenarbeit und zog es vor, auf die Weide zu laufen, um mit den Jungen, die das Vieh hüteten, zu spielen. Er lernte von ihnen, aus Weidenästen Flöten zu machen, an denen er

viel Spaß hatte. Auch verstand er es bald, nach dem Stand der Sonne und der Länge des Schattens die Zeit abzuschätzen. Mit Hunden und Kühen war er bald vertraut.

Nun hatten wir aber unser eigenes Geld und die Möglichkeit es auszugeben, denn im Krug auf dem Wege zum Mühlensee gab es eine Bude, in der man etwas Süßes kaufen konnte. Das war dann eine Versuchung, dort nach dem Baden hängen zu bleiben. Viel mehr aber interessierte mich die Tischlerwerkstatt. Dort wurden die einfachen Möbel der Bauern angefertigt. Besonders freute es mich, wenn der Tischler an der Drehbank arbeitete. In der Schule war es immer beschämend für mich, daß ich sehr ungeschickt beim Turnen war. Nun kam ich auf die Idee, bei diesem Tischler eine Reckstange zu bestellen und ich konnte sie mit selbstverdientem Geld bezahlen. Bernhard und ich trugen sie gemeinsam nach dem Baden nachhause. Dort bauten wir das Gerüst für das Turngerät. Papa prüfte es, ob es sicher war und von da ab turnten Bernhard und ich regelmäßig.

Wenn man auf dem Wege zum Mühlensee abbog, so kam man an ein im Wald gelegenes Gehöft, in dem eine Töpferei war. Es war verkauftes Bauernland und gehörte nicht mehr zu Nachtigall. Bernhard und ich gingen gerne dort hin. Was da alles an Tonwaren unter der Hand des Besitzers auf der Drehscheibe entstand, setze uns in Erstaunen. Wir konnten uns nicht satt sehen. Bernhard legte hier sein Kapital in einem Krug mit Henkel an, den er zum Wassertrinken benutzte.

Der frühere Besitzer von Nachtigall hatte, wenn er Geld brauchte, Gehöfte an die Bauern verkauft. So gab es viel verkauftes Bauernland. Ein solches Gehöft lag an der Grenze nahe von Meschack. Der Boden war schlecht und von der Landwirtschaft allein konnte der Besitzer nur schwer leben. Da er aber in technischen Dingen geschickt war, überredete Papa ihn, landwirtschaftliche Maschinen zu kaufen und mit ihnen ^{für} andere Arbeiten auszuführen. Für unsere Wiesen hatte Papa jetzt eine Mähmaschine gekauft, die die Arbeit viel schneller erledigte, als man es mit der Sense tun konnte.

Es war jetzt Zeit für die Getreideernte. Da kaufte dieser Bauer eine Mähmaschine für Getreide. Papa überließ es ihm, mit dieser unsere Felder zu mähen. Die Kolonisten kritisierten das, denn sie waren besorgt, daß ihnen dadurch die Verdienstmöglichkeit als Tagelöhner genommen würde. Sie behaupteten auch, daß das Stroh von maschinengeschnittenem Getreide nicht so gut war wie das mit der Sense geschnittene zum Dachdecken. Aber Papa ließ sich nicht beeinflussen, sondern beriet ihn weiter. 1915 hatte dieser Bauer bereits eine Dreschmaschine, mit der er das Getreide in der Umgebung drosch. In kurzer Zeit hatte er es zu ziemlichem Wohlstand gebracht.

Das größte Unternehmen, das Papa im Sinn hatte, war die sumpfigen Wiesen zu entwässern und an günstigen Stellen Karpfenteiche anzulegen, um Karpfenzucht nach deutschem Muster bei uns einzuführen. Herr Witte war der Landmesser und Ingenieur, der mehrere Sommer bei uns war, um die Pläne auszuarbeiten. Wir Kleinen liebten ihn sehr, denn er erklärte uns so viel wir verstehen konnten, was er tat und was es in Zukunft sein würde. Mit der Entwässerung wurde gleich begonnen. Es war eine Gruppe estnischer Erdarbeiter, die Papa anstellte, um die Gräben zu graben. Sie kannten diese Arbeit schon von Lelle her. Ich erinnere mich noch, wie der Hauptgraben um die Ligat fertiggestellt war. Der Müller wurde benachrichtigt, daß der Durchstich zu einer bestimmten Zeit gemacht würde und daß er sich darauf vorbereiten sollte, daß eine große Wassermenge in den See fließen würde. Wir versammelten uns alle im Wald am Merschakschen See. Die Arbeiter gruben das letzte Stück des Grabens und dann strömte das Wasser im neuen Bett. Es war eines der großen Ereignisse in dieser Zeit.

Sehr viel langsamer ging es mit den Karpfenteichen. Auch da mußten Gräben gegraben, aber auch Dämme gebaut werden. Papa hatte einen Russen angestellt für einige dieser Arbeiten. Er verstand es, die großen Findlingsblöcke, die die Gletscher zu uns gebracht hatten zu spalten und zu zerkleinern, wenn sie im Wege waren. Ich weiß nicht, was für eine Methode er anwendete. Sprengstoffe gebrauchte er selten, aber er machte ein großes Feuer auf dem Stein. Wie es dann weiterging, weiß ich nicht. Eine große Erdarbeit war es, den Winterteich für die Karpfen anzulegen. Dieser mußte sehr tief sein,

damit er nicht bis auf den Grund froh und mußte auch an einer Stelle angelegt sein, wo er gut überwacht werden konnte, denn es wäre leicht gewesen, Fische zu stehlen, wenn alle Fische dort konzentriert wurden. So wurde der Winterteich an dem Tümpel, den Bernhard und ich im ersten Jahr im Garten fanden, angelegt. 1915 war der Winterteich gerade fertiggestellt worden und wäre nicht der Krieg gekommen, so hätte die Karpfenzucht im nächsten Jahr beginnen können. In der Umgebung erweckte dieses Projekt bei Bauern und Gutsbesitzern viel Interesse.

In diesem Jahr sahen wir Kleinen sehr viel mehr von der Ernte. Wir lernten hinter der Mähmaschine das Getreide, das in gewissen Abständen von der Maschine in Haufen abgeworfen wurde, in Garben zu binden, dann die Garben zusammenzustellen, daß sie wie ein Zelt dastanden. Wohl lernten wir, wie es zu machen war, aber viel lieber spielten wir in den Garbenzelten. Bei der Rübenernte war es ein Spaß, die großen Knollen aus der Erde zu ziehen. Sehr lustig war auch die Kartoffelernte, bei der einer grub und der andere die Kartoffeln auflas. Abends roch es dann so gut, wenn das Kraut verbrannt wurde und wir Kartoffeln in der Asche backen konnten. Ganz etwas neues war es für uns, wie die Mieten angelegt wurden, um Kartoffeln und Rüben für den Winter aufzubewahren.

Die Ernte im Garten unterstand Mamas Obhut. Während des Sommers wurden die grünen Bohnen fertig gemacht, um geschabbelt und eingesalzen zu werden. Nur die besten wurden in Weckgläsern eingemacht. Diese Arbeiten wurden von der ganzen Familie, inklusive Papa, wenn er Zeit hatte, auf der Veranda gemacht. Pilze und Beeren wurden auch dort für die Weckgläser zubereitet. Mama besorgte allein die Früchte, die mit Spiritus übergossen zu Likören verarbeitet wurden. Das Wintergemüse besorgte Mama mit dem Gärtner und dem Küchenpersonal. Auch die Milchwirtschaft unterstand ihr. Ihre größte Liebe war das Geflügel. Der Hühnerstall war ein neues Gebäude. Unten war der Schweinestall, der sehr sauber gehalten wurde, darüber der Hühnerstall. Auf diese Weise hatten die Hühner einen warmen Fußboden im Winter. So war Mama sehr beschäftigt und hatte viele Leute, die sie anleitete. Aber Mama hatte nicht nur die Wirtschaft im Sinn. Sie fühlte sich für das Wohl der Leute in ihrer Obhut ver-

antwortlich. Es lag ihr auch daran, die Mädchen der Kolonisten, aber auch der lettischen Bauern an den Hof zu ziehen und für Haushalt und gesunde Lebensweise anzulernen. Seit Dora wieder aus Deutschland zurück war, regte sie Mama in dieser Richtung besonders an. Ihre Bestrebungen in dieser Hinsicht wurden von den Leuten nicht geschätzt. Besonders sträubten sie sich gegen das Gemüseessen. Die einzige Diät, die sie kannten war: Roggenbrot, Kohl, Kartoffeln, Gerstengrütze, Speck und Milch. Alles andere, wenn es süß war, galt für gut, wenn es Gemüse war als ungenießbar. Das war in der Hinsicht sonderbar, da wir sehr viel Gemüse aßen und gewöhnlich die Leute versuchten, uns in allem nachzuahmen. Es muß für Mama sehr schmerzlich gewesen sein, als 1918 im Winter, als sie mit den andern Geiseln von den Russen auf den Bahnhof in Wenden marschierte, eine Frau ausrief "Die da hat uns Gras zu essen gegeben, gebt ihr jetzt Stroh".

Ob all dieses sich in den zweiten Sommerferien ereignet hat, kann ich nicht sagen. Wir fanden uns allmählich in Nachtigall zurecht und unser Leben dort gestaltete sich ähnlich, wie es in Lelle gewesen war. Am Ende der Ferien fuhren Hermann und ich wieder nach Wenden. Aus irgendeinem Grunde kam Karl nicht nach Birkenruh sondern nach Reval. Er ging zur Domschule und lebte in der Rennenkampffischen Pension. 1918 während der Okkupation war auch ich dort in der Domschule, die eine neu eröffnete deutsche Schule war. Birkenruh war zerstört. Ob die Eltern und Bernhard nach Riga fuhren, weiß ich nicht. Ich erinnere mich nicht einmal an die Weihnachtsferien dieses Jahres.

NACHTIGALL - Wie sich unser Leben dort gestaltete

Wie der Name anzeigt, gab es in Birkenruh viele Birken. Die Lehrerhäuser lagen in einem Wald von Birken - alles hohe ältere Bäume. Auch war der Abhang zur Schlittschuhbahn voller Birken. Als im Frühling die Birken zu treiben anfangen, zapften die Walterschen Jungen die Birken an, um Birkenwasser zu machen. So lernte ich von ihnen, wie es gemacht wurde. Als wir zu den Osterferien nach Hause kamen - der Umzug von Riga war jetzt vollendet - machten wir Birkenwasser in Nachtigall. Hermann organisierte uns Jungen

für diese Arbeit. Der Baum wurde angebohrt, Papa bestimmte, welche Bäume stark genug waren, ohne Schaden angezapft zu werden. Dann wurde eine offene Rinne, die wir aus Weidenästen machten, hereingehämmert und ein Eimer darunter gestellt. Über Nacht tropfte genug Saft aus dem Baum, um den Eimer zu füllen. Wir Kleinen mußten dann jeden Morgen die Eimer nachhause tragen. Dort wurde der Saft in sterilisierte Flaschen gefüllt, ein Paar Rosinen, ein Stäbchen schwarze Johannisbeere und etwas Zimt dazu getan und dann wurden die Flaschen verkorkt und mit Draht wie eine Sektflasche verbunden. Dann gruben wir ein tiefes Loch nahe dem Eiskeller und vergruben die Flaschen dort, wo sie bis zum Sommer blieben. Sie waren in drei Monaten zu einer sehr erfrischenden Brauselimonade gereift. Sie wurden statt Tee beim Nachmittagskaffee angeboten. Wohl war Birkenwasser schon in Lelle bekannt. Doch wurde es nie in solchen Mengen wie in Nachtigall aufgesetzt.

So war das Wohnhaus in Nachtigall schon in vollem Betrieb. In der ersten Zeit schliefen Bernhard und ich mit Jungfer Mariechen in dem Zimmer, das später das Zimmer für den Hauslehrer wurde. Wir mochten es gar nicht, unter ihrer Aufsicht zu sein und schließlich kamen wir in das Zimmer neben Annemaries. In dem Zimmer hatte jeder von uns seine Spiel- und Schreibecke. Die konnten wir ganz nach unserem Geschmack einrichten. Annemarie mußte durch unser Zimmer gehen, um zu ihrem zu gelangen. So waren wir unter ihrer Aufsicht und gingen oft zu ihr, um uns beraten und trösten zu lassen. Wenn wir in der Nacht plötzlich aus Angst vor Gespenstern nicht einschlafen konnten, krochen wir sogar in ihr Bett und sie beruhigte uns. An Regentagen nahm Annemarie uns häufig in ihr Zimmer und ließ uns zeichnen oder mit bunten Stiften unsere Künste versuchen. Aber meistens spielten wir an Regentagen auf dem Boden unter dem Dach, wo auch Wäsche getrocknet wurde und wo die 2 großen Wasserbehälter standen, in die der Windmotor über der Quelle das Wasser pumpte. Dort konnten wir herumlaufen und wenn wir eine Stadt oder Burg aufgebaut hatten, durften wir sie längere Zeit stehen lassen. Annemarie regte oft bei solchen Spielen unsere Fantasie an. Auch las sie uns Geschichten vor. Einen großen Eindruck machte auf uns die Geschichte vom "Kleinen Lord Fauntleroy". Sie mußte aber auch unsere Haare schneiden. Der Einfachheit halber wurden wir kurz über



Nachtigal Gutshaus

den ganzen Kopf geschoren. Wir mochten diese Prozedur garnicht. Wir behaupteten immer, das zieht und schmerzt. So war es nicht leicht, uns zum Haare schneiden einzufangen. So kam Annemarie morgens in unser Zimmer und während wir noch verschlafen waren, schnitt sie einen Streifen quer über unseren Kopf, dann ging sie wieder ins Bett. Da wir nicht mottenfräßig herumlaufen wollten, fügten wir uns willig, und ließen unsere Haare fertig schneiden.

Viel später einmal, als Bernhard bereits gelernt hatte zu schreiben spielten wir wieder an einem kalten Morgen in Annemaries Zimmer und während sie mir bei meiner Zeichnung half, ging Bernhard an das beschlagene Fenster und schrieb mit dem Finger "Mieze" - so nannte Mama Annemarie - und dann setzte er "Kater" dazu. Annemarie wischt es ab, aber noch lange nachher konnte man, immer wenn das Fenster beschlagen war, wieder das "Miezekater" erkennen und Miezekater blieb Annemaries Name für uns seit dem.

Als die Sommerferien angingen, kam auch Karl nachhause. In dem einen Jahr in Reval hatte er sich sehr verändert. Wir Kleinen saßen oft in Hermanns und Karls Zimmer und hörten Karls Erzählungen zu und sahen seine Bilder an. Er erzählte von den russischen Kriegsschiffen im Revaler Hafen. Er kannte sie beim Namen und auch ihre Fahnen. Er berichtete, was er von den Matrosen über das Schiffslieben gehört hatte. Er wußte auch viel von der Zarenfamilie und Einzelheiten aus ihrem Leben, hatte ein Album mit Bildern der Zarenfamilie und vieler Persönlichkeiten am Hof. Er hatte auch Tanzstunden gehabt und war begeistert von einigen Mädchen im Kreis, von denen er sogar Bilder hatte. Ich konnte es garnicht begreifen, daß man sich so für Mädchen begeistern konnte. Ich fand sie immer noch gefährlich und am besten zu meiden. An der Domschule war er in einer Gruppe die, so wie die Studenten in Dorpat, sich im "Pauken" (Fechten mit Rapiere) übten. Er hatte Rapiere, Lederhelme und Brustschürzen mitgebracht. Wenn Herrmann und er paukten, so war es ganz gut zuzusehen. Wenn er aber Bernhard und mich dazu heranzog, so gefiel es uns garnicht, denn Karl war viel stärker und es war trotz aller Schutzmaßnahmen schmerzhaft, wenn ein Hieb saß. Es muß auch ziemlich komisch ausgesehen haben, denn Dora photographierte uns dabei.



Brüderpyramide

Hermann und Karl hatten jetzt Schrotflinten bekommen und gingen viel auf die Jagd. Da sie viele Patronen verschossen, mußten immer neue nachgefüllt werden. Dazu zogen sie dann Bernhard und mich heran. Da es uns das Gefühl gab, daß wir groß waren, wenn wir diese Arbeit taten, so hatten wir nichts dagegen. Es machte auch Spaß mit einem kleinen Becher die richtige Menge Pulver abzumessen, dann den Filzpfropfen darüber zu stampfen und dann kam das Schrot - für jede Art Wild nach seiner Größe - dann der Papierpfropfen und dann wurde das offene Ende der Patrone in einer Vorrichtung mit einer Kurbel zgedreht. Es gab aber auch Dienstleistungen, die wir nicht mochten. Viele Arbeiten, die ihnen aufgetragen wurden, mußten wir ausführen und wenn sie mit einem Auftrag an die Leute geschickt wurden, dann schickten sie uns. Auch mußten wir ihren Hund "Boy" bürsten und herauslassen, wenn es nötig war. So waren wir etwas vorsichtig, wenn wir in ihre Nähe kamen. Wir hatten in dem Sommer einen Hauslehrer für Hermann und Karl. Es war ein Dorpater Student. Wir Kleinen mochten ihn, weil er lustig erzählen konnte. Hermann und Karl aber spielten wilde Streiche an ihm, die ihn in Verlegenheit brachten.

NACHTIGALL- Besondere Ereignisse

Es war ein großes Ereignis, als Golubuschka zu uns kam. Der Name bedeutet auf Russisch "Täubchen", doch war dieses Pony alles andere als ein Täubchen. Bockig, eigenwillig und immer verärgert war sie. Sie war das Pony des "Zarewitsch", dem Thronfolger des Zaren. Er soll als Elfjähriger sehr an diesem Pferdchen gehangen haben. Aber jetzt hatte der Arzt bestimmt, daß wegen seiner Bluterkrankheit das Pferd zu gefährlich sei und verschwinden sollte. Onkel Berthold, dem der Marstall des Zaren unterstand, hatte dafür zu sorgen, daß dieses heimlich geschah. So wurde Golubuschka von einem uniformierten Stallknecht des Zaren zu uns gebracht. Natürlich wurde sie von uns allen und dem ganzen Hausgesinde in Empfang genommen. Anfangs gefiel es ihr bei uns garnicht - unser Stall war nicht so gut wie der beim Zaren. Wo nur eine Gelegenheit war, wegzulaufen, lief sie davon. Besonders, wenn unten am Berg auf der Landstraße die Postkutsche mit Glockengeläut vorbei fuhr, dann war sie nicht zu halten und stürmte den Berg hinunter und lief hinter der Kutsche her. Sie war in der Gegend bekannt und wurde uns immer wieder gebracht und allmählich kam sie auch von allein nach Hause, so daß wir sie frei auf dem Hof laufen ließen. Besonders gern mochte sie in den Garten^{zu} gehen. Dort ging sie artig zwischen den Beeten, ohne auf die Pflanzen zu treten. Besonders liebte sie es Erdbeeren zu pflücken. Wenn aber statt der Beere ein Blatt in ihr Maul kam, dann spuckte sie es wieder aus. Später kam sie auch ins Haus, um sich Stückzucker zu holen. Nun sollten Bernhard und ich auf diesem Vieh reiten lernen. Annemarie und Dora waren unsere Lehrer. Bernhard lernte es, Golubuschka zu handhaben; mir ist das nie gelungen. Sobald ich auf ihr saß, fing sie an, sich zu bäumen und zu spicken und mit mir loszugehen, bis sie mich in den Dreck warf. Beiderseitig war zwischen uns keine Liebe. Aber Annemarie und Bernhard haben sie sogar vor einen Schlitten gespannt.

Als wir im Sommer 1977 Dora in Buellton besuchten, erzählte sie mir, daß Golubuschka nach Wenden mitgenommen wurde, als wir im Herbst 1915 dorthin flohen. Papa fühlte sich für das Pferd des Zaren verantwortlich und wollte nicht, daß es in die Hände der Deutschen fiel. Es nahm aber, wie alles in Rußland, eine längere Zeit, ehe sie abgeholt wurde. So war es Bernhards Aufgabe, jeden Tag auf ihr zu reiten, damit sie Bewegung hatte. Nun gab es zu irgendeinem Anlaß, wahrscheinlich dem Geburtstag des Zaren, eine große Festlichkeit und Militärparade. Bernhard war gerade, als die Regimenter aufzogen, mit Golubuschka in der Stadt. Als Golubuschka die ihr bekannte Militärmusik hörte, war sie nicht mehr zu halten. Sie rannte zum Militär und marschierte vorne mit. Sie kannte alle Kommandos und führte sie zum Erstaunen der Offiziere kunstgerecht aus. Publikum und Militär waren entzückt, aber schließlich wurde es den Offizieren zu viel. So wurde Bernhard gesagt, daß es jetzt genug sei und er wegreiten solle. Er sagte darauf, daß er es nicht kann, denn seit Golubuschka die Musik gehört hatte, gehorchte sie ihm nicht mehr. So führten zwei Soldaten Golubuschka mit Bernhard darauf ab.

Ich erinnere mich nicht mehr an diese Begebenheit und auch nicht wie Golubuschka abgeholt wurde.

Papa sah es als seine Pflicht an, auch für das geistige Wohl der Kolonisten zu sorgen. Die nächste Kirche war in Nietau - 7 Werst von Nachtigal entfernt. Da die Gutsbesitzer des Kirchspiels während der Revolution nach Riga geflohen waren, hatte der lettische Pfarrer den deutschen Gottesdienst für den er verpflichtet war, abgeschafft. Nun bestand Papa darauf, daß er seinen Verpflichtungen nachkam. Es gab einen Kampf, und die Letten wollten nicht zulassen, daß es deutschen Gottesdienst in Nietau gab. Papa gelang es aber durchzudrücken, daß ein Mal im Monat ein Gottesdienst für die Kolonisten und Gutsbesitzer stattfand. So fuhren wir ein Mal im Monat auf der 'Linienroschke' - ein Wagen dessen Karosserie aus einem langen Brett in Linie der Fahrtrichtung auf dem man rittlings saß und 2 Querbrettern auf denen man in gewöhnlicher Weise saß - bestand. Papa und Mama saßen auf den Querbrettern



Bernhard auf Golubuschka

auf Kissen, wir Kinder rittlings auf dem langen Brett. Wenn es regnete, fuhren wir in der Kalesche mit dem Lederverdeck. Die Kolonisten legten Bretter als Sitze auf ihre Leiterwagen und fuhren hinter uns her. Erst ging der Weg durch Nachtigalsche Felder und der Stand der Saat wurde besprochen, dann durch eine neu angelegte Schonung zum Gehöft Klinzneck, das später Restgut wurde. Dann durch Hochwald bis zum Krug. Kurz hinter dem Krug fing der Nietausche Wald an; die Landstraße war die Grenze. Auf der Nachtigalschen Seite war das große Moor, das Papa entwässern wollte, auf der Nietauschen Seite Hochwald. Nach 2 oder 3 Werst kamen wir an die Grenze, wo alles zu Nietau gehörte. Im Sommer wurde immer an einer Waldwiese Halt gemacht und nach Champignons gesucht. Dies war die einzige Stelle, wo sie zu finden waren. Bald danach kam man auf die Nietauschen Felder und dann sah man schon das Städtchen mit dem Kirchturm mitten drin. Was mir am Gottesdienst am meisten gefiel, waren das Orgelspiel und der Gesang. Ich wollte so gerne mit dem Organisten sprechen, aber das wurde von der Gouvernante verboten "weil er ein Lette war".

Nach dem Gottesdienst aßen wir zu Mittag bei den Grafen Stenbock - den Besitzern von Nietau. Dort ging es sehr vornehm und formell zu und wir wurden von den Eltern sehr ermahnt, uns gut zu betragen. Zwei Diener bedienten bei Tisch und reichten die Speisen herum. Einmal gab es als Nachspeise Stachelbeerkompott. Bernhard hatte den Eindruck es sei Rosenkohl, den er nicht mochte und nahm sehr wenig, was uns sehr erstaunte. Als aber das zweite Mal gereicht wurde, hatte er es geschmeckt und da war es aus mit der Bescheidenheit. Die Stenbockschen Jungen waren in unserem Alter, der älteste in Karls. Mir imponierte es sehr, was er von der Schule in Deutschland zu erzählen hatte. Er gehörte einer Pfadfinder Truppe an und zeigte uns seine Uniform, erzählte von den Wanderungen und den Abenden im Walde bei dem Feuer, wo sie Lieder sangen. So wollte auch ich in Deutschland zur Schule gehen.

Das Schloß Nietau war in der Revolution abgebrannt worden. Graf Stenbock hatte mit seinen Leuten den Banden aus den Städten Widerstand geleistet, aber nach mehreren Angriffen konnte er es nicht verhindern, daß das Schloß in Brand gesteckt wurde. Jedoch gelang es ihm, mit seiner Familie zu fliehen. Jetzt lebten sie in einem Haus, das früher für Gutsbeamte gebraucht wurde.

Die Stimmung in Nietau war noch immer revolutionär. Gutbesitzer und Kolonisten wurden nicht gern gesehen. Man ließ sich nicht gern allein auf der Straße sehen, da man leicht angepöbelt wurde. Papa besuchte regelmäßig den russischen "Natschalmick", dem Gendarmerie und russische Verwaltung zustanden. Er tat es nicht gerne, denn dieser Beamte, der für unseren Schutz dort eingesetzt war, hielt es mit den aufrührerischen Letten. Wir waren einmal mit dabei, als wir zum Mittagessen dort eingeladen wurden. Es war typisch russische Atmosphäre in dem Hause und gefiel uns Kindern garnicht.

Nietau war das Städtchen, wo ein Schuster unsere Schuhe flickte und wo es Handwerker aller Art gab. Am liebsten war uns aber die Bude, das Geschäft in dem alles bunt durcheinander gab. Da gab es Gartengerät, das an den Wänden hing oder auf Brettern an der Wand lag und daneben die Tonnen mit Heringen. Da gab es Geschirr für die Pferde, das so schön nach Leder roch und auf dem Tisch davor Stoffe für Kleider. Da gab es Papier und Bleistift für die Schule - und nicht zu vergessen, Schiefertafeln und Griffel - und zur Versuchung Konfekt und die beliebten Lutschbonbons. Oh, wie gerne gingen wir in die Bude !

In Nietau wurden auch die Post und die Zeitung abgeholt. Gewöhnlich ritt einer der Gutsleute, das zu besorgen, oft aber gingen wir mit Annemarie zu Fuß auf einem kürzeren Weg dorthin. Auf diesen Gängen lernte ich von Annemarie mehr über die Natur als in der Schule. Auch erklärte sie uns die Gebräuche unter den Letten und ihre Herkunft. Johanni - am längsten Tage des Jahres war ein großes Fest. An diesem Tage fuhren die lettischen Familien

auf ihren Brettdroschken, die so mit jungen Birken geschmückt waren, daß die Menschen wie in einer Laube saßen, im Lande umher, um Bekannte zu besuchen. Dabei sangen sie "Ligo, Ligo, Ligo, Janit". Annemarie wußte, daß das Lied an heidnische Zeiten und Gebräuche erinnerte. Ligo war die frühere Frühlingsgöttin der Letten und Janit ist Johannis. Anscheinend war für die Letten Ligo dreimal so wichtig wie Johannes. Schon nach zwei Jahren imitierten die Kolonisten diesen Brauch mit diesem Lied.

Die Hauptfeier von Johanni fand aber am Abend statt. Da wurde der Platz vor der großen Scheune mit Birken geschmückt und ein großer Scheiterhaufen gebaut. Bei anderen Gütern hatte man auch eine Teertonne auf einer hohen Stange. Es gab Bier aus Fässern und viel Gutes zu essen. Dann wurde ums lodernde Feuer getanzt und viele der jungen Leute sprangen über das Feuer, wenn es etwas niedergebrannt war. Es wurde viel gesungen und die Ziehharmonikas spielten zur Begleitung und zum Tanz. Dora und Annemarie machten immer mit. Papa und Mama zogen sich zurück nach der formellen Eröffnung des Festes.

Annemarie und Dora hatten mehr Freiheit als wir Jungens und da sie Reitpferde hatten, konnten sie in der Nachbarschaft Besuche machen. Papa und Mama verkehrten meistens in Riga. Hermann und Karl waren mit Jagd beschäftigt und wir Kleinen kamen für Besuche nur selten in Betracht. Annemarie und Dora waren aber sehr mit Renate von Blankenhagen in Klingenberg befreundet und ritten oft dorthin. Sie kannten natürlich auch ihren Bruder, der nach dem Krieg das Buch "Am Rande der Weltgeschichte" (Verlag Vandenhöck und Ruprecht, Göttingen) geschrieben hat. Renate kam auch zu uns herübergeritten. Wir begrüßten sie, aber dann wurden wir Kleinen als lästig abgeschoben. So habe ich nicht viel von ihr in Erinnerung. Auf dem Gut Jürgensburg war aber eine Schar Mädchen in unserem Alter. So wurden wir bei Besuchen dorthin mitgenommen. Trotz der Entfernung war es ein reger Verkehr, den wir Kleinen sehr schätzten. Natürlich hatten wir auch Besuch von Papas Bekanntenkreis. Doch außer bei den Mahlzeiten

sahen wir wenig von den Gästen. Ich erinnere mich besonders an eine Gelegenheit, kurz nachdem Papa 1912 als Landrat gewählt worden war. Der Besucher war Fürst Lieven. Er und Papa gingen auf der Terrasse auf und ab. Bernhard und ich konnten sie am Fenster unseres Zimmers beobachten. Es machte uns großen Spaß zu hören, wie sie sich gegenseitig mit "Eure Exzellenz" titulierte. Für mehr intime Bekannte, so wie Papa's spezielle Freunde - die Strandmanns wurden Ausflüge an schöne Seen unternommen. Man lag auf der Wiese auf Decken, wir Jungen badeten und es gab viel zu essen. Und zu solchen Gelegenheiten brauchte man sich nicht fein anzuziehen und durfte herumtollen.

Die Zeit vor der Flucht nach Wenden 1915

Bernhard war jetzt schulfertig und für seinen Unterricht kam Fräulein Schwanfeld ins Haus. Nun gab es keine Gouvernanten und Studenten als Hauslehrer mehr. Fräulein Schwanfeld war bald von allen hochgeschätzt und beliebt. Sie war eine hervorragende Lehrerin und eine sehr sympathische Persönlichkeit. Wie Bernhard unter ihr lernte, weiß ich nicht, aber während der Ferien gab sie auch mir Nachhilfestunden. So weiß ich wie anregend sie sein konnte. Sie nahm uns auf Spaziergänge und in spielender Weise erklärte sie uns Botanik an den Blumen, die wir pflückten. Geographie an Rinnsalen nach dem Regen, wir sahen wie das Wasser Flußbetten grub, wie sich Deltas bildeten. Sie machte uns aufmerksam auf Tiere und Insekten, aber auch die akademischen Fächer vernachlässigte sie nicht. Doch lernten wir gerne bei ihr, denn wir hatten sie gerne. Ich habe noch einen Brief von Annemarie aus den dreißiger Jahren, in dem sie schreibt, daß Fräulein Schwanfeld sie in Oberammergau besuchen würde.

Ich weiß nicht, aus welchen Gründen die Eltern ein Jahr später beschlossen, Karl, Bernhard und mich nach Jürgensburg zu den Sokolovskies zu schicken und uns mit den Sokolovskischen Mädchen von Fräulein Schwanfeld unterrichten zu lassen. Karl war in einer Klasse mit Mücke, ich in derselben wie Anjuta und Bernhard in derselben wie Elsbeth. Mini war noch ein Baby. Jürgensburg war ein großes und reiches Gut und hatte in der Revolution wenig gelitten. Ehe man auf den Gutshof kam, fuhr man durch die großen Felder, auf denen vereinzelt alte Eichen standen, sodaß die Landschaft parkähnlich aussah. Dann ging es zwischen zwei Seen vorbei in die alte Allee, die zum Gutshaus führte. Bei der Einfahrt in diese Allee standen zwei große Obeliske, die aus Findlingsblöcken vom Jürgensburgschen Steinmetz hergestellt waren. Das Gutshaus war ein Steinbau mit einer großen Freitreppe. Von dieser Treppe schaute man in den Park und auf den See. Hinter dem Hause an der Küchenseite war ein Teich. Diese Gegend gehörte dem Geflügel. Es gab Massen von Hühnern, Enten und Gänsen und ein paar Truthähne. Seitlich hinter den Parkbäumen waren die Wirtschaftsgebäude und der sehr elegante, große Pferdestall. So lebte man hier auf viel höherem Fuß als wir es in Nachtigal gewohnt waren.

Sokolovskie war in russischen Diensten Schulinspektor für Rußland. Das bedingte große und lange Reisen. Als wir dorthin kamen, war er dienstlich in Südrußland am Schwarzen Meer. Es stand ihm zu, mit 6 Postpferden zu reisen. Aber wie die meisten Beamten kassierte er das Geld dafür ein und gebrauchte andere Transportmittel. Er fuhr aber nicht mit der Eisenbahn, sondern ritt. Er war ein großer wohlgebauter Mann. Als wir ihn zum ersten Mal sahen, sah man ihm nicht an, daß er vom Schwarzen Meer bis zum Baltikum geritten war.

Frau v. Sokolovskie war im Gegensatz zu ihm klein und zierlich. Wir hatten verhältnismäßig wenig Kontakt mit ihr und sahen sie meistens nur bei den Mahlzeiten. Wenn ich aber hörte, daß sie Klavier spielte und sang, dann schlich ich mich ins Musikzimmer.

Wir unterstanden Fräulein Schwanfeld. Wie sie es fertig bekam, drei Klassen zu unterrichten und uns im Zaum zu halten, weiß ich nicht. Wir hatten sie aber sehr gerne und taten alles ihr zu Liebe. Karl und Mücke waren sehr intime Freunde. Bernhard und Elsbeth spielten gerne miteinander, aber mit Najuta und mir ging es nicht so glatt. Sie kam sich mir sehr überlegen vor und mir gefiel es nicht von einem Mädchen so von oben herab behandelt zu werden. Wie ich gehört habe, ist sie später in Paris eine leitende Kommunistin geworden. So waren meine Spielgefährten Bernhard und Elsbeth. Ich erinnere mich aber nur, wie wir am See zusammen spielten und die Fische beobachteten. Elsbeth hat einen Schweden - Christiersen - geheiratet. Nach dem Kriege hat sie öfters Dora in Bienenhof bei Riga besucht und vor einiger Zeit schrieb sie mir und erzählte, daß sie sich erinnert, wie ich am See einen Ofen gebaut habe und wir zusammen darauf Speck gebraten haben. Sie soll ein bildhübsches Mädchen gewesen sein; ich erinnere mich nur an ihre zwei langen Zöpfe. - Oh, wie dumm kann ein Junge sein in dem Alter, in dem ich war? Denn woran ich mich erinnere, ist die Werkstatt des Steinmetz am See und der Motor, der die Wasserpumpe antrieb. Bernhard und Elsbeth hatten aber viel Vergnügen im Pferdestall.

Am deutlichsten sind mir aber in Erinnerung die warmen Frühlingsabende, an denen wir auf der Terrasse saßen und gesungen wurde. Dort hörte ich zum ersten Mal das Lied "Am Brunnen vor dem Tore". Noch jetzt, wenn das Lied gesungen wird, sehe ich nicht einen Lindenbaum sondern die Freitreppe am Jürgensburger Haus. Es war eine schöne Zeit.

Für die Sommerferien kehrten wir nach Nachtigal zurück. Es war ein Sommer mit beängstigend roten Sonnenuntergängen und Trockenheit. Das Leben verlief in normaler Weise. Man konnte schon erkennen, wie Nachtigal aussehen würde, wenn Papa's Pläne ausgeführt würden. Eine neue Straße, die weniger steil als die alte war, führte von der Landstraße den Berg hinauf zum Gutshaus.

Vor dem Hause war der Rosenplatz angelegt mit Blumenbeeten eingefast. Die Terasse an der Saalseite war fertig und davor ein formeller Blumengarten, durch den man zu den großen Linden kam und dem dahinterliegenden Obst- und Gemüsegarten, in dem auch jetzt ein Treibhaus stand und eine Reihe von Mistbeeten. Unten am Garten wurde am Winterteich für die Karpfen gearbeitet. Von der hinteren Terasse schaute man herunter auf die Wiesen, auf denen man die neuen Gräben und Staudämme für die Karpfenteiche sehen konnte. Uns machte es immer Spaß, uns vorzustellen, wie es aussehen würde, wenn diese Wiesen Seen sein würden und die kleinen Wäldchen auf den Hügeln Inseln werden würden. Nachtigal versprach ein sehr hübsches Gut zu werden.

In dieses hoffnungsvolle und friedliche Bild schlug die Nachricht vom Mord des österreichischen Thronfolgers wie eine Bombe. Darauf kamen die Kriegserklärungen. Unbewußt plapperte ich heraus "Dann werden die Deutschen zu uns kommen und wir werden zu Deutschland gehören". Ich erinnere mich noch an den Schreck der Eltern und aller, die es hörten. Mir wurde streng verboten, irgendetwas über Deutschland und die Deutschen zu sagen.

Das erste, was wir vom Krieg merkten, war, daß alle Pferde zur Besichtigung nach Nietau gebracht werden mußten und die besten fürs Militär genommen wurden. Danach mußten sich die jungen Leute stellen und viele wurden zum Militär eingezogen. Es wurde verboten, in der Öffentlichkeit Deutsch zu sprechen. Papa sprach mit dem Holzjuden auf dem Bahnhof von Remotzky über Holzpreise. Unwillkürlich nannten sie die Zahlen auf Deutsch. Ein Lette, der wenig Deutsch verstand, zeigte sie an und sofort war die Polizei da. Es hätte schlecht ausgehen können. Es waren schon welche wegen des Deutschsprechens nach Sibirien verschickt worden. Doch der Jude hatte die Antwort fertig. Er behauptete, sie hätten Englisch geredet, und da niemand von den Anklägern diese Sprache beherrschte, war kein Beweis vorhanden. Es war für alle Deutschen nötig, in irgendeiner Weise zu zeigen, daß sie Rußland im Kriege unterstützen. So richteten viele auf ihren Gütern Lazarette ein.

In Nachtigal konnte für 6 Verwundete ein Lazarett in der Klette eingerichtet werden und Annemarie und Dora pflegten die Leichtverwundeten, die noch vor Weihnachten zu uns gebracht wurden. Diesen Russen gefiel es bei uns sehr wohl und unser Verhältnis war freundschaftlich.

Trotzdem setzten die Letten alles daran, uns zu verdächtigen. Papa wurde angeklagt, daß ein deutsches Flugzeug regelmäßig bei uns an der großen Scheune landete und eine Kuh und mehrere Säcke Mehl auflud. Bei Gericht fragte der Richter die Frau, die die einzige Zeugin war, wie denn das Flugzeug ausgesehen habe. Er hatte noch nie eins gesehen. Sie antwortete "Wie die Sonnenfinsternis". Zum Glück war solcher Unsinn auch dem Richter zu viel. So wurde Papa freigesprochen. Es war nicht nur, daß die Letten uns verdächtigten. Wir verdächtigten viele von unseren Leuten, Spitzel zu sein. So wurde das sonst gute Verhältnis zerstört. Wir glaubten, den Kolonisten trauen zu können. Es stellte sich später heraus, daß sie schlimmer waren als die Letten. So bildete sich bei uns eine Zeichensprache aus, in der wir uns gegenseitig warnten, wenn wir irgendeinen Verdacht bemerkten.

Weswegen ich im Herbst nicht wieder nach Jürgensburg geschickt wurde, weiß ich nicht. Wahrscheinlich weil Anjuta und ich nicht gut miteinander auskamen. Ich glaube aber, daß Bernhard und Karl wieder unter Fräulein Schwanfeld's Aufsicht waren. In Birkenruh hatte sich schnell vieles durch den Krieg verändert. Das große Anstaltsgebäude wurde zu einem Lazarett. Die Schüler wurden in Lehrerhäuser verteilt. Bei Walters waren wir außer den 5 Walterschen Kindern 17 Pensionäre, die meisten älter als ich. Ich erinnere mich nicht an Einzelheiten dieser Zeit, außer daß die Zeitung von allen gelesen wurde und Pastorin Walter viel zu beschäftigt war, um uns Geschichten vorzulesen. Die Berichte über die anfänglichen russischen Erfolge wurden mit bunten Nadeln an der Karte sichtbar gemacht. Die Berichte waren übertrieben und lächerlich ungenau. So wurde berichtet, daß die Russen 41 Maschi

nengewehre, 41 Kugelspritzen und 41 Metraliösen erobert hatten. Es handelte sich aber lediglich um die Maschinengewehre und die anderen Namen waren bloß Namen für dasselbe Ding. Solange die Russen siegreich waren, wurden wir nicht belästigt. Das änderte sich aber nach Tannenberg. Wir freuten uns über jeden Sieg der Deutschen, aber sorgten uns wegen der vielen Verschickungen nach Sibirien.

An die darauf folgenden Ferien erinnere ich mich mehr. Die Deutschen waren bis an die Düna vorgedrungen, Wir hatten gehofft, daß sie bald kämen, aber der Vormarsch kam zum Stehen. Wie gewöhnlich wollten die Russen nur verwüstetes Land abtreten. Die Bewohner wurden gezwungen zu fliehen und alles, was sie nicht mitnehmen konnten, wurde zerstört. Endlos waren die Kolonnen von Flüchtlingen. Mit vollgeladenen Wagen, mit Vieh und Geflügel, zu Pferd und zu Fuß zogen sie im Leichenwagentempo gen Osten. Vieh und Pferde brauchten Futter und wurden auf unsere Wiesen und Felder getrieben. Noch hatten die meisten genug Vorräte, um sich selber zu ernähren, aber schon wurde gebettelt und eingebrochen. Am schlimmsten war, daß die Maul- und Klauenseuche ausbrach und die Herden auf den Gütern angesteckt wurden. Auch in Nachtigall wurde unsere Herde angesteckt. Unser Lazarett war evakuiert. So konnten sich Annemarie und Dora der Herde widmen. Die Hälfte der Kühe krepiereten trotz Pflege. Im September, als die Deutschen an der Düna Halt machten, hörte allmählich der Flüchtlingsstrom auf. Doch nun hörte man den Kanonendonner. Mehr und mehr Militär war zu sehen. Mit den Flüchtlingen und der Zivilbevölkerung gingen sie rücksichtslos um. Wir wurden verhältnismäßig wenig belästigt, da Nachtigall abseits der Hauptstraßen lag.

Nun aber fingen die Letten an, sich breit zu machen. Sie wußten, daß das Militär sie gegen uns in Schutz nehmen würde. Die Gutsbesitzer flohen nach Wenden. Nun fing auch Papa an, Sachen von Wert zu vergraben. Unser Silber, das in Riga in einer Bank verwahrt wurde, war bereits auf russischen Befehl nach jenseits der

Wolga verschickt worden. Die Eltern sprachen davon, daß wir es nie wiedersehen würden. Was noch an Kunstsachen und liebgewonnenen Dingen in Nachtigall war, wurde mit Hilfe der Kolonisten im Walde vergraben. Wir ahnten nicht, daß die Kolonisten all diese Sachen stehlen würden, aber das Silber aus Sibirien wurde uns in Deutschland nach dem Kriege wieder erstattet und ermöglichte den Eltern für eine zeitlang den Unterhalt. So kam der Tag des Abschieds von Nachtigall. Zweispänning in der Kalesche fuhren wir los. Wagen mit Hausgerät und den nötigsten Möbeln folgten. Auf einem großen Gut 10 Werst vor Wenden wurde Halt gemacht. Hier merkte man noch wenig vom Kriege. Wir wurden mit Kaffee und Kuchen bewirtet. Von großem Interesse für mich war der Apparat zum Kaffeekochen - ein Vorläufer des "Percolator" über einer Spiritusflamme. So begann für uns alle ein neuer Abschnitt in unserem Leben, für die Älteren eine traurige Wendung, für Bernhard und mich ein neues Abenteuer.

Wenden - Herbst 1915 - Frühling 1918

Es begann eine Zeit, die am Anfang für Bernhard und mich ein schönes neues Erlebnis war. Papa hatte ein Haus nicht weit vom Schloßpark gemietet. Wir hatten reichlich Raum, aber keine Diener. Jeder half mit. Das Gefühl nützlich zu sein und mit den anderen behilflich zu sein, brachte uns den Eltern und Geschwistern nahe wie noch nie zuvor. Wir beiden Kleinen waren glücklich. Annemarie übernahm das Kochen und hatte immer neue Ideen; Bernhard und ich waren stets um sie, deckten den Tisch und wuschen Geschirr. Wir machten viele Spaziergänge mit ihr. Am See am Fuß des Schloßberges beobachteten wir Fische und Vögel. Wir besichtigten die alte Burgruine, wo die Kreuzritter von Ivan dem Grausamen belagert wurden. Ein Turm und ein Teil des Remtersaales mit den Säulen brachte uns die Vorstellung wie die Ritter, um sich nicht zu ergeben, sich in diesem Saal versammelten und in die Luft sprengten. Wir suchten nach dem unterirdischen Gang,

durch den die Ritter Proviant bekamen bis die Russen den Eingang fanden. Ratz war immer bei uns. Im Park jagte er die Hasen, aber auf der Straße mußten wir sehr auf ihn aufpassen, denn er konnte russische Soldaten nicht leiden. Wenn er einen sah, der seinen Mantel wie ein Cape umgehängt hatte und nur am Halse zugeknöpft hatte, fuhr er ihm zwischen die Beine, griff hinten den Mantel und zog mit einem Ruck so, daß der Soldat umfiel. Solche Späße hätten uns gefährlich werden können.

Es gab viel Militär in Wenden. Von hier aus wurde die Front versorgt. Nicht weit von uns auf einem großen Gelände, wo früher Felder waren, war die Sammelstelle für die Schweine, die von Gütern und Bauern requiriert wurden. Zu Tausenden liefen sie in ihrer Umzäunung herum und immer mehr kamen hinzu. Aber anscheinend hatte niemand daran gedacht, daß sie gefüttert werden mußten. So wurden die Tiere krank und krepiereten. Als der Gestank zu groß wurde, kam der Befehl, alle - auch die gesunden Tiere - zu töten, große Löcher zu graben, Kalk auf die Kadaver zu streuen und sie zu vergraben. Die Frontsoldaten haben nichts bekommen. Ähnlich ging es mit Heu. Es wurde naß gelagert und fing an zu schwelen. Der Rauch füllte die Stadt wochenlang. Es gab auch einen Flugplatz für Aufklärungsflugzeuge, doch sah man nur selten eins in der Luft. Es hieß, sie seien so verdreht, daß sie nicht starten können.

Inzwischen fing auch ein geselliger Verkehr an. Papa besprach mit den anderen Gutsbesitzern die Lage und wie am besten für unsere Sicherheit gesorgt werden könnte. Da unsere Zimmer nicht so weit waren wie in Nachtigal, sahen wir mehr von den Gästen und hörten die Unterhaltung. So versprach für uns Kleinen eine Zeit hereinzubrechen, in der wir in der Familie ^{finden} würden, was wir vermißt hatten.

Da brach ungemerkt und unerwartet bei uns die Ruhr aus. Karl bekam sie als erster und dann Mama. Dora pflegte. Bald darauf wurden Annemarie und Bernhard krank. Dora erzählte mir, daß Dr. Kiwul der Meinung war, daß Papa - mit seinem Asthma - eine Ansteckung nicht überleben könnte. So wurde er isoliert und durfte niemanden

von uns sehen. Ich wurde zu Bekannten in Pension gegeben und blieb von der Krankheit verschont. Wo Hermann zu der Zeit war, daran kann ich mich nicht erinnern. Ich war sehr glücklich in der Familie, bei der ich wohnte. Sie waren in Wenden ansässig und hatten viele Treibhäuser, in denen sie Blumen zum Verkauf zogen. Annemarie und Bernhard wurden bald wieder gesund. Mama und Karl waren schwer krank und Karl starb nach kurzer Zeit. Ich erinnere mich noch an die Beerdigung. Großen Eindruck machte auf mich, als am Grab das Lied 'Laß' mich gehen' gesungen wurde. Wohl kannte ich es auswendig, doch bei dieser Gelegenheit wurde mir der Sinn der Worte verständlich.

Da die Ansteckungsgefahr vorbei war, mietete Papa eine geräumige Wohnung in der Nähe vom Haus, wo Mama schwer krank lag. Ich erinnere mich wenig an diese traurigen Tage. Außer Mama und Dora waren wir wieder beisammen, doch wie diese Tage verliefen, ist mir unklar. Das einzige klare Bild dieser Zeit ist, wie Papa der jetzt täglich Mama besuchen drufte, eines Tages nachhause kam und sich an den Tisch setzte und weinte. Es war das einzige Mal, daß ich Papa weinen sah. Es ging Mama sehr schlecht und Dr. Kiwul erwartete, daß sie nicht durchhalten konnte. Es ist aber doch besser geworden, wenn auch sehr langsam.

Als Mama wieder bei uns sein konnte, mietete Papa ein Haus angrenzend an das von Dr. Lenz. Ich war mit den Lenzschen Jungen im Progymnasium gewesen. So hatten wir gleich Spielgefährten und den großen Lenzschen Garten zur Verfügung. Hermann spielte Tennis mit den jungen Leuten, die sich dort regelmäßig trafen und freundete sich mit Britta v. Vegesack an. Die Vegesacks hatten ein schönes Haus und auch Dora und Annemarie verkehrten dort viel. Bei uns im Hause versammelten sich viele Herren um Papa, um über die politische Lage zu sprechen. Es wurde viel herumgeraten, weswegen wohl die Deutschen an der Düna stehengeblieben waren und wann der Vormarsch wieder in Gang kommen würde. Auch wenn die Familien zum Kaffee kamen, war es immer die Frage "Wie bald kommen die Deutschen", die alle interessierte. Aber

Papa vergaß auch nicht, daß wir Schule haben mußten. Die russischen Schulen kamen natürlich nicht in Frage. Wir wurden privat von Pastor Walter unterrichtet. In der kurzen Zeit, wo dieser Unterricht stattfand, habe ich viel wichtiges gelernt. Einmal schrieb ich einen Aufsatz, den ich besonders gut machen wollte und der viele Seiten lang war. Pastor Walter sah das Geschriebsel an und fragte: "Soll ich all das lesen?" und gab es mir zurück. Dann fragte er mich "Was willst Du eigentlich hier sagen?" So erzählte ich ihm kurz den Inhalt. Auf diese Weise lehrte er mich, mich kurz und sachlich auszudrücken. Von ihm lernte ich auch, logisch zu denken.

Trotzdem hatten wir noch sehr viel Zeit zum Spielen. Bernhard wurde es nie zuviel mit den Mädchen und Jungen im Lenzschen Garten herumzutollen, ich aber hatte die Tischlerwerkstatt von Trautman entdeckt. Dort ließen sich die russischen Offiziere schwere eichene Möbel bauen, die dann ins Innere Rußlands verschickt wurde. Im unteren Geschoß waren Holzbearbeitungsmaschinen, die nur vom jungen Meister benutzt wurden; darüber die Werkstatt mit Hobelbänken, in der drei oder vier Gesellen arbeiteten und am Ende daran die Werkstatt des alten Meisters, der an allerhand verschiedenen Sachen arbeitete. Manchmal baute er an einer Violine, ein andermal baute er einen Motor, der mit Benzin betrieben wurde, manchmal drechselte er kunstvolle Tischbeine. Seine Werkstatt hatte wenig mit dem Möbelbetrieb zu tun, aber er unterstützte immer seinen Sohn, wenn es Schwierigkeiten gab. Da ich so viel Interesse zeigte, ließen die beiden Trautmanns mich wie einen Lehrling arbeiten, obwohl ich nicht als solcher angeschrieben war, da ich nur dorthin kam, wenn es die Schularbeiten erlaubten. Papa war sehr dafür, daß ich mich in der Weise beschäftigte, da er den Trautmanns als Deutschen vertraute. Für mich war diese Zeit ein Paradies und ich habe dort viel gelernt und wurde mit den Verhältnissen in den Familien der Meister und Gesellen vertraut.

Hinter unserem Hause war ein langgestrecktes Wohnhaus, an dessen Ende, das an den Lenzschen Garten grenzte, unser Schuppen für Holz und Vorräte lag. Es war Bernhards und meine Aufgabe, das Holz zu sägen, zu spalten und es in die Küche zu schaffen. Da war es unvermeidlich, daß wir Kleinen mit den Bewohnern des Wohnhauses in Berührung kamen. Sie waren Letten, daher war ein Kontakt mit ihnen unerwünscht. Bernhard schloß aber bald dort Freundschaft und wurde dort gern gesehen - natürlich nur heimlich. Ich wurde allmählich auch dort bekannt. Als ich schon etwas mehr von Tischler- und Schlosserarbeit verstand, zeigte mir der Hausherr seine Werkstatt, die er zu seinem Vergnügen benutzte. Er hatte Hobelbank und Werkzeug für Holz, aber auch eine Drehbank für Metall. Was er baute, weiß ich nicht mehr, aber seine Werkstatt blieb für mich ein Zukunftstraum. Wir wurden gute Freunde, aber niemand sollte etwas davon wissen.

So vergingen Sommer und Winter. An der Front änderte sich nichts. Aber die Stimmung der Bevölkerung wurde gereizter und die Ungeduld der geflohenen Deutschen immer größer. Warum kommen die Deutschen immer noch nicht? Uns ging es aber nicht schlecht. Jede Woche kam eine Fuhre mit Holz und Lebensmitteln aus Nachtigall. Für einige Zeit in diesem Sommer fuhren wir, ich glaube mit eigenen Pferden, nach Klein-Roop. Es gehörte, so viel ich weiß, den Rosens und Baron Rosen war in unserer Gruppe der Optimist, der alles von der rosigen Seite sah und ein großer Freund von Papa war. Seine Tochter Anni, die in Vancouver jetzt die Baltenmutter ist, soll auch ein schönes Mädchen gewesen sein und erinnert sich noch an mich. Sie hat damals keinen Eindruck auf mich gemacht. Anni von Hahn besucht uns zuweilen in Pasadena. Aus der Zeit in Klein-Roop erinnere ich mich nur an die Ruine der ehemaligen Ordensburg; aber an die Ausflüge an die Aa, die steilen Sandsteinfelsen und die Fähre mit der die Wagen über den Fluß gesetzt wurden, erinnere ich mich deutlich. Es war besonders die Fähre, die an einem Seil unter der Kraft der Strömung den Fluß überquerte, die mein Interesse erweckte.

Warum Papa die Wohnung am Lenzschen Garten aufgab, weiß ich nicht. Wir zogen wieder in das Haus, das Papa gemietet hatte, als Mama krank war. Wahrscheinlich war es wegen der stilleren Gegend. Die Straße am Lenzschen Hause war die Hauptstraße, die von den Militärtransporten benutzt wurde. Anfangs war es schön in der Wohnung. Wir hatten reichlich Platz, wir hatten reichlich Proviant von Nachtigall und zwei von den Stubenmädchen zur Hilfe. Das gesellige Leben war rege und anregend. Allmählich verschlechterte sich aber die Lage. Nachtigall wurde ganz vom Militär übernommen. Die Leute, die mit der Fuhre kamen, erzählten unglaubliche Geschichten. Nachtigall hatte eine Wasserleitung, die durch den Windmotor gespeist wurde. Wir hatten Badewannen und Wasserklosett. Das war alles den russischen Offizieren, die im Wohnhaus einquartiert waren, etwas neues. Unsere Leute beobachteten, wie ein Offizier sich im WC wusch und der Bursche die Kette ziehen mußte, denn die Russen wuschen sich nur in fließendem Wasser. Sie hörten auch, wie die Offiziere sich darüber wunderten, warum die deutschen Barone die Waschgelegenheiten so niedrig bauten. Natürlich lachten unsere Leute darüber und als die Offiziere merkten, daß sie sich lächerlich gemacht hatten, erklärten sie, daß der Windmotor eine Funkanlage war und alles Porzellangerät im Badezimmer Funkgeräte seien. Daher wurde die ganze Wasserleitung geschlossen und versiegelt. Die Teller unseres schönen Porzellans wurden als Zielscheiben benutzt und das Birkenwäldchen, das das Haus vor Nordwind schützte, wurde für Brennholz abgesägt. Natürlich waren alle unsere Kühe requiriert worden und was es an Vorräten gab, war genommen worden.

So hatten wir von jetzt an Lebensmittelmangel. Annemarie ging mit uns in den Wald und wir suchten Pilze. Wir handelten mit den Soldaten und standen oft in langen Schlangen, um das Nötige zu kaufen. Da freuten wir Kleinen uns, als Annemarie gebeten wurde, während der Abwesenheit auf dem Gut von Baron Pander nach dem Rechten zu sehen. Dort gab es noch reichlich zu essen.

Unter dem Vorwand, Erdbeeren zu suchen, standen Bernhard und ich eines Morgens sehr früh auf und wanderten nach Nachtigal. Wir wurden in der Militärzone nicht belästigt und kamen ungefähr um 11 Uhr auf den Gutshof. Einige von den Kolonisten erkannten uns und luden uns zum Mittagessen ein. Danach gingen wir durch den Gutshof und sahen die Schäden, die das Militär angerichtet hatte und wie sie sich in unserem Hause breit machten. Dann gingen wir in den Garten und pflückten Gartenerdbeeren und trabten dann wieder heim. Natürlich hatte Annemarie sich Sorgen gemacht, daß wir so lange wegblieben, aber als sie statt Walderdbeeren Gartenerdbeeren in unserem Korb fand, da ging ein Donnerwetter los, wie wir es noch nie von ihr gehört hatten. Wir mußten versprechen, nie wieder so etwas zu tun.

Vieles aus dieser Zeit ist mir unklar. Irgendwann hörte der reguläre Unterricht auf. Irgendwann kam Hermann nach Petersburg und lebte bei seinem Bruder Theodor. Dort machte er auch sein Abitur. Ich war gewöhnlich den ganzen Tag über in der Trautmannschen Werkstatt. Da organisierte Herr Götz - ein ehemaliger Lehrer in Birkenruh - unter den jungen Deutschen eine freiwillige Feuerwehrgesellschaft. Die Stadt hatte nicht genügend Mannschaft und überließ uns eine Spritze und zwei Wasserwagen. Das ganze Gerät der Feuerwehr war auf zweirädrigen Karren und wurde mit der Hand gezogen. Wir Kleinen kamen uns sehr wichtig vor, zur Feuerwehr zu gehören, und paßten sehr auf, wenn vom Kirchturm Alarm geblasen wurde. Mittlerweile stieg die Lebensmittelknappheit. Wenn man hörte, daß ein Bäcker am nächsten Tag backen würde, stellte man sich schon abends an. Die Schlange war am Morgen schon bis an die Stadtgrenze gewachsen. Wenn dann das Brot endlich verkauft wurde, war es längst ausverkauft, ehe die meisten Kunden etwas bekamen. Und was man bekam, war ein nasses Brot, das mit Sägespänen versetzt, kaum zu genießen war. Dagegen gab es Pferdefleisch von Pferden, die an der Front beschädigt waren. Brägen und Leber waren die meist begehrten Stücke. Im Lenzschen Garten machten wir Jagd auf Krähen und Eichhörnchen, wickelten die erlegten Tiere in Lehm und buken sie auf

Kohlenfeuer. Es hieß bei uns, daß es die Indianer so machten. Natürlich waren Hunde und Katzen ihres Lebens nicht sicher. Zuweilen wurde der Kanonendonner lebhafter und wenn er stark wurde, dann wurden die Russen nervös. Einmal kriegten sie es so mit der Angst, daß sie anfangen zu verwüsten. In Birkenruh stieg Rauch hoch und die Feuerwehr wurde alarmiert. Wir liefen mit Spritze und Wasserwagen dahin, doch fanden wir, daß die Russen ein Warenhaus angesteckt hatten und nicht wollten, daß wir das Feuer löschten. Jedoch retteten wir Lebensmittel, luden sie auf die Karren und fuhren siegreich wieder heim. Oberhaupt waren die Russen sehr verschwenderisch. Munition lag überall herum. Bernhard und ich machten aus Patronen Öllampen. Die Kugel wurde herausgebrochen und das Blei geschmolzen, so daß nur der hohle Mantel übrig blieb. Das Pulver wurde ausgeschüttet und die Zündung abgeschlossen. Dann feilten wir die Spitze der Kugel ab, taten einen Docht dadurch und setzten sie wieder auf die Hülse. Ein gewisses Öl, welches wir bei den Militärautos fanden, brannte dann in dieser Lampe wie eine Kerze.

Unsere Lage verschlechterte sich dauernd. Verschickungen nach Sibirien waren an der Tagesordnung. Es waren noch nicht so sehr die Russen, die uns das Leben schwer machten, sondern die Letten, die uns dauernd denunzierten und anklagten. Oft waren es lächerliche Märchen. Da bekamen wir einen Brief von Hermann aus Petersburg, in dem er etwas über einen roten Sonnenuntergang schrieb. Da alle Briefe zensiert wurden, hatten wir ausgemacht, daß 'roter Sonnenuntergang' Revolution bedeutete. Es war die Zeit, in der Rasputin ermordet wurde. Zu unserer Sicherheit schlossen wir Deutsche uns noch enger zusammen. Unsere Kleidung war ohnehin schon abgetragen und durch Stücke, die das Militär wegwarf, ergänzt worden, so daß wir uns äußerlich nicht von den Letten unterschieden. Da brach dann die Revolution aus. Über Nacht war die ganze Disziplin beim Militär hin. Es wurde sinnlos in den Straßen geschossen. Von der Front strömten Soldaten ohne Führung in die Stadt und wollten nach Hause ins Innere Rußlands fahren.

An der Front gab es Verbrüderung mit den Deutschen. Offiziere zogen es vor, ohne Achselstücke und mit roten Armbinden herumzugehen. In unserer Wohnung, wo uns ein Zimmer nach dem anderen für Einquartierung genommen wurde, waren wir jetzt in einem Zimmer zusammengepfercht und anstatt der halbwegs anständigen Offiziere war das Haus voll von grölenden Soldaten, die meist betrunken waren. Einer von der ursprünglichen Einquartierung blieb. Es war ein russischer Mönch - ein Seelsorger der Armee. Ich hatte mit ihm Freundschaft geschlossen, denn es interessierte mich wie er Holzlöffel schnitzte, sie bemalte und dann lackierte. Ich verbrachte viel Zeit bei ihm und lernte von ihm. Da zu Anfang der Revolution Mönche und Geistliche als Heilige respektiert wurden, wurde er unser Schutzengel. Auch Dora, die in einem Lazarett arbeitete und die Schwestertracht mit dem langen Schleier über der Haube trug, wurde nicht berührt, aber die Eltern, Annemarie und Bernhard mußten sich im Schatten halten. Da ich bei Trautmann beschäftigt war, galt ich als Arbeiter und wurde nicht belästigt.

Trotz allen Verbrüderungen ging aber der Krieg weiter. Riga war jetzt befreit, aber der Vorstoß war kurz vor Nachtigal und Sege wold stehen geblieben. Wir waren sehr enttäuscht. Es wurde Winter, der nichts Gutes versprach. Unser Wohnraum war eng. In der Mitte standen zwei Schränke. Auf der einen Seite davon schliefen die Eltern, auf der anderen Annemarie und Dora. Bernhard und ich machten unsere Betten oben auf den Schränken. Eines Morgens hörten wir Einschläge, die lauter waren als Kanonendonner. Es hieß ein Zeppelin sei über die Stadt geflogen und habe Bomben auf die Brücke über die Aa geworfen. Natürlich waren alle Jungen an der Aa, um Bombensplitter zu suchen. Man konnte sie teuer in der Stadt verkaufen. Bernhard fand einen besonders interessanten aus Messing. Er war stark verbogen und verstümmelt und wurde sehr bewundert, bis es sich herausstellte, daß es ein Teil von einer Petroleumlampe war. Welch eine Enttäuschung! Die Aabrücke war nicht getroffen worden.

Für junge Männer bestand immer noch die Gefahr, wenn sie nicht in der Schule oder Universität waren, eingezogen zu werden. Aus dem Grunde ging Hermann von Petersburg nach Dorpat und immatrikulierte sich an der Universität für Tiermedizin und trat auch der Livonia bei. Jedoch gingen viele der jungen Leute durch die Front auf die deutsche Seite. Annemarie und Dora waren dabei tätig, solche Transporte zu organisieren. Es war eine recht riskante Sache. Auch Hermann wollte auf diese Weise auf die deutsche Seite. Eines Tages, als ich bei Trautmann arbeitete, schlich sich ein ziemlich zerlumpter Mann in die Werkstatt. Er sprach Deutsch und entpuppte sich als ein entflohener deutscher Kriegsgefangener. Ihm war es geglückt, bis Wenden durchzukommen. Als er das Schild 'Singer-Nähmaschinengeschäft' sah, dachte er, es sei eine deutsche Firma und ging hinein. Anständigerweise wiesen die lettischen Besitzer ihn an Trautmann. Wir haben ihn so gut wir konnten gepflegt und verpflegt. Er blieb in der Werkstatt versteckt, bis der Transport, mit dem auch Hermann durch die Front kam, aufbrach. Sie fuhren auf Arbeitsschlitten in der Dunkelheit bis an eine Waldstelle, wo ein Führer sie für hohe Bezahlung an den Wachposten vorbei auf die deutsche Seite brachte. Alles ging glatt. Hermann ging nach Danzig und trat bei den Totenkopffusaren ein. Er wurde mit Oberst von Hohendorff sehr befreundet. Der deutsche Gefangene war Ernst Schwarz - Zieglermeister und Besitzer der Dampfziegelei Amalienau bei Königsberg, der uns späterhin sehr geholfen hat.

Es war ein kalter Winter. Im Januar 1918 war unsere Lage schlimm. Wir waren so gut wie vogelfrei. Dora und ich konnten uns frei bewegen. Annemarie und Bernhard schlichen sich umher. Die Eltern mußten zuhause bleiben. Die Gerüche, die von den Soldaten in unsere Wohnung kamen, machten den Aufenthalt miserabel. Eines Tages, als ich bei Trautmann arbeitete, hörte man viel Aufregung auf der Straße. Als ich nachhause lief, fand ich, daß die Eltern entführt worden waren. Man hatte Papa arretiert und Mama hat gesagt, daß sie mitgeht. Alle Geiseln wurden ins Vegesacksche Haus gebracht. Am Abend brachten wir ihnen Lebensmittel und um acht Uhr wurden sie durch die Stadt getrieben. Die Letten, die die Straßen säumten, johlten vor Freude. Die Geiseln wurden in Viehwagen verladen. Am Morgen fuhr der Zug ab. Wenige Stunden später zogen die Deutschen

3. KAPITEL

T A G E B U C H

DER

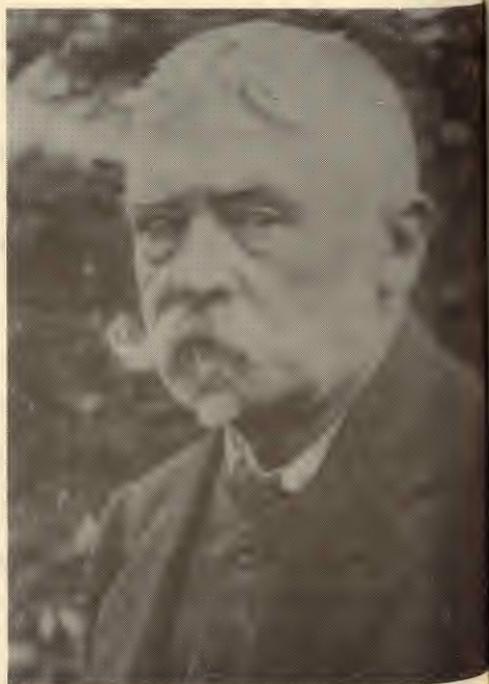
VERSCHLEPPUNGSZEIT DURCH DIE BOLSCHEWIKEN

FRÜHJAHR 1913

ERNST VON HOYNINGEN GEN. HUENE



Margarethe



Ernst

Als wir endlich infolge des Brest-Litowsker Friedens, der die Befreiung der aus dem Balticum verschleppten Geiseln als Friedenspunkt aufgenommen hatte, bis nach Moskau zurückgekommen waren, trat die Befürchtung auf, uns würde an der Grenze bei Orscha aus allen Schriftlichkeiten, die wir hinüber bringen wollten, Unzuverlässigkeiten, wenn nicht gar Gefahren erwachsen; deshalb beschlossen wir alles Schriftliche zu vernichten oder dem deutschen Konsulat zu übergeben. Wie richtig diese Befürchtung war, erfuhr ich in Orscha, wo der mich untersuchende Bolschewik ein Pack Klottpapier Blatt für Blatt durchsah, ob nicht doch eine Notiz auf dem vielen Papier stände. Meine täglichen Aufzeichnungen übergab ich dem deutschen Konsulat, sie mit nächstem Curier an einen Freund in Riga zu senden. Nach Riga gelangten die Blätter nie. 11 1/2 Jahre hörte ich nichts über ihren Verbleib. Im Juli dieses Jahres erfuhr ich, die Reichsbank gebe dem Moskauer Consulat übergebene Papiere den Deponenten zurück. Ich wandte mich an die Reichsbank und erhielt nach Überwindung endloser Schwierigkeiten 4 Monate später die zur Übergabe an mich bestimmten Papiere.

Zur Orientierung sei bemerkt, daß nach der Bolschewiken Revolution in Rußland sich auch im Baltikum allerorten Sowjets und Soldatenräte (Juden) auftaten und uns Deutsche zu bedrücken strebten. In Reval wurden die Deutschen für vogelfrei erklärt und bald darauf 540 Herren nach Krasnojarsk verschleppt. Wenige Tage später griff der Wendische Sowjet Herren und Damen, wo er sie fand und verschleppte sie, den Tag darauf zogen die deutschen Truppen in Wenden ein.

DIENSTAG, den 18. Februar 1918

Ich wurde morgens 8 Uhr durch einen Bewaffneten aufgefordert, ihm auf die Dorpater Bank zur Revision meines Safe zu folgen. Der Gewalt gehorchend, begab ich mich auf die Bank, wo ich viele meiner Bekannten in derselben Lage antraf, die alle auf dieselbe Weise dem Zwang folgen mußten. Bei der Saferevision eigneten sich die Machthaber alle auf öffentliche Ämter (Kirchenvorsteher usw.) bezogenen Papiere und Gelder, ebenso alles Edelmetall, allen Schmuck, sogar Orden an. Nach beendeter Revision fragte ich einen Machthaber, ob ich jetzt heim dürfe, er antwortete: "Nein, warten sie". Das veranlaßte mich zur Frage "Auf welches Recht hin halten sie uns hier fest?" Die Antwort lautete "ohne jede rechtliche Grundlage". Bald darauf brachten uns die Bewaffneten ins Vegesacksche Haus, das der "ISKOWEND" (ispolniteln komitet Wendena) sich schon im Dezember gewaltsam angeeignet hatte. Im Iskowend wurden wir registriert und dann in verschiedenen Zimmern eingesperrt. Es wurde gestattet, daß unsere Verwandten uns Essen und Sachen zutrugten. Einzelne erhielten sogar die Erlaubnis, unter Bewachung sich selbst ihre Sachen zu holen. Meine Frau brachte mir mein Essen und blieb dann bei uns, weil sie mich 68jährigen Herzleidenden bei der vermuteten Verschleppung nicht allein lassen wollte. Über den Grund unserer gewaltsamen Festhaltung war nichts zu erfahren. Zwischen 5 und 6 Uhr wurden wir durch die ganze Stadt zum Bahnhof geführt, jeder hatte sein Gepäck selbst zu tragen, eine andere Partie war bereits um die Mittagszeit abgesandt worden. Es herrschte eine Kälte von fast 20 Grad Reaumur (25°C), dennoch wurden wir in nicht heizbare Frachtwagen verladen, deren Boden mit einer schmutzigen Eisschicht belegt und deren Wände mit Eiskristallen bezogen waren. Wir hatten das Glück im Wagen zurückgebliebenes Holz als Sitz benutzen zu können, den einzig vorhandenen Trog requirierte die Wache für sich und suchte - damit nicht zufrieden - Frau von Huene von ihrem eigenen Gepäck zu verdrängen. Von Schlafen war nicht die Rede, da die Füße auf Eis lagerten und wegen des engen Raumes nicht bewegt werden konnten. In dieser qualvollen Lage verblieben wir die ganze Nacht.

MITTWOCH, den 19. Febr. 1918

Wir langten mittags in Walk an und wurden durch die ganze Stadt ins Mädchengymnasium "ISKOLAT" (Ispolnitelnä komitet Latwii) von den Bajonetmännern escortiert. Unterwegs wurden außer Beschimpfungen aus dem Plebs Baron W.v.V. realiter injuriert, ohne daß die Wache schützend eintrat. Im ISKOLAT fanden wir eine große Diele und sogar einige Stühle vor. Während der ISKOLAT über uns Beschluß faßte, versuchten wir die Toilette zu benutzen. Die Benutzung dieses wenig sauberen Ortes wurde uns aber auch mehr als verwehrt. Wir aßen von unseren eigenen mitgenommenen Vorräten. Die Machthaber gaben uns aber schon heißes Wasser als einziges Verpflegungsmittel. Gegen Sonnenuntergang ging es auf die von übelwollendem Plebs gefüllte Straße, wo wir mit den gestern vor uns aus Wenden Abgefertigten, den Wolmeranern und Walkern zusammen auf den Bahnhof getrieben wurden, dort gab es wieder nicht heizbare, vereiste Viehwagen, aber doch schon ein paar Bretter, die als Bänke dienten. In unserem Wagen sperrten den geringen Raum Teile eines Geschützes und die Kisten einer evakuierten Kanzlei. Auf der Station versuchte ich, uns heißes Wasser zu beschaffen, indessen fuhr der Zug plötzlich ab. Es stellte sich heraus, daß das völlig betrunkene Bahnhofspersonal den Zug, ohne ihn abzuläuten, abfahren ließ. Nun mußte der Zug erst telegrafisch angehalten werden und wir Zurückgebliebenen (ca 10 Verschleppte und Wachen) mußten dem Zug in der Nacht nachlaufen. Ein angreifender Spaziergang, bei schöner, klarer, kalter Luft, bei herrlichem Mondschein! Die Nacht verging wie die erste, nur daß die Liebenswürdigkeit der Leidensgenossen mir die Möglichkeit zum Liegen verschaffte.

DONNERSTAG, den 20. Februar 1918

Wir langten morgens in Moskau an. Da diese Station keine Züge einließ, occupierten wir ein neugebautes Dienstgebäude, das bereits Öfen hatte und heizten diese an. Bald kampierten alle der Freiheit Beraubten im warmen Raum. Im Lauf des Tages wurden wir die drei Werst nach Moskau zu Fuß gebracht, wobei der steile Aufstieg an der Welikaja mir Herzbeschwerden machte. Für Gepäck und Kranke

mußten wir selbst für unser Geld Gefährte mieten, dabei erschienen statt der bestellten 10 nur 4 Schlitten. Auf dem Bahnhof kauften wir verschimmeltes Brot und gute Wurst. Bei diesen Einkäufen wurde mein Schwager, Freiherr von C., und viele andere tätlich insultiert. Auf den Eisenbahnverpflegungspunkten beschützte uns die Wache gegen eindringenden Plebs. Bei der ersten Regierungsmahlzeit, bestehend aus einer warmen Suppe, der ersten seit der Freiheitsberaubung, Brot und Tee mit 5 Stück Zucker, stellte sich heraus, daß die gefangenen Letten und wir auf vollkommen gleicher Basis bezüglich der Zukunft unserer engeren Heimat standen und uns gemeinsam über das ständige Vorrücken der Deutschen freuten, von dem wir täglich hörten. Leider kamen die Deutschen nur immer 24 Stunden nach uns an die Orte, die wir oben verlassen hatten. - In der Nacht wurden wir in größter Stille (Sprechen verboten!) auf einen abgelegenen Teil des Bahnhofs geführt und in Tepluschken (heizbare Güterwagen) verladen, jeder Wagen hatte 22 Plätze. Es mußten 32 Gefangene und überdies die Wache mit diesem Raum auskommen.

FREITAG, den 21. Februar 1918

Am Morgen waschen wir uns die Hände im Schnee. Seit Dienstag ist keiner von uns aus seinen Kleidern gekommen und niemand hat sich auf gewohnte Art säubern können. Fast den ganzen Tag wird mit uns auf dem Bahnhof herumrangierrt. Vor Abgang des Zuges erhalten wir 8 Stück Zucker und eine halbe Konserve pro Kopf von der Regierung, müssen aber davon unseren Tepluschken und heimkehrenden Soldaten abtreten und uns in 7 Wagen so gut es geht zusammendrängen. Am Abend spät fahren wir ab, die Lokomotive bewegt sich langsam und bricht endlich definitiv zusammen. Wir bleiben in Nowosilje, 40 Werst von Pleskau entfernt liegen.

SONNABEND, den 22. Februar 1918

In Nowosilje konnten wir uns im Freien säubern und ausgiebig bewegen, ein großer Genuß! Die Einwohner waren sehr freundlich zu uns, wollten wissen, wann die Deutschen endlich kämen, bewirteten uns mit Milch und beschenkten uns mit kleinen Ausrüstungsgegenständen. Nur Brod konnten sie uns nicht abtreten. Von der Regierung keine Lebensmittel. Abends Abfahrt nach Petrograd.

SONNTAG, den 23. Februar 1918

Nach durfahrener Nacht rangieren wir in der Nähe des Warschauer Bahnhofs bei Petersburg. Am Nachmittag lesen wir in der Zeitung, daß die russische Regierung beschlossen habe, den Frieden zu unterschreiben. Der Stimmung in unserem Wagen gibt ein Dankgebet des Pastors entsprechenden Ausdruck. Gegen Abend suchen uns die Herren der schwedischen Mission und mein Kollege Meyendorf auf. Sie bringen uns die Nachricht, daß wir trotz Friedensaussichten inhaftiert bleiben und in den Osten verschleppt werden. Wegen ständigen Rangierens dürfen wir die Wagen nicht verlassen. Der Mangel an Bewegung ist drückend. Wir übernachteten bei Station Rubazkoe, in der Nähe von Ochta. Verpflegung erhalten wir keine von der Regierung. Einkaufen ist verboten. Die Schweden erhalten uns durch ihre Gaben am Leben. Die Herren der schwedischen Mission haben von Smolna (Sitz der Regierung) die Erlaubnis zur Hilfeleistung bei uns erhalten. Durch einen glücklichen Zufall erfuhren sie den Ort, an dem wir standen. Der Zug der aus Reval Verschleppten wurde ihnen solange verheimlicht, bis eine Hilfe zu spät war. Der Führer unserer Wache fand sich in Smolna nicht zurecht und redete einen der drei Schweden an, wobei er ihm erzählte, daß er mit einem Transport livländischer Barone eingetroffen sei.

MONTAG, den 24. Februar 1918

Nachdem mit unseren Wagen den ganzen Tag rangiert worden ist und wir durch dieses ständige Rütteln sowie Mangel an Luft und Bewegung recht mitgenommen waren, erfreuen uns die Schweden durch die Nachricht, daß es Baron Meyendorf gelungen ist, den Justizkommissar zu bewegen, daß er dem Kommandanten von Petrograd Bronz Brujewitsh schrieb; seinerseits stehe unserer Internierung in einem schwedischen Asyl Petrograds nichts im Wege. Wir wurden aus dem Zug ausrangiert. Am späten Abend fahren wir dennoch nach Osten ab, denn Bronz Brujewitsch hatte unsere Einfahrt in Petrograd verboten. Keine Regierungsverpflegung, wir rollen die Nacht durch immer weiter nach Osten!

DIENSTAG, den 26. Februar 1918

Fahrt auf der Nordbahn durch endlose Strecken verhaueenen Waldes. Nur einmal an diesem Tage durften wir Luft schöpfen, es gelang auch etwas Käse und Wurst zu kaufen. Die Leute, die uns der Freiheit beraubten, geben uns nichts zum Leben; ohne die Lebensmittel der schwedischen Mission müßten wir verhungern. Mit der Entfernung von Petersburg fehlen uns mehr und mehr Zeitungen und politische Nachrichten.

MITTWOCH, den 27. Februar 1918

Fahrt auf der Nordbahn. Dasselbe trostlose Bild einer Waldwüste. Hier wurde vor Jahrzehnten bei Erbauung der Bahn der Wald abgeholzt, ohne daß die Schläge forstmännisch von unterdrücktem und verkrüppeltem Unterholz gereinigt wurden. Die Folgen sind furchtbar; statt Wald nur Bäume ohne Zuwachswüste. Ein Beispiel dafür, wie sehr jeder Kampf, sei er nur um Licht oder Nahrung, von der Natur weise als Prüfstein für Wertvolles eingesetzt worden, denn nur im Kampf kann sich das Wertvolle bewähren, nur im Kampf kann das Minderwertige unschädlich gemacht werden. Ausschalten des Kampfes bedingt Herrschaft des Minderwertigen, Verelendung, Untergang! Dieses Naturgesetz gilt nicht nur für Bäume, sondern auch für Tiere, Menschen und Völker. Wo der Kampf ausgeschaltet wird, ist Untergang durch Herrschaft des Minderwertigen Naturnotwendigkeit.

Bisher wurden wir vom Wetter begünstigt. Aber vielen von uns fehlte das Notwendigste, um eine solche Reise ins Ungewisse zu ertragen. Wurden doch manche, wie sie gingen und standen, von der Straße ergriffen und abgeführt. Lehrerinnen, die zu ihren Unterrichtsstunden eilten usw., es fehlte jede warme Unterkleidung. Aber auch die meisten übrigen sind ohne die erforderlichen Ausrüstungsgegenstände, wie Becher, Heißwasserkannen, Licht, Decken usw. Müssen wir uns doch in unserem Wagen - Damen, Herren, Wache - für den Tee alle mit demselben Glas bedienen, ohne daß die Möglichkeit das Glas jedesmal zu spülen, bestände. Am Abend erreichten wir Wologda, wo der Schwede und Fr. S. aussteigen, um für uns Einkäufe zu machen und dann wieder zu uns zu stoßen. Die Nacht über rangieren.

DONNERSTAG, den 28. Februar 1918

Langsam weiter nach Osten. Ein für uns bestimmter Wagen dritter Klasse wird von Soldaten annektiert. Einem für uns bestimmten Sanitätswagen soll es ebenso ergangen sein. Bisher mußten meines Wissens infolge von Erkrankung 8 Personen zurückbleiben; die Meisten litten an Magenerkrankungen, schweren Erkältungen und gänzlicher Ermattung, eine Frau wurde wahnsinnig (Verfolgungswahn). Das liegt an der mangelhaften Ernährung, den hygienisch unmöglichen Zuständen der Tepluschken. Meiner Frau und mir gelingt es, doch im sog. Sanitätswagen der ungelüftet und schmutzig ist und starke Soldatenbesetzung hat, unterzukommen. Eine Nacht mit genügendem Schlaf.

FREITAG, den 1. März 1918

Die Möglichkeit, sich in einer - wenn auch mangelhaften - Toilette zu waschen, ist auch ein Genuß. Im Sanitätswagen aufgenommen, kommt einem die ganze Misere der Topluschke voll zum Bewußtsein. In der Topluschke sind auf etwa 1 1/2 Fuß Höhe an beiden Enden mannslange Bretterdielen zusammengestellt und etwa 5 Fuß hierüber eine gleiche Lage. Auf den beiden Bretterdielen schliefen wir. Die untere Diele blieb ständig kalt und sehr feucht, weil die Bretter beeist in den Wagen gebracht wurden. Die obere Diele ist bald sehr heiß bald sehr kalt, je nachdem wie der Ofen oder die geöffnete Thür einwirken. Auf jeder Diele können 5-6 Personen liegen, aber falls es acht sind, können sie sich nicht umdrehen. Die Kleider der beiden an der Außenwand liegenden frieren jede Nacht an die Wagenwand an. Am Tage kann man nur mit untergeschlagenen Beinen sitzen, eine für Nichttürken ungewöhnliche Lage. Der Rest der Wageninsassen muß um den in der Mitte des Wagens befindlichen eisernen Ofen sitzen, dessen Rohr beim Heizen rotglühend wird, dabei beizt der rauchende Ofen ständig die Augen aller Wageninsassen. Verbrennungen an Kleidern und Gliedmaßen sind häufig, die Temperatur ist ständig wechselnd, bald glühend, bald eisig. Das Aus- und Einsteigen ist äußerst schwierig, namentlich für ältere Personen ohne Hilfe guter Menschen undurchführbar, muß aber mehrmals am Tage stattfinden, da in der Topluschka bei seiner gemischten Gesellschaft, keinerlei

Toilette möglich ist. Die Magenleidenden sind am schlimmsten dran, das Waschen mit Schnee erlernt man bald. Eine Marter besteht in dem Umstand, daß wir nie erfahren können, ob der Zug 3 Minuten oder 6 Stunden halten wird. In unserem sog. Sanitätswagen - er hat nur Holzbänke ohne Matratzen - wird bisher wenig gelüftet, dafür von den eingedrungenen Soldaten umso mehr geraucht. Wir fahren schneller bei mildem Wetter und Sonnenschein, auf den Stationen sind Milch, Brod und sogar Eier zu haben. Die fast ausschließliche Wurstconserven-Ernährung bewirkte eine Magenerkrankung bei meiner Frau. In Wjätka haben uns die Schweden, die Einkäufe machen sollten, nicht eingeholt. Wir durften die Wagen nicht verlassen, weil eine Schießerei auf dem Bahnhof stattfand. Die Rote Garde beschoß neben uns Matrosen, die sich weigerten, ihre Gewehre abzugeben. Da die Matrosen nicht einlenkten, wurden wir plötzlich aus den Wagen getrieben, weil die Rote Garde den von Matrosen besetzten Teil des Zuges mit Maschinengewehr beschießen wollten. Zuerst wurden wir hinter dem Bahnhofsgebäude auf einen schußsicheren Platz gebracht, darauf bergauf, bergab in die verschiedenen Deckungen geführt, um endlich nach ständiger Wanderung an einem ganz entfernt liegenden Teil des Bahnhofs wieder in unseren Wagen verladen zu werden. Schüsse fielen, seitdem wir den Wagen verlassen hatten, überhaupt nicht mehr.

SONNABEND, den 2. März 1918

Kein Wasser in der Toilette; es glückt uns nur schwer, etwas heißes Wasser zu schaffen, das wir mit Schnee verlängern. Auf einer Station besuchte uns ein Herr der amerikanischen Botschaft, er ist verwundert über unser Schicksal und bietet uns Geld an. Die amerikanische, japanische, chinesische und spanische Botschaft warten dort seit 4 Tagen auf den zweiten Teil ihres Zuges, um dann nach Wladiwostok weiter zu reisen.

SONNTAG, den 3. März 1918

Fahrt durch den Ural. Bisher nur niedere Berge, mehr Hügel. In Perm wurden einige unserer Wagen von der Roten Garde belästigt, es gelang aber sie abzuwehren. Wir können in Kungur im Bahnhofsrestaurant eine warme Suppe essen; die erste seit Ploskau !

MONTAG, den 4. März 1918

Meine Frau ist noch immer nicht gesund! Ankunft in Jekaterinenburg[†]). Aus den Telegrammen vom 2.3. ersehen wir, daß die russische Regierung beschlossen hat, den Frieden am 3.3. zu unterschreiben (nach Punkt 6 des Friedens sind wir Geiseln sofort zu befreien). Die Besprechung mit dem Vorsitzenden des Ural Sowjet eröffnet uns die Aussicht auf ein warmes Mittagessen und Unterbringung im schwedischen Lazarett. Statt dessen werden wir plötzlich aus den Wagen getrieben, müssen in eisigem Wind auf der ungeschützten Laderampe warten, um dann ins Kriminalgefängnis gebracht zu werden. Ich komme mit 29 anderen in einen Raum, der für 24 Gefangene bestimmt ist. Für die Rahmen, die als Lagerstätte dienen sollen, fehlen die Zeugüberzüge, die einem das Daraufliegen überhaupt erst möglich machen. Die Gefangenen hatten diese anläßlich ihrer demokratischen Freiheit sofort zerschnitten und vernichtet.

DIENSTAG, den 5. März 1918

Nach schlafloser Nacht sehr herunter. Wie mag es meiner Frau gehen? Sie schickt mir meinen Pelz, ich ihr ihre Sachen. Durch den Pelz kann ich mir die für mein Herz so notwendige Gelegenheit zum Liegen schaffen. Wir bekommen Brod und Suppe (allerdings in höchst unappetitlichen Schwarzblech-Geschirren). Es scheint also das Prinzip, uns langsam am Hunger sterben zu lassen, hier nicht aufrecht erhalten zu werden. Mit den Schießern Streit wegen Hinaustragen der "Karaschka" des übelduftenden gemeinsamen Nachtgeschirres. Wir einigten uns auf 5 Rubel täglich für diese Dienstleistungen. Am Abend kräftiger Reisbrei, den uns die Schweden bringen. Durch vieles Lüften wurde die Luft ganz erträglich.

MITTWOCH, den 6. März 1918

Gestern Abend erhielt ich auf mein energisches Vorgehen hin das Zeug zu meinem Bettrahmen, da die Luft infolge vielen Lüftens gut war, eine erholende Nachtruhe. In der Frühe wuschen wir unseren Fußboden. Zwischen Schweden und Gefängnis kam ein Vertrag zustande:

[†]) In Pëskau kamen wir 240 Inhaftierten an, in Jekaterinenburg waren wir nur noch 52 Frauen und 100 Männer, außer den 10 krank zurückgelassenen hatte sich der Rest auf eigene Hand davongemacht.

die Schweden übernehmen unsere Verpflegung, was der Staat liefert bleibt den Beamten. Heute brachten die Schweden uns reichlich Brot. Unsere Tagesordnung ist: um 6 Uhr nach 3maligem Läuten Apell durch den älteren Schließer, heißes Wasser zum Tee, darauf Erlaubnis, die Toilette nach den Kriminalgefangenen zu benutzen (die Verbrecher hatten diesen Vorzug durchgesetzt, weil wir durch unsere gründliche Reinigung mit Seife, diese Herren zu lange von ihrer seifenlosen Säuberung abhalten sollten) dann Frühstück, gegen Mittag 1/4 Stunde Spaziergang im ummauerten Hof - heißes Wasser zu Tee - und Abendapell. Früh und abends hält Pastor G. Andachten, die uns viel bieten. Im Lauf des Tages holen die Schweden viel und kräftige Speise, für Leidende auch Milch und die neuesten Zeitungen. Heute offizielles Telegramm über den unterschriebenen Frieden, der bis zum 17.3. ratifiziert werden soll. Also müssen wir bald freikommen. - Im Laufe des Tages erhalten wir ein estnisches Geschreibsel aus einer Nachbarzelle, da ich allein des Estnischen mächtig, gehe ich an das Guckloch seiner Zelle, fand eine typische Verbrecherphysiognomie, wir schenkten ihm aber doch Brot und Zigaretten. Am Abend erhalten noch mehr Herren Zeug zu ihren Bettrahmen, die übrigen müssen nach wie vor auf der Diele campieren. Es erscheint irgendein Funktionär, der uns an die Hand gibt, uns an den Justizkommissar des Ural zu wenden. Zu meiner Frau konnte ich nicht.

DONNERSTAG, den 7. März 1918

Heute wieder in anderer Ordnung als gestern, vormittags Spaziergänge. Wir haben uns so eingerichtet, daß jeden Tag wechselnd 3 von uns - ich wurde als zu alt dispensiert - für Säuberung unseres Zimmers zu sorgen haben, sie müssen auch den Tee bereiten, die Lebensmittel auf den Tisch stellen und nach der Mahlzeit, die jeder auf seinem Lager sitzend genießt, das Forträumen besorgen. Die Schweden haben jedem von uns eine Schale besorgt, ebenso Löffel, was eine große Erleichterung bedeutet. Ich kann noch immer nicht zu meiner Frau !

FREITAG, den 8. März 1918

Der Gefängniskommissar, ein Mann mit rot umwickeltem Halse - erscheint auf unser Verlangen - bringt viel Gewäsch vor, kann aber nicht durchsetzen, daß der seit 3 Tagen ungeheizte Ofen nun endlich geheizt wird. Abends kommt mit der Suppe die Nachricht aus Petersburg, daß die Deutschen mit den Schweden für uns sorgen werden. Wir vertreiben uns die Zeit mit Schachspielen, ich machte eine Partie.

SONNABEND, den 9. März 1918

Jeder Funktionär versichert, nach Vorschrift müsse täglich geheizt werden, unser Ofen bleibt ungeheizt. Alle Anstrengungen, meine Frau zu sehen, schlagen fehl. Als wir uns trennten, war sie nicht gesund. Dieser Zustand wird zur Qual! Endlich wird unser Ofen geheizt. Am Abend wird mir in Aussicht gestellt, meine Frau zu sehen.

SONNTAG, den 10. März 1918

Schlechte Nacht ! Der Sonntag verlief noch unregelmäßiger als die anderen Tage. Meine Frau nicht gesehen! Man vertröstet mich auf Montag. Durch Pastor G., der den Damen eine Andacht halten durfte, erhalten wir die Nachricht, daß die Damen viel schlechter untergebracht sind als wir; 34 in einem Raum, ohne Schlafstätte, ohne Sitzgelegenheit; sie müssen auf dem Fußboden schlafen und wie in der Tepluschka auf untergeschlagenen Beinen hocken. Die ersten Damen sind einer Leibesvisitation unterworfen worden, die aber dann bei den weiteren fortfiel. Das Zimmer konnte nicht gelüftet werden und stand in Kommunikation mit einem übelriechenden Korridor.- Meine arme Frau ! Es geht ihr aber gesundheitlich gut.

MONTAG, den 11. März 1918

Dank einem geliehenen Kopfkissen sehr gute Nacht, bisher ruhte mein Kopf nachts auf geöffnetem Handkoffer. In der uns gegenüberliegenden Zelle sind der Vizegouverneur und die Jekaterinenburger Millionäre eingesperrt. Zuweilen gehen wir gleichzeitig spazieren, sie werden von ihren Gattinnen ausgiebig er-

nährt, bleiben aber lieber im Gefängnis als das enorme Lösegeld an die Machthaber zu entrichten. Heute gab es keinen Spaziergang. Meine Frau sah ich auch heute nicht !

DIENSTAG, den 12. März 1918

Beim Morgenapell teilt uns der ältere Schließer mit, daß wir heute freigelassen werden. L., der, von den Schweden beauftragt, in unsere Zelle kommt, bestätigt, daß gestern Abend ein Telegramm aus Smolna unsere sofortige Freilassung verfügte und wir - sobald Unterkunft gefunden - abziehen werden. - Allgemeine Freude, die S. durch eine Rede Ausdruck gibt. Die gemeinsam von Letten und Deutschen getragene Not habe uns wieder zusammengebracht. Die Rede klang aus in dem Wunsch auf gemeinsame Arbeit, sine ira et studio zum Wohle Livlands. Unsere Stimmung im Gefängnis war dauernd eine gute und aufrechte, wußten wir doch in der Heimat schützen die Deutschen unsere Lieben und unser engeres Vaterland. Zellenweise Abfahrt ins schwedische Rote Kreuz, wo ich endlich meine Frau wiedersehe, für die die anderen Damen in reizender Weise gesorgt hatten. Spaziergang durch die Stadt, es wurden viel Halbedelsteine angeboten, auf einem Platz war der Sockel eines Denkmals sichtbar, umgeben von in rote Fetzen gehüllten Kandelabern. Viel zertrümmerte Fenster usw. Kurz, das richtige demokratische Aufstandsbild. Um Mittag gingen wir in eine Konditorei, wo es viel Kuchen gab, obgleich die Machthaber das Kuchen backen verboten hatten. Das kalte Wetter war sehr erfrischend. Das sog. schwedische Rote Kreuz ist ein Lazarett für kranke Kriegsgefangene, geleitet wird es nur von gefangenen deutschen Offizieren. Diese machen es möglich, uns alle hier zu behalten. Für die Damen haben sie allerliebste gesorgt, indem sie ihnen ihre eigenen Zimmer abtraten. Auch viele Männer erhalten Betten und Wäsche, ich entkleide mich nach 3 Wochen zum ersten Mal ganz, welches Wohlgefühl !

MITTWOCH, den 13. März 1918

Erquickende Nacht! Da alles Wasser angefahren werden muß, reicht es für das doppelt besetzte Haus nicht aus, daher nur abgekürzte Toilette. Unsere Wirte sind von herzerquickender Liebenswürdigkeit. Mir wollte einer der Herren sein eigenes Kopfkissen für die Weiterreise stiften. Es gelang mir aber ein Kissen auf dem Markt zu kaufen. Die Herren haben Verständnis für die uns zuteilgewordene Mißhandlung; wir sind ihnen aber, fürchte ich, eine andere schwere Last. Unsere Fahrt ist auf morgen verschoben, weil der Proviant nicht schneller angeschafft werden kann. Wir kaufen uns manches auf einem Spaziergang. Leider nicht alles Notwendige, weil uns das Ausgehen verboten wird. - Wie ich vom Schweden N. erfahre, hat der Sekretär des Jekaterinenburger Sowjet bei unserer Ankunft daselbst den Herren der schwedischen Mission, als diese vorbrachten, es befänden sich viele alte schwache Kranke und ein Gelähmter unter den Inhaftierten, gesagt: "Uns ist es lieber, je mehr von diesen Leuten umkommen. Es fällt uns nicht ein, viel Federlesen mit ihnen zu machen. Alte, Schwache, Kranke können ebenso erschossen werden wie Gesunde." Von irgendwelchen Erleichterungen für Frauen und Kranke könne überhaupt nicht die Rede sein; im Gegenteil, der Sowjet werde vor keiner Quälerei bis einschl. Erschießen zurückschrecken. Der Sowjet in Jekaterinenburg, in welchem Letten tonangebend waren, hatte über den Kopf von Smolna fort direkt Instruktionen aus Wenden erhalten. Wir Inhaftierten unterstanden speziell dem Kommissar Tuntul, einem Letten. Seine lettische Gehilfin hat sich den Damen gegenüber in rücksichtsloser Weise bemerkbar gemacht.

DONNERSTAG, den 14. März 1918

Heute stießen auch der Schwede Herr von B. und Frau S. wieder zu uns. Nachdem sie in Wologda Einkäufe gemacht hatten, folgten sie im Personenzug unserem Escheleon, der aber fortwährend größeren Vorsprung gewann. In Jekatarinenburg angelangt, teilte man ihnen mit, unsere Wagen seien dem Omsker Zug angehängt worden, sie folgten bis 2 1/2 Tagesreisen hinter Omsk, wo sie

endlich durch Zufall sichere Nachricht erhielten, wir seien in Jekatarinenburg. Nun kehrten sie um und erreichten uns kurz vor unserer Abfahrt. Die Tour in Korridoren sitzend ist für beide sehr strapaziös gewesen.

FREITAG, den 15. März 1918

Mehrere Damen können wegen der infolge fehlender Vorfenster entstehenden Kälte nicht schlafen. Langsame Fahrt. Endlich kommen wir, nachdem wir den Stein mit der Aufschrift 'ASIEN - EUROPA' passiert haben, in Tscuskowaja an, d.h. wir fahren in 24 Std. 360 Werst! Hier erreicht uns eine telefonische Order des Uralischen Sowjet, die unsere Fahrt unterbricht und uns nach Jekaterinenburg zurückbeordert. Alle unsere Hoffnungen auf Freiheit sind dahin! Die Schweden telegrafieren nach Petersburg. Ein paar Stunden später klärendes Telegramm aus Jekaterinenburg. Wir sollen auf eine Nebenbahn, weil Böswillige uns auf einer Station weiter im Westen überfallen wollen! Ob unsere Weiterreise über Perm oder Ufa gehen wird, ist unbekannt.

SONNABEND, den 16. März 1918

Wir übernachteten auf der Station einer Nebenbahn, fahren auf schlecht ballastrierter Bahn nach Kusine, auf einer Hauptbahn 38 Werst nach Jekaterinenburg. Hier keine Befehle für uns, nach 8stündigem Warten telegraphiert Jekaterinenburg, in einer Stunde werden wir neue Ordre bekommen. Sie kommt aber nicht.

SONNTAG, den 17. März 1918

Wurde der Friede nun heute ratifiziert oder nicht? Die Nachrichtenlosigkeit ist bedrückend, den Uralrepublikaner interessiert der Friede nicht. Er sagt, bis zu uns kommt weder der Deutsche noch der Japaner. Wir sind gegen den Frieden, weil er schimpflich ist! Die letzten Quälereien greifen meine Frau sehr an. Erst gegen Mittag kommt ein Telegramm, wir sollen nach Kungur, also Richtung Perm. Nun liegen wir schon 24 Stunden ohne Fortbewegung, erst am Abend Abfahrt mit zufällig gefundener Lokomotive.

MONTAG, den 18. März 1918

Nach ziemlich schneller Fahrt kommen wir noch nachts in Kungur an. Wir benutzen den Tag, um Proviant Einkäufe zu machen. Ein Schwede fährt nach Perm, um wegen der Weiterfahrt zu verhandeln.

DIENSTAG, den 19. März 1918

Wir stehen !

MITTWOCH, den 20. März 1918

Als Folge der gestrigen Verhandlungen fahren wir langsam nach Perm. Einer der Schweden erzählt mir, daß der Verpflegungskommissar des Ural ihm beim Abschied offiziell sagte: "Es wird mir nicht einfallen den Inhaftierten irgendwelche Lebensmittel zu verabfolgen. Wir bedauern aufs Tiefste, daß es uns nicht gegeben war, die Inhaftierten hier zu erschießen, sondern sie auf Befehl aus Smolna lebend absenden müssen. Nun sollen sie einmal 14 Tage unterwegs ohne Futter bleiben, da hoffen wir, daß sie dann alle krepieren (isdochnut). Das erkläre ich ihnen ganz offiziell als Vertreter derjenigen Mission, die den Schutz übernommen hat und bitte sie, dies zur Nachachtung zur Kenntnis zu nehmen." Diese freundliche Absicht scheint ja nun allmählich in Szene gesetzt zu werden. Heute reist einer der 5 Schweden in unserem Interesse nach Petrograd. Wir stehen !

DONNERSTAG, den 21. März 1918

Wir stehen ! Mich plagt ein leichter Hexenschuß. Ein Kommissar aus Jekaterinenburg soll kommen, ist aber bisher nicht eingetroffen.

FREITAG, den 22. März 1918

Der Kommissar ist in der Nacht durchgefahren und hat uns nach Station Kaurowka bei Jekaterinenburg zurückbeordert, weil in Wjätka Kämpfe stattfinden sollen. Wir fahren langsam Richtung Jekaterinenburg.

SONNABEND, den 23. März 1918

So stehen wir nun nach 1000 Werst Fahrt wiederum 70 Werst vom Abfahrtsort! Die schwedischen Herren und L. fahren nach Jekaterinenburg. Was werden sie erwirken? Können Deutschland und Schweden wirklich nicht helfen? Schöne Spaziergänge. Wir kaufen Eier, frische Milch in Fülle. Wir hätten es schlimmer treffen können. Die kleinen langhaarigen Kühe werden für den ganzen Tag ins Freie gelassen. Sie naschen das von den Schlitten fallende Heu und untersuchen jedes Gefährt, das am Bahnhof hält, geben aber schöne fetten Milch.

PALMSONNTAG, den 24. März 1918

Wir stehen; das Wetter ist schlecht und hindert längere Spaziergänge. Aus der Zeitung ersehen wir, daß auch der Jekaterinenburger Sowjet mit großer Majorität den Frieden gutgeheißen hat. Also sind wir nach § 6 desselben freizulassen. - Uns besuchten deutsche kriegsgefangene Soldaten, die in den umliegenden Wäldern ihr Brot verdienen, auch sie streben heim. - Hier im Ural wachsen ganz selten schöne, langschäftige Kiefern, von hier sollte man Kiefernfaat beziehen. Nach Aussage der Einwohner sind alle Betriebe nationalisiert, stehen infolgedessen alle still, deshalb allgemeine Unzufriedenheit mit den Machhabern.

MONTAG, den 25. März 1918

Wir stehen, die Schweden melden ihre Rückkehr zu Dienstag. Meyendorf telegraphiert aus Petersburg, daß der Kommissar des Äußeren unserer wegen nach Jekaterinenburg und Kaurowka depeeschieren wird (also deutscher Einfluß!). In unserem Wagen erleidet Frau von S. einen leichten Schlaganfall. Der hängt auch mit den Quälereien durch unsere Begleitmannschaft zusammen, die das Lüften nicht duldet und die Fenster zuschraubte, jetzt muß derselbe Mann es wieder losschrauben (die Wagenbereiniger, ein Mann und ein stinkendes Frauenzimmer schlafen auch bei uns!).

DIENSTAG, den 26. März 1918

Der Schwede, Herr von B. und L., kehren zurück. Der recht energisch auf unsere Weiterbeförderung drängende Wortlaut der Depesche des Kommissaren des Äußeren wird bekannt gegeben. In der Hoffnung auf Weiterfahrt proviantierten wir uns. Herr v.B. erzählte mir über seine Verhandlungen in Jekaterinenburg am Sonnabend, Sonntag und Montag. - Am Sonnabend traf Herr v.B. zuerst den Kommissar Tuntul, der sehr erstaunt war, Herrn v.B. zu sehen. Erst durch ihn erfuhr er, daß wir in Kurowka stehen, wohin uns der Vorsitzende des Uralsowjet, als er auf seiner Fahrt nach Wjätka Perm passierte, auf eigene Initiative geschickt hat. Tuntul behauptet erneut, daß in der Nähe von Perm Gefahren für uns bestanden hätten, weil ein Oberfall mit Maschinengewehr und Handgranaten geplant werde. Als dann Herr v.B. darauf aufmerksam machte, daß wir 2 Tage in Perm gestanden, ohne daß uns etwas zustieß, war Tuntul erstaunt zu erfahren, daß wir in Perm gewesen sind. Darauf verwies er Herrn v.B. an den stellvertretenden Vorsitzenden Ditkowsky, welcher nach 1/2 Stunde erschien und ebenso wie T. bei verschlossenen Türen verhandelte. Er meinte es könne den Geiseln garnicht schlecht gehen, worauf Herr v.B. darauf aufmerksam machte, daß es Frauen, Alten und Kranken doch wenig zuträglich sei, 14 Tage lang im Wagen zwecklos hin und her geschoben zu werden. Auf die Frage, was gewünscht werde, erwiderte Herr v.B.: "Daß sie den Befehl des Volkskommissar erfüllen und uns nach Petrograd schaffen." Hierauf erklärte D. keine Antwort geben zu können, weil er mit dem Vorsitzenden darüber beraten müsse. Antwort könne er erst am Sonntag geben. Jede Verabreichung von Lebensmitteln schlug er rund ab. D. gab zu, die Geiseln, die den Ural nichts angingen, kosteten dem Sowjet sehr viel, worauf ihm Herr v.B. Aussicht auf Ersatz der Kosten eröffnete. - Endlich macht Herr v.B. dem D. wegen unserer Weiterbeförderung 4 Vorschläge: I. Sofortige Weiterbeförderung unserer 5 Wagen über Perm Wologda nach Petrograd. II. Wenn dieser Weg zu gefährlich, sofortige Weiterbeförderung über Ufa, Moskau. III. Anhängen der 5 Wagen einzeln an Personenzüge, um sie unauffällig nach Petrograd zu bringen. IV. Eventuell als Herrn v.Bs. persönlichen Vorschlag, dessen Durchführbarkeit er aber für sehr zweifelhaft halte: Ausstellung von Durchreisepapieren an jeden einzelnen der Geiseln.

Diesen Vorschlag ergriff D. mit wahrer Freude, indem er sagte, in diesem Falle würde alle Verantwortung auf die Geiseln selbst fallen. Als Herr v.B. ihn aber darauf aufmerksam machte, die Verantwortung bliebe jedenfalls dem Sowjet, sagte er, jeder einzelne müsse mit einem persönlich unterschriebenen Gesuch diesen Weg erbitten. Herr v.B. brach das Gespräch mit der Bemerkung ab, er werde bei den Geiseln Erkundigungen einziehen. - Sonntag gelang es Herrn v.B. erst nach stundenlangem Warten und Klingeln, D. abends 5 Uhr telefonisch zu sprechen. Herr v.B. teilte zunächst mit, daß keiner der Geiseln bereit sei, den Sowjet schriftlich seiner Verantwortung zu entheben. D. erklärte, daß er wohl den Präses gesprochen, ihm aber noch anderweitige Auskünfte fehlen, er könne daher heute keine definitive Antwort geben, worauf Herr v.B. in ultimativer Form endgültige Antwort zu Montag 3 Uhr nachmittags verlangte, was ihm auch zugesagt wurde.

MONTAG. Herr v.B. findet D. schon um 2 1/2 Uhr anwesend. Es entspann sich folgendes Gespräch: D., sie können fahren und den Weg selbst bestimmen. v.B.: Diese Auskunft ist auffällig, da sie von Gefahren reden, uns aber der kürzeste Weg aber selbstverständlich der liebste ist, da wir keine Furcht haben, denn alles, was den Geiseln zustößt, ruht allein auf dem Jekaterinenburger Sowjet.- D.: Sie können am 26. oder spätestens am 27. abfahren, das hängt davon ab, wann die Begleitmannschaft die hierfür nötigen Gelder erhalten kann. - v.B. offeriert die Mittel. - D. akzeptiert und setzt den 26. als Abfahrtstag fest. - v.B. wünscht für die Reise die erforderlichen Papiere zu erhalten. - D. verweigert die Herausgabe der Papiere als überflüssig, da die Befehle bereits ausgegeben seien.- v.B. erzählt nun, daß unter den Geiseln die Fragen ventiliert wurde, ob nicht eine Stiftung für die in Jekaterinenburg zu gründende Rote Armee am Platz wäre, wenn der Sowjet, der bisher für alles gesorgt hat, die Geiseln in 7 Tagen nach Petrograd schafft. - D. Auf Bedingungen könne er sich nicht einlassen, er werde die Sache nicht dem Sowjet vorlegen und solle dies Gespräch ganz unter vier Augen bleiben. - Da die Wachmannschaft bereits ihr Geld erhalten hatte, war es nicht erforderlich, für diesen Zweck Mittel zu bpfern.

MITTWOCH, den 27. März 1918

Wir stehen weiter, weil der versprochene Befehl zur Abfahrt noch nicht eingetroffen ist. Wie lange werden wir noch hingehalten? Heute fährt der Schwede N. deswegen nach Jekatarinenburg.

GRONDONNERSTAG, den 28. März 1918

Wir stehen. Herr N. ist zurück. Er erzählt mir über seine Verhandlungen am Mittwoch. Tuntul sagte Herrn N. Ein Telegramm aus Petersburg "Sofort befreien" sei eingetroffen. Weil nicht verständlich, sei erneute Anfrage in Petersburg erforderlich geworden. Der Zug könne daher erst nach einer Erklärung aus Petrograd abgelassen werden. Wir seien an diesem Aufenthalt selbst Schuld, da die Petrograder Telegramme offenbar eine Folge unserer Depeschen aus Kurowka seien. Auf Herrn N.'s Einwand er kenne den Text des Petrograder Telegramms des Kommissaren des Äußeren, welches nicht von 'befreien' sondern von 'sofort weiterbefördern' spricht, leugnet T. die Existenz einer solchen Depesche. Das Weitere hänge von Vizepräsidenten D. ab. - Herr N. konnte D. erst spät abends erreichen. Dieser sagte, er könne den Zug nicht ablassen, bevor festgestellt worden sei, ob die 5 Wagen direkt zur deutschen Grenze oder nach Petrograd oder endlich nach Moskau zur Disposition des Rates der Volkskommissare abzusenden seien. Diese Nachrichten könne er erst um Mitternacht haben, dann werde er nach Kaurowka wegen Weiterbeförderung deponieren. Als Herr N. davon sprach, daß viele Kranke im Zug seien, erwiderte D.: "Davon reden sie garnicht. Wir senden den Zug ab, weil wir der Gewalt weichen müssen. Die Deutschen drängen sehr auf schnelle Beförderung. Wir werden den Zug am 28. früh abgehen lassen. Da am 28. noch keine Depesche vorlag, suchten die beiden Herren v.B. und N. von Kaurowka aus den Sowjet zu erreichen, die Antwort des Sowjet fiel aber so grob aus, daß die Herren dem vermittelnden Postbeamten ihre Entschuldigung sagten. Der Inhalt ging dahin, wenn der Führer der Begleitmannschaft unser Telegramm erhalten haben wird, wird der Zug abgehen.

KARFREITAG, den 29. März 1918

Wir fahren gegen 18 Uhr nach Westen ab, um sehr bald wegen Maschinendefekt bis Mitternacht liegen zu bleiben.

SONNABEND, den 30. März 1918

Die Nacht durchgefahren. Es herrscht eine sibirische Kälte (meinem Schwager froh, während er seine Freiübungen machte, die Zahnbürste am Becher an!). Wir stehen 7 Stunden in Kungur und treffen bei Sonnenuntergang in Perm ein.

OSTERSONNTAG, den 31. März 1918

Unser Ostergruß ist der Befehl aus Jekaterinenburg, bis auf weiteres anzuhalten. Das Wetter ist herrlich!

MONTAG, den 1. April 1918

Herrliches Frühjahrs Wetter! Wir stehen. Ein Ende der Schikanen ist nicht abzusehen. Wir verproviantieren uns.

DIENSTAG, den 2. April 1918

Um 2 Uhr ruckt der Wagen an, um 4 Uhr weniger 10 Minuten fahren wir nach Westen ab. Von wem und in welcher Form der Abfahrtsbefehl ergangen ist, läßt sich nicht feststellen. Nach Sonnenuntergang bricht einer unserer Wagen, der schon seit dem 15. März schadhaft war, endgültig zusammen. Da wir einem Personenzug angehängt sind, gelingt es die Insassen in einem Personenwagen unterzubringen.

MITTWOCH, den 3. April 1918

Wir fahren langsam nach Westen, passieren Wjätka mit kurzem Aufenthalt. Dort muß ein zweiter unserer Wagen als schadhaft ausscheiden. Der Ersatzwagen hat so kurze Bänke, daß man sich nicht ausstrecken kann. Ein Teil der Insassen kommt zur Nacht in andere Wagen.

DONNERSTAG, den 4. April 1918

Gegen Mitternacht verlassen wir bei Sarcho die Ural-Republik. - Endlich! - Die unmöglichen hygienischen Verhältnisse werden bei milderer Witterung immer unerträglicher. Infolge fehlender Fenster und geradezu irrsinniger Heizvorrichtung ist ein Abteil kalt, ein anderes richtig temperiert, ein drittes so überheizt, daß die Insassen kaum atmen können. Das Resultat sind Erkältungskrankheiten in steigender Zahl. - Abends treffen wir in Wologda ein. Es verlautet, daß wir statt in Richtung Petrograd in Richtung Moskau weiterfahren werden.

FREITAG, den 5. April 1918

Wir fahren nach Moskau. Ein heute Nacht von Sibirien Herkommender erzählte uns, daß die 540 in Krasnojarsk Inhaftierten unter sehr strenger Kontrolle stehen. Am 25. März waren sie noch nicht aus dem Gefängnis befreit. Die Schwester und die Herren von der schwedischen Mission werden nicht zu ihnen gelassen. Zwei Herren sollen gestorben sein. Wie mag es meinem

Bruder und meinem Neffen gehen? - Unsere 4 in Wologda gebliebenen Leidensgenossen stoßen zu uns; sie haben unter Nahrungsmangel gelitten. Namentlich Brot fehlte beiden. Wir nehmen 2 Glieder des Moskauer Sowjet für die Nacht in unserem Wagen auf. - Aus einer Zeitung lernen wir Lenins Telegramm vom 2.4. nach Jekaterinenburg und Krasnojarsk kennen. Es befiehlt die estländischen Barone sofort mit schnellen Zügen abzusenden, damit sie befreit werden können. Daher unsere unerwartet schnelle Abfahrt aus Perm mit Personenzug.

SONNABEND, den 6. April 1918

Um 12 Mittag - Ankunft in Moskau. Weil niemand ohne Passierschein den Bahnhof betreten oder verlassen darf, müssen wir im Wagen bleiben, denn die nächste Umgebung ist wegen Unrat und Schmutz unbetretbar. Auch gibt es kein heißes Wasser zum Tee, weil die Anlage hierfür im Augenblick unserer Ankunft abbrannte. Am Abend bringt Herr v.B. die Nachricht, daß die Hauptpapiere für unsere Abreise bereits ausgestellt sind. Die Spezialpapiere für jeden einzelnen aber wegen des morgigen Sonntag erst Montag erhältlich sein werden und unsere Abreise für Montag über Orscha in Aussicht stehe. Wir wurden an eine Laderampe gefahren, das gibt uns Bewegungsfreiheit.

Unsere Verhandlungen mit Tscitscherin Karachanow führten zu einer Abfertigung nach Orscha, wo wir den Deutschen übergeben werden sollten. Außer in Teluschken wurden wir auch in einem sog. Sanitätswagen verladen. In letzteren kamen meine Frau und ich unter. Auf einer Zwischenstation drängte sich ein Herr mit einer Aktenmappe in rüdester Weise in unseren Wagen. Auf unsere Bemerkung, dies sei ein Sanitätswagen, erwiderte er "ich bin Arzt und gehöre daher in den Sanitätswagen. Wir ließen den Eindringling alsbald durch die Wache vor die Tür setzen., worauf er dann auf dem Trittbrett weiterreiste. - In Orscha wurden wir auf das Genaueste namentlich aufgeschrieben und untersucht. Aber endlich schlug auch hier die Befreiungsstunde und wir wurden den Deutschen übergeben. Ein seeliger Moment: Mit Aufenthalt in Molodetschno und Wilna gelangten meine Frau und ich dann endlich nach 2 Monaten wieder an unseren eigenen Herd in Wenden.

Während der Verschleppung hatten wir geglaubt, unsere Befreiung dem deutschen Auswärtigen Amt und der deutschen Gesandtschaft in Rußland danken zu müssen. Die Sache lag aber anders, der eine deutsche Gesandte war noch garnicht eingetroffen und das war wohl unser Glück, denn jetzt konnte mein Kollege, Baron Meyendorf, unbehindert auf dem unsere Freilassung bestimmenden Paragraph des Brest/Litowsker-Frieden fußend mit deutschen Repressalien drohen, bis unsere Befreiung zustande kam. Dem Berliner Auswärtigen Amt und seinem Gesandten, Baron Mirbach, der wenige Monate später von Bolschewiken in Moskau ermordet wurde, ohne daß es dem Auswärtigen Amt bis heute gelungen wäre, eine genügende Sühne für diesen Gesandtenmord zu erwirken.

1918

Nach dem Jagen und Schlagen in der Schreckensnacht, wackeln wir vor der ungewohnten Ruhe in Heide und auf der Straße auf. Die Einquartierung war weg, nur der Schutt und Urlehm blieben noch übrig. Bernhard wagle sich auf die Straße und sah sehr erregt in einer halben Stunde wieder. Die Deutschen stiegen wie I. Er hat sie auf der Straße in der Trautmannschen Werkstatt kommen sehen. Aber sie haben keine Fingerhaken.

4. KAPITEL

DIE ZEIT NACH DEM WELTKRIEG

GESCHRIEBEN VON

RUDI VON HOYNINGEN - HUENE

1977 - 1978

Weihnachten 1977 bekam ich einen Brief von Heinz Meyer, geb. Walter. Er schrieb, daß sie sich nach Erinnerung wie ich nach der Schreckensnacht in Heide gelassen hat und auf Deutsch rief, daß die Deutschen in Heide einzogen.

Während der Verhaftung hatten wir geglaubt, unsere Befreiung dem deutschen Konsul in Berlin zu danken, der uns die deutsche Gesandtschaft in London danken ließ. Die Nacht Tag aber anders, der eine deutsche Gesandte war nicht vernicht abgetrieben auf das wir nicht unser Glück, denn jetzt konnte nicht Kollege, Maria Theresia, nicht auf den unsere Freilassung beizubringen. Im Paragraph des Verhaftungsbeschlusses ist die deutsche Regierung, die unsere Befreiung zustand kam, ein einzelner Angehöriger der und sein Name ist, Maria Theresia, der einige später von Deutschland in London abgeholt wurde, ~~1877~~ ¹⁸⁷⁸ die seine Befreiung nicht nur, aber auch unsere Befreiung zu erwirken.

Die Zeit nach dem Weltkrieg

Geschrieben von

Rudolf von Hoyer - Hoyer

1917 - 1918

1918

Nach dem Johlen und Schießen in der Schreckensnacht, wachten wir von der ungewohnten Ruhe im Hause und auf der Straße auf. Die Einquartierung war weg, nur der Schmutz und Gestank blieben noch übrig. Bernhard wagte sich auf die Straße und kam sehr erregt in einer halben Stunde wieder. Die Deutschen ziehen ein ! Er hat sie auf der Straße an der Trautmanschen Werkstatt kommen sehen. Aber sie haben keine Pickelhauben sondern Stahlhelme, die ganz anders sind als die russischen. Im Nu waren wir beide auf dem Marktplatz.⁺ Annemarie und Dora wagten es noch nicht auf die Straße zu gehen. Auf dem Marktplatz war tatsächlich die Vorhut der Ulanen. Sie hatten Rast gemacht. Wir erzählten ihnen von der Verhaftung und Verschickung am Tage zuvor. Bernhard und ich bekamen schwarz-weiß-rote Armbinden und wurden so Ortskundige. In kurzer Zeit beschafften sich die Ulanen Bauernschlitten und dann mußte ich sie auf die Chaussee nach Wolmar führen und schon waren sie wieder auf dem Vormarsch. Es heißt, daß sie noch den letzten Zug aus Wenden in Wolmar sehen konnten, aber erwischt haben sie ihn nicht. Als ich von diesem kurzen Auftrag wieder zurück kam, war eine ansehnliche Militärtruppe auf dem Marktplatz. Was an Balten noch übrig war, war auch dabei. Es ist schwer, den Jubel und die Freude zu beschreiben, aber es dauerte nicht lang, bis ein Dankgottesdienst organisiert wurde und wir mit den Soldaten 'Nun danket alle Gott' sangen. Es war so etwas Neues für uns, daß wir wieder Deutsch auf der Straße sprechen konnten. Verständlicherweise hielten sich die Letten fern. Es hieß, daß die Deutschen alle einflußreichen Letten in Gewahrsam genommen hätten. Einer soll sogar erhängt worden sein. Aber niemand leistete den Deutschen Widerstand. Wenden fiel ohne Schuß den Deutschen in die Hände. Das Militär errichtete im Hotel 'Baltischer Hof', wo die Gutsbesitzer bei Besuchen in Wenden abstiegen, ihr Hauptquartier A.O.K.8 und Bernhard und ich als Ortskundige hingen dort herum. Als Lohn für unsere Dienste erhielten wir

⁺Weihnachten 1977 bekam ich einen Brief von Kathi Hörter, geb. Walter. Sie schrieb, daß sie sich noch erinnert, wie ich nach der Schreckensnacht zu ihnen gelaufen kam und auf Deutsch rief, daß die Deutschen in Wenden einzogen.

täglich ein Komissbrot. Es reichte für uns und die Schwestern und schmeckte uns besser als Kuchen. Ab und zu bekamen wir auch ein Feldgeschirr voll Suppe aus der Feldküche.

Einmal hatte ich einen Auftrag, der schlecht hätte ausfallen können. Es wurde nach einer Reparaturwerkstatt für Autos gesucht. Ich wußte, daß die Russen eine große Werkstatt in Birkenruh hatten und sagte dem Fahrer des Lastwagens, daß es zwei Wege dahin gebe, einen kurzen aber schmalen und einen langen und breiten. Er wählte den kurzen Weg, auf dem ich jahrelang zur Schule gegangen bin. Er wurde nur von Schlitten befahren und es gab viel Schnee. Über die erste Anhöhe, wo es gerade hinauf geht, kamen wir gut. Dann ging es in Kurven auf der anderen Seite herunter und es lagen Schneewehen über den Weg. Das sah schon unangenehm aus. Unten war eine Brücke, die wurde untersucht, ob sie stark genug für den Lastwagen war. Der Fahrer riskierte es und wir kamen herüber. Aber nun ging es in scharfen Kurven den steilen Berg hinauf. Die Stimmung unter den Soldaten wurde unangenehm. Es gab sogar Verdacht, ich hätte sie absichtlich in diese Klemme geführt. Zum Glück gelang es dem Fahrer durch die Kurven, die so schön beim Rodeln waren, durchzukommen. Als sie dann aber die große Halle sahen, die die Russen auf dem Turnplatz errichtet hatten und innen eine vollausgestattete Werkstatt fanden, da verging aller Zorn. Die Russen hatten alles liegen lassen. Da waren sogar noch Lastwagen, die noch nicht fertig repariert waren und ein Raum war mit Drehbänken und Bohrmaschinen ausgerüstet. Aber für den Heimweg wählten sie den längeren Weg, auf dem wir keine Schwierigkeiten hatten und ich war erstaunt, wie kurz er war, wenn man im Auto fährt.

Bernhard hatte auch ein Erlebnis. Er sollte einem älteren Offizier und seinen Begleitern das Schloß und die Burgruine zeigen. Daß der ältere Offizier einen roten Streifen an der Hose hatte, machte auf Bernhard keinen Eindruck. Kosacken hatten auch rote Streifen an der Hose. So ging er denn vorne vor und erzählte, was er wußte von Ordensrittern und wie sie sich zuletzt in die Luft sprengten, als

sie die Burg nicht länger gegen Iwan den Grausamen halten konnten. Da war er sehr erstaunt, als einer der Adjutanten des Generals ihm sagte, daß er hinterher gehen sollte. Wie kann man denn führen, wenn man hinten ist?

Wir kamen aber gut aus, solange wir es mit Frontsoldaten zu tun hatten. Die sahen uns als Deutsche an. Das änderte sich, als die Front weiter vorrückte und die Etappe zu uns kam. Für die waren wir Panjes - so nannten sie die Letten - und sie behandelten uns demgemäß. Den einzigen Unterschied, den sie gelten ließen, war, daß wir Edelpanjes waren. Der frische Geist der Frontsoldaten war weg. Es wurde geklöhnt und herumgemäkelt. In vielen Fällen war auch ihre Aufgabe unerfreulich. Unter anderem mußten sie ermitteln, wieviel das Land an Lebensmitteln für das Reich beitragen konnte. Das bedeutete, daß die Bauern und Guts-höfe angeben mußten, was ihr Viehbestand war und nach der Anzahl von Kühen wurde festgesetzt, wieviel Butter jede Woche abzuliefern war. Wenn die Angaben falsch waren, wurde, was verheimlicht worden war, weggenommen. Es war nicht länger ein Vergnügen, Ortskundiger zu sein. Einmal führte ich eine Gruppe Soldaten zu einem entlegenen Bauernhof. Beim Hause war ein großer Holzhaufen sehr ordentlich gestapelt. Die Soldaten vermuteten, daß in dem Haufen etwas versteckt war und rissen alles auseinander. Tatsächlich fanden sie, daß ein Schwein seinen Stall im Holzhaufen hatte. Es war eine häßliche Szene, wie den Bauern das Tier weggenommen wurde.

Zum Glück war mittlerweile gewisse Ordnung auf dem Lande hergestellt. In Nachtigal waren einige Soldaten stationiert. So beschloß Annemarie, daß es sicher sei, dorthin umzusiedeln. Woher sie zwei Pferde und einen Schlitten bekam, weiß ich nicht, aber ich war froh, daß wir aus Wenden herauskamen. Wir richteten uns in den Räumen in der Kleete ein, die als Lazarett gedient hatten. Diese Räume waren am wenigsten verschmutzt und leicht zu reinigen. Annemarie hatte ein Zimmer, Bernhard und ich ein anderes und ein Raum diente als Küche und Wohnraum. Wir gingen gleich daran, das Wohnhaus auszumisten. Ich meine dies wörtlich, denn die Russen

hatten den Saal als Pferdestall benutzt und dennoch war der Mist lange nicht so eklig wie der Dreck in den anderen Zimmern, in denen sie gehaust hatten. Fast alle Möbel waren als Brennholz verbraucht worden; von Geschirr und Küchengerät war nichts mehr vorhanden und, wie bei den Russen üblich, war die Bibliothek als Zigarettenpapier verbraucht worden. Während Bernhard und ich im Hause beschäftigt waren, holte Annemarie sich die Kolonisten zur Hilfe, um die Landwirtschaft für die Frühjahrsbestellung bereit zu machen. Unterdessen fuhr Dora nach Lelle, um dort nach dem Rechten zu sehen und die Pachtgelder einzukassieren. Wir waren fröhlich bei der Arbeit. Bernhard und ich waren stolz, am Aufbau beteiligt zu sein und träumten davon, daß die baltischen Ostseeprovinzen ein Teil des deutschen Reiches werden würden und wir wie die Stenbockschen Kinder in deutsche Schulen gehen und Pfadfinder werden würden.

In Nachtigal war eine deutsche Besatzung von drei oder fünf Soldaten. Nur einmal sah ich, daß Annemarie den Schutz dieser Besatzung gebrauchte. Irgendein Streit mit einem Letten, der nicht zu Nachtigal gehörte, wurde sehr laut und drohend. Da kamen die Soldaten mit ihren Gewehren. Es hatte eine sehr beruhigende Wirkung, als sie Patronen in ihre Gewehre luden und der Streit schien eine Lösung gefunden zu haben.

Wahrscheinlich handelte es sich um die sehr unbeliebte Butterlieferung. Nach dem Ausfall von Ernten im Frontgebiet war Butter eine der wichtigsten Einnahmen für die Bauern. Natürlich zahlte die Besatzung viel weniger als sie auf dem freien Markt erhielten. Allwöchentlich mußte eine gewisse Menge abgeliefert werden und die Sammelstelle für unsere Gegend war auf dem Gutshof in Nachtigal. Die Lieferungen wurden von unserer Einquartierung überwacht. Bernhard und ich waren regelmäßig offizielle Butterschmecker. Angeblich beurteilten wir die Butter nach Qualität und Salzgehalt und sortierten sie dementsprechend. Später erfuhren wir, daß an manchen Sammelstellen die Bauern die Butterlieferung vergiftet hatten und daher durch Abschmecken so etwas bemerkt werden sollte. Jeden-

falls haben unsere Bauern, trotz Haß und Erpressung nicht zu solchen Mitteln gegriffen. Bernhard und ich blieben gesund und genossen es, nach den Hungerjahren Butter mit dem Löffel zu essen.

Wir in Nachtigal waren nicht die einzigen, die voller Freude am Wiederaufbau waren. Schon vor Ostern wurde in Reval die Domschule eröffnet. Dora und Anne bestanden darauf, daß ich wieder in die Schule mußte. Sie steckten mich in dieselbe "Rennenkampfsche Pension", in der Karl gewesen war. So waren meine schönen Tage in Nachtigal zu Ende. Für Bernhard - den Glücklichen - gab es noch keine Schule und er blieb mit Annemarie und Dora dort. Ich habe Nachtigal nicht wiedergesehen; alles, was ich von der folgenden Zeit weiß, stammt aus Briefen, Erzählungen und Bildern.

Die Revaler Zeit war für mich kein Vergnügen. Reval blieb vom Krieg verschont. Wohl haben sie Lebensmittelmangel gehabt, haben sich russischen Bestimmungen fügen müssen und haben die Verhaftung und Verschleppung der prominenten Deutschbalten erlebt, doch das traditionelle Gesellschaftsleben blieb unverändert. In der Pension waren gleichaltrige und ältere Jungen und Mädchen, die nichts vom Leben an der Front erlebt hatten. Ihre Interessen waren mir fremd. Theater und Operetten waren das Hauptgesprächsthema und der Kontakt mit den Mädchen war für die Jungen sehr wichtig. Wenn die Militärkapelle zur Platzmusik in den Anlagen vor dem Hause aufzog, stürzten sie die Treppe herunter, um Arm in Arm im Kreise herum zu promenieren. In der Schule war ich um mehrere Jahre der älteste in meiner Klasse und meine Schulkenntnisse hatten am meisten durch den Krieg gelitten. So hatte ich mit Gleichaltrigen keinen Kontakt und blieb ein Einspänner.

In meiner freien Zeit erforschte ich die Stadt Reval. Es ist eine interessante Stadt. Die alten Befestigungen, Mauern, Türme und Tore waren zum größten Teil erhalten. Kirchen und alte Häuser interessierten mich auch. Auf dem Dom - dem Felsen, auf dem der Adel seine Häuser hatte, wo die Domkirche, in der unser Wappen hing, und wo das Ritterschaftshaus stand - war mir bald alles bekannt. Nach kurzer Zeit konnte ich besser über Reval Auskunft geben, als meine

Gefährten in der Pension. Sonntags unternahm ich längere Ausflüge. Der Hafen war immer Anziehungspunkt; dann der Strand bei Kathrinental. Zuweilen nahm ich den ganzen Tag, um oben auf den Glint zu steigen - die Kalkfelsen der Steilküste - und dann gab es die Kiefernwälder auf der Hochebene. Obgleich ich allein war, hatte ich nie Langeweile, sodaß meine Schulleistungen darunter litten.

Ganz ohne Verkehr war ich aber auch nicht. Auf dem kurzen Domweg hatte Tante Anna - Papas Schwester - ihre Wohnung. Auf dem Heimweg von der Schule war es nett, dort vorzusprechen. Sie hatte Alben voll alter Photographien, die ich stundenlang anschauen konnte, sie erzählte sehr nett und dann gab es einen Nachmittagskaffee im alten Stil, aber mit zeitgemäßen Mitteln. Der Kaffee war aus etwas gerösteter Gerste gebraut, wurde aber in einer silbernen Kanne serviert und aus Meißner Porzellantassen getrunken. Dazu hatte sie etwas, was einem Kuchen sehr ähnlich sah, aber aus Kartoffeln gebacken wurde. Dies war ihre Erfindung, auf die sie sehr stolz war. Auch dieses Gebäck wurde vom besten Porzellan mit silbernen Gabeln gegessen.

Außer Tante Anna nahm sich auch unser Religionslehrer, Pastor Busch, meiner an. Sein Unterricht war sehr anregend. Er geriet dabei leicht so in Eifer, daß er immer höher stieg; erst die Stufe zum Katheder, dann auf den Stuhl und dann auf das Katheder selber. Diese Angewohnheit erhöhte aber die Spannung seines Vortrages. Er lud mich zu sich nach Hause ein, und ich befreundete mich mit seinem Sohn. Mit ihm zusammen erfanden wir ein System, wie man Äpfel und Pflaumen über den Zaun aus dem Nachbargarten pflücken konnte.

Die Höhepunkte waren aber Briefe aus Nachtigal. Aus diesen erfuhr ich von der Feier am Wendenschen Bahnhof, als die Geiseln zurück kamen. Papa und Mama waren nicht dabei, da sie in Riga geblieben waren. Da waren Berichte über die Verwüstungen im Walde. Durch die Giftgase waren streckenweise die Bäume tot und die Nadeln fielen ab. Unterstände und Schützengräben machten Unordnung in unserem gepflegten Wald. Mit der Ackerbestellung ging es voran und Bernhard

war bei all dem dabei. Ich konnte es kaum erwarten, bis die Sommerferien anfangen. Weiterhin erfuhr ich, daß unser Vetter Hermann aus dem Hause Boppart, nach Nachtigal gekommen sei. Er war Offizier, aber seinen Rang und Wirkungskreis erwähnten die Briefe nicht. Doch sie berichteten, daß er seine Herde nach Nachtigal gebracht hat. Als Forstmeister half er Annemarie und Dora ^{und} nahm ein großes Interesse am Wiederaufbau. Es klang alles sehr interessant. Da machte aber die Schule einen Strich durch meine Erwartungen. Es war beschlossen worden, da so viel Zeit wegen des Krieges verloren gegangen war, die Sommerferien, die sonst immer drei Monate wärten, auf zwei Wochen herunterzuschneiden.

Da zwei Wochen zu kurz waren, um nach Nachtigal zu fahren, lud mich Theodor ein, die Ferien in Lelle zu verbringen. Er hatte die Verwaltung des Gutes übernommen und lebte mit Olga und den drei Jungen in einem Teil des Wohnhauses, welcher als Verwaltungswohnung hergerichtet war. Der Rest des Wohnhauses war wohl geschützt, aber nicht wieder voll aufgebaut. So fuhr ich denn mit der Schmalspurbahn von Reval los - das erste Mal, daß ich bewußt diese Strecke fuhr. Das Züglein machte wohl viel Rauch und Lärm, aber schnell fuhr es nicht. Wenn es an eine Steigung kam, sprangen die jungen Leute ab, pflückten Blumen und zum Spott schoben sie den Zug. Es war eine lustige Fahrt bei schönem Sommerwetter. In Lelle hatte sich Theodor schon gut eingerichtet, aber er hatte nichts von der vorjährigen Ernte erhalten. So war die Familie hauptsächlich auf Kartoffeln angewiesen, genau so wie wir in der Stadt. Nun aber hatten sich die Hasen während des Krieges stark vermehrt. Wir hatten auf diese Weise Hasenbraten zu den Kartoffeln, zum Frühstück, Mittag und Abendbrot. Nach einer Woche dieser Kost wird aber selbst Hasenbraten langweilig, und so wurde zur Abwechslung das Hasenfleisch gemahlen und kam als falscher Hase auf den Tisch. Außerdem hatten sie aber auch eine Kuh. Ich genoß es, nach so langer Zeit wieder Milch zu trinken. Ich besuchte all die Plätze, die so oft in

den Gesprächen der Großen erwähnt wurden, den Pferdestall, den Park, den Garten sowie das große Moor und die entwässerten Wiesen. Der Höhepunkt meines Besuches war aber Lenu. Ihr Gehöft war in bester Ordnung. Hühner, Schweine, Kühe und Pferde sahen gepflegt aus. Das Haus war sauber und im Vergleich mit anderen sah ihre Wirtschaft beinahe wohlhabend aus. Lenu erkannte mich gleich und ihr Mann begrüßte mich freundlich mit "terre terre", aber was sonst gesprochen wurde, konnte ich nicht verstehen und Theodor mußte als Dolmetscher aushelfen. Seit diesem Besuch schickte mir Lenu jede Woche ein Päckchen Butter an die Pension.

Die Ferien gingen viel zu schnell zu Ende und die Schule ging in gewohnter Weise weiter. Die Briefe aus Nachtigal berichteten, daß Vetter Hermann für Annemarie eine große Hilfe war. Sie hatte mehr Kühe und Pferde gekauft. Die Ernte sah versprechend aus; es schien, daß alles aufwärts ging. Papa war sehr aktiv in der Landesverwaltung und lebte mit Mama ganz in Riga. Nun hoffte ich, daß die Weihnachtsferien wie üblich einen Monat dauern würden, sodaß ich wieder nach Nachtigal fahren konnte. Der Aufenthalt in Reval gefiel mir garnicht. Es hieß, ich sei ein verwilderter Junge und müßte lernen, was sich gehört. Die Selbständigkeit, an die ich mich in Trautmanns Werkstatt gewöhnt hatte, war nicht "was sich gehört". Aber man hielt es für nötig, daß ich Tanzstunden nehmen sollte. So wurde meine Gardrobe darauf hin ergänzt. Mir graute davor, aber Sträuben half nichts. Um es mir schmackhaft zu machen, wurde mir gesagt, daß da sehr nette Mädchen sein würden, was mir sofort die Schlittschuhbahn-Mädchen in Erinnerung brachte. Wie sehr beneidete ich Bernhard, der in Nachtigal nicht mit solch einem Unsinn geplagt wurde. Die erste Tanzstunde war im Oktober. Ich war froh, daß bei dieser Stunde wir bloß in einer Reihe, wie bei Turnübungen, stehen mußten, Jungens an einer Seite, Mädchen an der anderen. Wir lernten Verbeugungen zu machen und einige Tanzschritte zu Musik. Zum Schluß gab es Limonade. So war die Sache nicht zu schlimm und eigentlich sahen die Mädchen ganz nett aus. Aber ich war froh, daß das meine erste und auch letzte Tanzstunde war.

Denn jetzt kam der Zusammenbruch, der alles änderte.

Über Nacht gab es Soldatenräte, die mehr zu sagen hatten als das Armeekommando. Die Esten verlangten und erhielten Verwaltungsstellen. Das Transportwesen wurde ihnen überlassen und man mußte von ihnen die Erlaubnis zum Reisen einholen. Papa schrieb mir, ich sollte sofort nach Riga kommen. Noch heute habe ich das Dokument von der Festungskommandantur Reval, das ich nach vielem Herumlaufen am 3. Dezember 1918 erhielt. Es ist ein interessantes Schriftstück, denn obwohl es ein Ausweis ist, ist es eher eine Bitte um Hilfe und Unterstützung. Unterschrieben ist es von Leutnant und Adjutant Urlberger, mit dem Stempel der Festungskommandantur Reval, hat aber außerdem den Stempel des Soldatenrates der Festung Reval. So scheint es, daß der Soldatenrat wichtiger war als der Kommandant und daß beide nicht die Erlaubnis zum Reisen ausstellen konnten, sondern der estnischen Verwaltung empfahlen, die Reise zu genehmigen. Ich habe aber die Reiseerlaubnis erhalten, mußte aber mit der Schmalspurbahn an Lelle vorbei nach Walk fahren, da die Bolschewiken bereits bei Dorpat die reguläre Eisenbahnstrecke bedrohten. In Walk bekam ich dann den regulären Zug und kam nach zweitätiger Reise in Riga an.

Bernhard war bereits in Riga. Wir beide schliefen in Eß- und Wohnzimmer der kleinen Wohnung, die Papa dort hatte. Wir fühlten, wie schwer die Ereignisse für die Eltern waren. Doch konnten wir nur wenig helfen. Es war am besten, wenn wir nicht im Wege waren. So nützten wir unsere freie Zeit aus, all die Stellen zu besuchen, die uns als Kinder verboten waren. Wir bummelten im Wörmannschen Park und durch den Markt an der Alexanderstraße, die uns früher verboten waren, weil dort Letten waren. Wir schauten uns die Häuser in der Altstadt an und erinnerten uns, wie wir dort mit der Gouvernante zum Einkaufen gingen. Aber am meisten hielten wir uns am Dünahafen auf. Da war viel los, denn deutsche Kriegs- und Handelsschiffe waren dabei, so viel wie möglich zu evakuieren, ehe die Bolschewiken kamen. An der Stelle, wo der Dampfer nach Neubad anlegte, erinnerten wir uns an frühere Sommerferien. Da sah

Reval, den 2. 4. 1918

A u s w e i s .

Dem Reichsdeutsche... - Deutschbalten -
 Herrn Hofrat... Königsberg - Preuss.
 nach Deutschland....., zu dauernden
 Aufenthalt, da unter den jetzigen Verhältnissen schwere Bedrohungen an
 Leben und Eigentum er - sie - zu befürchten hat - haben - .
 In seiner - ihrer - Begleitung befinden sich :

Die Familie besitzt in Deutschland
 keine Verwandte. -
 Herr Hofrat zu seinem Lebensort.

Es bestehen keine Bedenken gegen ein Passieren der deutschen
 Grenze. -
 Alle Militär - und Civilbehörden werden ersucht ihn - sie -
 Bedarfsfalle Hilfe und Unterstützung zu gewähren.



A. D.

Waberger

Lieutenant & Adjutant

ich im seichten Wasser auf dem Grund einen Geldschein - eine Ostmark. Wir holten uns einen langen Draht und fischten - mit Erfolg. Was wir mit diesem Schatz erstanden haben, weiß ich aber nicht mehr. Für Bernhard und mich waren dies wunderschöne Tage. Wir fühlten uns den Eltern näher als zuvor und genossen trotz der tragischen Atmosphäre zusammen zu sein und nach Herzenslust zu bummeln.

Nun war es nahe an Weihnachten. Die Eltern waren in großer Sorge um Annemarie und Dora. Die Bolschwicken waren bereits bis Walk vorgerückt, Wolmar und Wenden waren ohne Schutz. Trotzdem besorgten die Eltern ein Tannenbäumchen und bereiteten das Fest vor. Da endlich am 23ten kamen Annemarie und Dora mit einem Schlitten voll Proviant. Vetter Hermann hatte darauf gedrungen, Nachtigal zu verlassen. Sie schlachteten so viel sie konnten und der Schlitten war so überladen, daß sie in der Kälte zu Fuß gehen mußten, aber mit Hilfe von Vetter Hermann glückte es ihnen durchzukommen. Sie waren völlig erschöpft. Für die Eltern war aber ihre Ankunft das schönste Weihnachtsgeschenk. So feierten wir am 24ten Weihnachten, wie ich es noch nie erlebt habe. Äußerlich armselig und voller Unsicherheit, aber unter uns voll Vertrauen und Liebe zueinander.

In den nächsten Tagen kam der Aufruf, sich zur baltischen Landeswehr zu melden. Dora meldete sich sofort als Krankenschwester. Ich wollte mich unbedingt auch melden. Es waren ja nur noch ein paar Monate, bis ich 17 Jahre alt war. Aber Papa bestand darauf, daß ich mit ihnen, Annemarie und Berhard nach Deutschland komme. Alles Reden und Bitten half nicht. So half ich mit dem Packen und Verteilen von dem, was wir nicht mitnehmen konnten und um Neujahr herum verließen wir die Heimat.

DEUTSCHLAND 1919

Es war Papa gelungen, Fahrkarten nach Deutschland zu bekommen. Es hieß, daß wir auf dem letzten Zug nach Riga waren. Der Zug war überfüllt, voller Flüchtlinge und Militär. Die meisten Soldaten fuhren auf eigene Faust in die Heimat, ohne Urlaub, aber voll von Spott über das Kaiserreich. Sie machten sich breit und gröhlten ihre kommunistischen Lieder. Für Papa und Mama war es eine traurige Stunde und eine sehr unangenehme Situation. Annemarie hatte außer all diesem noch ihren eigenen Schmerz. Dora hatte mir gesagt, wir sollten nur nicht in ihrer Gegenwart über Ratz reden. Ehe sie losfuhren, hatte sie ihre Flinte genommen und war mit Ratz in den Wald gegangen. Sie kam ohne den Hund zurück; er sollte nicht den Bolschewicken in die Hände fallen. Fahrpläne gab es nicht mehr, und es dauerte eine lange Zeit, bis der Zug losfuhr. Bernhard und ich standen an einem Fenster. Wir freuten uns über die neue Eisenbahnbrücke über die Düna, doch als wir auf die Stadt zurückblickten, wurde uns klar, daß dies unser letzter Blick auf Riga sein könnte. Trotzdem waren wir voller Erwartung. Wir passierten Mietau, eine Stadt, von der wir viel gehört hatten. Wie lange wir mit vielen Unterbrechungen unterwegs waren, weiß ich nicht. Durch Litauen fuhren wir in der Nacht und Bernhard und ich waren enttäuscht, daß wir nichts von der Gegend sahen, in der Mama aufgewachsen war. An einem Vormittag erreichten wir Eydkunen, die alte Grenzstation. Es war bereits 1919.

In Eydkunen mußten wir alle in die Entlausungsanstalt. Papa war nicht davon entzückt, Bernhard und ich genossen das lange, heiße Bad. Daß unsere Kleider durch die Prozedur durch die sie entlaust wurden an Ansehen gelitten hatten, machte uns nichts aus. Auf der Weiterfahrt nach Königsberg versuchten wir zu sehen, was wir über Deutschland gehört hatten. Das meiste davon traf aber nicht auf Ostpreußen zu, so daß wir recht enttäuscht waren, daß Deutschland nicht viel anders als das Baltikum aussah. Wir trafen in Königsberg spät am Abend ein. Die Hotels waren von Flüchtlingen überfüllt. Papa fand ein Zimmer für uns in einem kleinen Hotel am Bahnhof.

Am nächsten Morgen waren Bernhard und ich früh auf den Beinen. Wir gingen auf Entdeckung in Deutschland. Was uns angenehm berührte war, daß nur Deutsch gesprochen wurde. Aber während uns danach zumute war, jeden freundlich zu begrüßen und anzureden, bekamen wir nur schroffe und unfreundliche Antworten. Es dauerte lange, bis wir erkannten, daß wir für die Königsberger nur Flüchtlinge aus Rußland waren - und deren hatten sie überreichlich. Dazu war die Lebensmittellage kritisch. Selbst auf Marken gab es nur wenig zu kaufen. Als wir weniger enthusiastisch heimkamen, war Papa gerade fertig zur Polizei zu gehen und uns anzumelden. Es war für uns alle eine unangenehme Prozedur und sehr ernüchternd. Papa mußte viel erklären, daß wir Deutsche waren - Deutsch-Balten. Der Beamte wollte nichts davon wissen. Für ihn waren wir Russen und der Adelstitel gab Anlaß noch garstiger zu sein. Es dauerte einen halben Tag uns anzumelden, aber schließlich hatten wir deutsche Ausweise und Lebensmittelkarten.

Nun konnten wir Mittag essen. Papa wußte von einem Restaurant in der Innenstadt, nahe dem Schloß. Es ging dort sehr vornehm zu und das imponierte Bernhard und mir. Wir aßen sehr gut, aber dann merkten wir, daß unsere Lebensmittelkarten recht stark in Anspruch genommen wurden. Von da an gingen wir zu einem alkoholfreien Restaurant, wo es einiges ohne Marken gab und wir auch finanziell besser abschnitten. Papa fand auch eine Pension für uns, wo wir gut untergebracht waren. Ich erinnere mich aber wenig an diese erste Zeit. Ein Ereignis sehe ich aber noch klar. Hermann kam aus Danzig, um uns zu besuchen, ehe er zur baltischen Landeswehr ging. Uns Kleinen imponierte seine Uniform und Papa sprach nachher über seine stramme Haltung. Diese Periode endete, als Papa die Einladung bekam, nach Steingaden zu ziehen. Es ist mir nicht mehr in Erinnerung, wie wir ins Kaiser-Wilhelm-Gymnasium aufgenommen und in einer kleinen Pension untergebracht wurden. Für mich war es wichtig, in Ostpreußen zur Schule zu gehen, da ich dort Russisch für Französisch ersetzen konnte. Das Einzige was mir von dieser Pension in Erinnerung ist, war, daß wir eines Morgens von einer Schießerei aufwachten. Für uns klang das bekannt, doch die Leute waren aufgeregt. Was es war ist mir sehr verschwommen, irgend so etwas wie Kapp Putsch und Rosa Luxemburg.

Es gab außergewöhnliche Männer unter den Lehrern von Birkenruh. Als Schüler des Progymnasiums lernte man sie aber wenig kennen. Als Sextaner oder Quintaner im Progymnasium war man noch kein vollwertiger Birkenruher. Lebte man aber als Schüler des Progymnasiums bei Pastor Walter als Pensionär, so nahm man doch ein wenig am Leben von Birkenruh teil; man war unter der Obhut der Pastorin. Als Schüler war man sich natürlich nicht bewußt, daß hier eine außergewöhnliche Persönlichkeit war; man nahm, was einem geboten wurde, als selbstverständlich hin ohne Anerkennung oder Dank. Aber in späteren Jahren, wenn meine Frau mich fragt: "Wo hast Du denn das gelernt", und die Antwort immer wieder heißt: "Oh, das hat uns die Pastorin Walter beigebracht!" dann wird man sich doch bewußt, daß sie einen starken Einfluß ausgeübt hat. Und wenn man selber eine Familie von vier Kindern groß gezogen hat, dann weiß man, was es bedeutet, außer seinen eigenen fünf Kindern noch fünf bis sieben Pensionäre ins Haus zu nehmen. Dabei habe ich mich in ihrem Hause nie beiseitegeschoben oder nicht-zugehörig gefühlt, und so viel ich weiß, ist ihre eigene Familie trotzdem nicht zu kurz gekommen.

Bei solch einer Kinderschar gab es natürlich Hausregeln und eine feste Tagesroutine, die streng eingehalten wurde. Diese waren ähnlich wie im Internat und schlossen einen wöchentlichen Brief nachhause ein. Die Durchführung lag aber größtenteils in den Händen der Pastorin, und der Stubenälteste hatte verhältnismäßig wenig Verantwortung. So war es dann, daß die Pastorin Walter eigenhändig dem Neuankömmling, der sich zuhause nie um Wäsche und Kleider hat kümmern müssen, zeigte, wie seine Sachen im Wäscheschrank zu ordnen, wo die Kleider hinzuhängen, wohin die Bücher gehörten und all solch wichtige Kleinigkeiten. Zeiten waren festgesetzt für Aufstehen, Mahlzeiten, Schularbeiten und zu Bett gehen, und doch ist es erstaunlich, wenn man zurückdenkt, wieviel Freiheit einem gelassen war, wie wenig Phantasie und Spiel eingeschränkt wurden.

Was für eine Menge von Spielen gab es denn auch. Im Herbst gab es die großen Schlachten mit Birkenlaub unter den Bäumen vor dem Lehrerhaus. Immer wieder wurden die goldenen Blätter zusammengeharkt in große Haufen, die bald als Burg oder als Versteck oder auch bloß als weiches Lager dienten, auf dem man lag und durch das Gewirr der Zweige in den Himmel starrte und die Wolken beobachtete, bis dann plötzlich jemand einem einen Haufen Blätter auf den Kopf warf. Selbst die Walterschen Töchter, die uns Sextanern sehr erwachsen vorkamen, nahmen an diesen Balgereien teil. Später, wenn Gärten und Felder abgeerntet waren, streiften wir herum, um hier und da noch einen Apfel auf einem Baum zu finden oder Kartoffeln und Burkanen, die bei der Ernte übersehen worden waren, aufzulesen. Diese letzteren wurden dann in einer Blech-Bonbon-Büchse von Landrin in der Asche eines Holzfeuers gebraten. Warum sie besser schmeckten, als was man bei Tisch bekam, ist mir noch immer ein Rätsel.

Dann gab es so vieles zu entdecken. Unten am Bächlein, das in den Schlittschuhbahnteich floß, da gab es nasse Stellen, wenn man das Moos am Abhang wegräumte, dann kam der Sandstein zum Vorschein, aus dessen Löchern das Wasser sickerte. Da konnte man ein bißchen nachhelfen und schöne Tunnel bauen und phantastische Schlösser mit Säulen. Man mußte aber immer vorsichtig sein, daß man im Eifer nicht unversehens in den Tümpel am Fuß des Abhangs geriet, wo das Wasser voll mit Schlamm war und der Boden eine schlammige braune Masse war, aus der hier und da Blasen aufstiegen. Unwahrscheinlich war auch die regenbogenfarbene Haut, die über dem Wasser lag. Dort lebte die böse Kröte. Nicht daß das Tier wirklich böse war oder uns Schaden tat, aber in unserer Phantasie schrieben wir ihr übernatürliche Kräfte zu und böse Gedanken und Absichten. Es galt als böses Zeichen, wenn man das Tier zu sehen bekam und oft vermieden wir den Ort um ihretwillen. Das änderte sich aber über Nacht, als uns jemand erzählte, daß der braune Matsch Eisen enthielt. Unsere Furcht vor der Kröte verschwand. In unserer Phantasie sahen wir bereits Eisenbergwerke mit qualmenden Schornsteinen entlang dem Bach. Unsere Enttäuschung war aber sehr groß, als es

uns nicht gelang, in einer Blechdose über einem Holzfeuer geschmolzenes Eisen aus der braunen Masse hervorzuzaubern.

Wenn dann der erste Schnee fiel, dann gab es Schneeburgen und Schneeballschlachten, aber vor allen Dingen das Rodeln. Man fuhr schon am Morgen auf dem Schlitten zur Schule. Am Nachmittag ging es aber richtig los, auf jedem Abhang und wenn möglich auf der Rodelbahn mit der großen Kurve und dem langen Auslauf in die Schlucht unter dem Schlittschuhbahnteich. Da wurde auf dem Bauch gefahren oder Kette und es gab lange Diskussionen, welche Fahrart die beste sei. Ein besonderes Ereignis war es - ich glaube, wir sagten, es war haarig - wenn ein richtiger Birkenruher einen aufforderte, in seinem selbstgebauten "Auto" mitzufahren. Dann mußte man aber auch mithelfen, diesen schweren Schlitten den Berg hinauf zu ziehen.

Wenn die Schmelze im Frühling anfang, konnte man stundenlang Dämme bauen und das Wasser in Kanäle leiten und Wasserfälle konstruieren. Nasse Füße gab es und gewöhnlich auch einen nassen Hosenboden.

Da kam die große Freude, wenn die ersten Leberblümchen herauskamen, danach die Menge der Anemonen. Da gab es dann Spaziergänge und Räuber- und Wandererspiel, oder man versuchte den Schnitzeln zu folgen, die die Birkenruher bei der Schnitzeljagd im Walde gestreut hatten. Später im Frühling hörte man überall den hölzernen Klang vom Pflöck-Spiel und die Rasenflächen sahen oft wie ein gepflühtes Feld aus von diesem Spiel. Auch wurde Kurni gespielt, sodaß es beinahe gefährlich war, den Weg vor dem Lehrerhäus zu überqueren.

So hatte jede Jahreszeit ihr Spiel; aber wenn Pungas Jagdhorn erklang

Bin ich nicht schön genug
Bin ich nicht reich genug
Warum, warum liebst du mich nicht

dann mußten auch wir Pensionäre nach Hause und an die Schulaufgaben.

Wenn man jetzt zurückdenkt, fragt man sich; wie sahen wohl die Kleider nach diesem Spiel aus? Obgleich es zu dieser Zeit keine elektrischen Waschmaschinen gab, so erinnere ich mich nicht an Strafpredigten wegen schmutziger Kleider. Natürlich ist es möglich, daß bei einem Sextaner Strafpredigten dieser Art wie Wasser vom Rücken einer Ente abfließen. Doch ich erinnere mich an eine Bemerkung der Kleider wegen, aber das waren keine schmutzigen Kleider. Es handelte sich um eine gute Hose aus heimgesponnener Wolle und zu Hause gewebt. Drei meiner Brüder hatten sie getragen und nun nach den Sommerferien war sie ein Bestandteil meiner Garderobe. Am ersten Tag, an dem ich sie zur Schule trug, wurde mir eindeutig klar, daß der Stil der Hose nicht mehr der derzeitigen Mode entsprach. Die Sticheleien der Hose wegen stachen und auf dem Heimweg setzte ich mich auf einen spitzen Stein. Heute noch könnte ich die Stelle wiederfinden, halbwegs den Berg herunter vor der Brücke, die zum langen Berg führte, der sich in drei Kurven zur Anstalt hinaufwand. Da saß ich, aber nicht stille, und stand nicht auf, ehe ich nicht fühlen konnte, daß der Hosenboden ein Loch hatte. Der Stoff war gut - ich kam zu spät zum Mittagessen. Ich wurde gefragt, man sah das Loch und dann hörte ich: "Drei deiner Brüder haben diese Hose getragen und sie hat gehalten. Du trägst sie einen Tag und sie ist durch". Das war aber auch alles. Ich glaube, Pastorin Walter verstand den Zusammenhang. Ich habe die Hose nie wieder gesehen und sie wurde nie wieder erwähnt. Was für ein Loch dieser Verlust in meiner Garderobe verursachte, war mir ganz schnuppe.

Jedoch waren Kleider nicht ganz Nebensache. Das ging aus einer Regel für uns Kleine hervor. Wir durften rauchen, Kleeblättchen in Papier gewickelt, aber nur am Sonnabend. Die Begründung für die Einschränkung war: "Dann geht ihr ja doch ins Bad und morgen zieht ihr saubere Kleider an!"

Zum sonnabendlichen Bad gingen dann alle männlichen Glieder der Familie nach dem Abendbrot zur Anstalt. Pastor Walter nahm ein Wannenbad, wir jüngeren tobten unter den Brausen. Von Pastor

Walter sah man nur die Brillengläser aus dem Wasser stecken, doch vergaß jemand sich nach dem heißen Bad kalt abzuwaschen, hatte er es doch gleich gesehen. Nach dem Bad ging es dann gut und warm eingewickelt durch den glitzernden Schnee nachhause. Schien dann der Mond, so schauten wir Kleinen zu ihm hinauf, und wir fanden den Gedanken tröstlich, daß unsere Lieben zu Hause vieleleicht auch gerade auf diesen selben Mond schauten. Leider hat uns einer der Älteren dieses Trostes beraubt durch die Behauptung, daß, wenn man zuviel den Mond anschaut, man mondsüchtig würde. Von da an schauten wir nur ganz flüchtig zum Mond hin.

Für uns Kleinen war natürlich Heimweh ein Problem und Pastorin Walter nahm dieses Problem ernst. Oft genügte Ablenkung, dann wurde uns vorgeschlagen, mit Kati und Liebi einen Spaziergang zur Mühle oder den Aawiesen zu machen. Oder wenn es regnete, zeigte uns Hermann seine Schmetterlingssammlung. und ließ uns am Wunder teilnehmen, wenn in einem Raupenkasten ein Schmetterling aus der Puppe kroch, seine Flügel trocknete und plötzlich in voller Pracht zum ersten Flug ansetzte. Zuweilen nahm Pastorin Walter selber uns in den Garten und öffnete unser Verständnis für die Blumen, die Astarten auf dem großen Beet vor den Speisezimmerfenstern oder den Rittersporn und das blutende Herz am weißen Stakettenzaun entlang dem Weg, oder gar die blaue Wunderblume, die Klematis, unter dem Fenster der Studierstube von Pastor Walter. Zuweilen genügte aber Ablenkung nicht, dann nahm uns Pastorin Walter beiseite und redete uns gut zu. Was sie sagte, weiß ich nicht mehr, jedoch kam ich durch sie zur Einsicht, daß Heimweh keine Schwäche ist, deren man sich schämen muß. Vielleicht führte uns das Heimweh zur Erkenntnis, wie gut wir es zuhause hatten und sollte uns in Zukunft sein, die Liebe, die uns widerfahren ist, besser anzuerkennen und zu erwidern. Mit dieser Einstellung, die ich hier gewonnen hatte, konnte ich später anderen, die an Heimweh litten, helfen.

Überhaupt tat die Pastorin Walter vieles, um uns eine gesunde und vor allem liebevolle und anständige Gesinnung beizubringen. Es war uns immer ein Höhepunkt des Tages, wenn Pastorin Walter uns abends nach getanen Schularbeiten vorlas. Die Auswahl der Bücher war darauf abgesehen, uns ideales Familienleben vor Augen zu halten. Noch immer erinnere ich mich an die Freuden und Leiden der Familie Pfäffling. Dabei durften wir aber beim Vorlesen nicht müßig dasitzen, uns so wurden während des Vorlesens Zwiebelsäcke und Schwammbeutel als Weihnachtsgeschenke für unsere Lieben daheim gemacht. Für viele von uns verwöhnten Kindern vom Lande war der Gedanke zu geben ganz neu; das Nehmen allein waren wir gewöhnt. Beim Vorlesen war Pastorin Walter selber nicht unbeschäftigt. Sie strickte beim Lesen. Bei uns Jungen hieß es, wenn sie liest ohne zu stricken, dann liest sie so schnell, daß niemand sie verstehen kann. Das Vorlesen gab es aber nur, wenn die Schularbeiten getan waren. Da war es nicht wie heutzutage, daß die Kinder alles stehen und liegen lassen, wenn es Zeit ist für ein Rundfunkprogramm. Aber wehe dem, um dessentwillen das Lesen ausblieb. Schularbeiten lernten wir ernst zu nehmen. Hatten wir Schwierigkeiten, so mußten die Töchter uns helfen oder Roland, wenn es sich um Rechnen handelte. Schrieben wir aber einen Aufsatz und hatte Pastorin Walter den Eindruck, daß es nötig war aufzupassen, so las sie ihn selber. erinnere ich mich auch nicht einer Strafpredigt wegen schmutziger Kleider, so ist mir doch eine wegen eines Aufsatzes noch immer im Sinn. Nach den Sommerferien ließ in einem Aufsatz meiner Phantasie freien Lauf. Dabei trat eine gemeine und unchristliche Gesinnung zutage. Pastorin Walter nahm mich still in ihr Schlafzimmer, und als ich wieder herauskam, war ich froh, noch Gelegenheit zu haben, einen neuen Aufsatz schreiben zu können, obgleich es spät am Abend war, als ich fertig wurde. Wir nahmen diese Kontrolle nie übel, denn sie wurde nie dazu mißbraucht, uns vor anderen bloßzustellen. Auch hieß es bei uns, daß jeden Sonnabend die Pastorin die Predigt für den nächsten Tag durchlas, und wenn sie ihr nicht gefiel, mußte Pastor Walter sie umschreiben.

Oft mußten ihr wohl unsere Heimlichkeiten nach dem Schlafengehen verdächtig vorgekommen sein. Es gab für uns so viele Probleme, mit denen wir uns nicht zu den Erwachsenen wagten. Mir ist noch immer in Erinnerung, wie wir beim Schein einer Kerze das Problem der Unsichtbarkeit Gottes zu ergründen suchten. Öfters waren aber unsere abendlichen Tätigkeiten leichter Natur - so wie wenn Kutzschenbachs vor Weihnachten ein Paket mit riesengroßen Haselnüssen und Honig aus dem Kaukasus erhielten und dann noch im Dunkeln etwas gekostet werden mußte. Nie hat Pastorin Walter uns aber fühlen lassen, daß sie uns verdächtigte. Sie schien es zu verstehen, daß es in unserem Leben auch kleine Heimlichkeiten geben mußte.

Es ist mir heute unbegreiflich, wie Pastorin Walter es fertig brachte, sich in solch mütterlicher Weise um uns zu kümmern, ohne ihre eigenen Kinder zu kürzen. Roland übte Violine so regelmäßig, wie ich es bei meinen eigenen Kindern nie zustande gebracht habe. Wenn ich zurückdenke, so scheint es mir, daß die Töchter ein Zutrauen zur Mutter hatten und bei ihr Verständnis fanden, wie man es heute kaum findet. Wenn es aber bei uns Pensionären etwas gab, wo Hilfe nottat, fand sie für uns eine Lösung, die heute einem Psychologen Ehre machen würde. Es scheint, daß ich vor den Sommerferien rastlos und unwillig wurde und mein Zustand ihr Sorge machte. Sie scheint es aber herausgeföhlt zu haben, daß ich ein Bedürfnis hatte, etwas mein eigen nennen zu können und es zu versorgen und zu pflegen. So sagte sie mir, daß wenn ich den Steinhaufen links vom Keller- eingang wegschaffte, ich mir dort einen Garten machen dürfte. Ich erinnere mich nicht mehr, ob es Alfred von Kutzschenbach oder Erni von Campenhausen war, der mir dabei half. Doch in kurzer Zeit waren die Steine weggeräumt. Unser Land wurde mit einer Borte von Rasen versehen, den wir von der Wiese hinter dem Wirtschaftshof holten, Dünger konnte man dazumal noch auf der Straße auflesen, und gepflanzt haben wir wilde Stiefmütterchen, die wir uns von der Aa-Weise holten. Die Befriedigung, die mir damals dieser kleine Garten gab, ist mir in guter Er-

innerung. Der Gedanke, den die Pastorin für die Lösung meines Problems hatte, war völlig ursprünglich und neu, und dabei war ich doch nur ein Pensionär und dazu noch einer unter vielen.

So endete meine Zeit im Walterschen Hause als eine glückliche Zeit. Während die Großen im blühenden Flieder, der den Garten an der Küchenseite vom Wirtschaftshof trennte, "Glück suchten", fanden wir unser Glück an jeder neuen Blüte, die unsere Stiefmütterchen hervorbrachten, und träumten davon, wie unter unserer Pflege diese kleinen Blümchen zu einer Größe und Farbenpracht sich entwickeln würden, die den veredelten Pflanzen im Vorgarten Konkurrenz machen würden. Die Enttäuschung, daß mehr dazu gehört, als wir vermochten, blieb uns erspart, denn im folgenden Herbst wurde Birkenruh des Krieges wegen in ein Lazarett umgewandelt.

Wenn von Persönlichkeiten in Birkenruh die Rede ist, so scheint mir, daß auch die Pastorin Walter dazu gehört, um das Bild vollständig zu machen.

1919 bis Ostern

Wenn ich jetzt nach über 50 Jahren an die erste Zeit in Deutschland zurückdenke, so wird mir bewußt, wie ungewöhnlich es war, daß wir von so vielen Menschen freundlich aufgenommen wurden. Papa und Mama erfuhren es in Steingaden und später in Oberammergau bei Frau Hermes, Tante A. (Tadda). Bernhard und ich wurden ganz in die Familie von Oberlandgerichtsrat Ermel aufgenommen. Später nahm sich Frau Rittergutsbesitzer Rechholz meiner an und in Danzig als Student lebte ich in der Familie von Oberst von Hohendorf. Aus den Briefen der Eltern geht hervor, wie dankbar sie für diese Freundlichkeit gewesen sind. Bernhard und ich nahmen es hin, als käme es uns zu und an Dankbarkeit dachten wir kaum. Erst nachdem wir uns selbst Bedürftigen angenommen haben, wird mir klar, was es für eine wohlgeordnete Familie wie die Ermels bedeutet hat, uns beiden verwilderten Jungens die an Selbständigkeit gewöhnt waren, völlig in ihren Familienkreis aufzunehmen. Wie es dazu kam, ist mir nur neblig in Erinnerung, und für die weiteren Wochen in Deutschland habe ich keine alten Briefe, um mein Gedächtnis aufzufrischen.

Drei Begebenheiten aus der Zeit können dazu geführt haben, die Ermels zu bewegen, uns aufzunehmen. Im Kaiser-Wilhelm-Gymnasium wurden Bernhard und ich zur Quäkerspeisung zugelassen. Was wir bekamen, war ein dünner Haferflockenbrei. Ermöglicht wurde diese Speisung durch Spenden aus Amerika unter der Leitung der Quäker. Jedoch hörte ich später, daß das meiste Geld von Deutsch-Amerikanern stammte. Diese Speisung wurde von freiwilligen Helfern ausgeteilt und in wohlwollender Weise gehandhabt. Es war nicht ein unpersönlicher mechanischer Betrieb; man fühlte persönliches Interesse. Ich kann nicht sagen, ob Frau Ermel eine der Helferinnen war und ob dies dazu geführt hat, daß sie uns in unsere Familie aufnahm. Jedenfalls bedeutete diese Speisung viel für Bernhard und mich.

Eine andere Möglichkeit ist, daß bei einer Gesellschaft bei Tokemith, einem Klassenkameraden, Wolfgang Ermel, der im gleichen Alter war wie ich, aber zwei Klassen höher, von unseren Erzählungen beeindruckt war und seine Eltern bewegen hat, uns

aufzunehmen. Jedenfalls wurden wir von den Schülern mehr akzeptiert als von den Lehrern und älteren Leuten, mit denen wir in Kontakt kamen. Durch unsere Kleidung und unsere Art im Umgang fielen wir auf, zuweilen in einer Weise, die uns peinlich war. Ein wunder Punkt für uns war, daß Papa darauf bestand, daß Taschengeld unnötig war und zu unnützen Ausgaben führt. Aber alle anderen Schüler erhielten von ihren Eltern einen wöchentlichen Betrag. Einen Teil davon benutzten sie für die Kriegsanleihe. Im Klassenzimmer war ein Brett mit dem Bild eines Unterseebootes aufgestellt. Man kaufte sich Nägel mit verschiedenfarbigen Köpfen und nagelte sie in entsprechend farbige Felder des Bildes. Es galt als Patriotismus, und es war peinlich für Bernhard und mich, daß wir nicht teilnehmen konnten. Nur einmal konnte ich einen schwarzen Nagel kaufen; dies war der billigste. Es blieb aber für uns beiden ein empfindlicher Punkt, daß wir kein Geld bekamen.

Oberlandesgerichtsrat Ermel war ein viel beschäftigter Mann. Wenn er abends nachhause kam, hatte er gewöhnlich eine Mappe voll Akten, die er bis spät in die Nacht studierte. Morgens fing seine Arbeitszeit später an und wir sahen sehr wenig von ihm. Er war aber ein natur- und heimatliebender Mann, der seine Familie in dieser Beziehung anregte. Seine Redensart war kurz und präzise und wenn er etwas befahl, war es mit Bestimmtheit und wurde ohne Widerspruch ausgeführt. Er kam aus Schleswig-Holstein und war von Kiel nach Königsberg versetzt worden. Er erzählte gerne über diese Heimat und Frau und Kinder erinnerten sich an die Zeit, wo Buchenwälder, Seen und Wassersport tägliche Erlebnisse waren. So wurden wir bald mit Namen wie Flensburg, Eckernförde und Kiel bekannt, und hofften auch einmal den Sommer auf der Insel Sylt zu verbringen.

Frau Ermel war in mütterlicher Weise um die Familie besorgt. Wir hatten mit ihr viel mehr Kontakt und genossen besonders die Abende im Familienkreis. Ermels hatten einen schönen Flügel und es war uns beiden eine Freude, wenn musiziert wurde. Sie regte uns zum Lesen an und saß am selben Tisch mit uns wenn wir unsere Schulaufgaben machten. Gewöhnlich schrieb sie, aber was, weiß ich nicht. Uns beiden aus der Kriegszone

war es sehr wohltuend, unter der Obhut dieser ungewöhnlich gütigen Frau zu stehen. Sie gab sogar Bernhard Klavierunterricht. Der Versuch, dasselbe mit mir zu tun, scheiterte daran, daß mein Interesse für Mechanik das für Musik überwog und ich anfang, das Klavier auseinander zu nehmen.

Wolfgang war in meinem Alter, aber in der Schule mir voraus. Er hatte viel Sinn für Natur, kannte sich mit Pflanzen seiner Schleswig-Holsteinischen Heimat aus und auch mit der Natur in Ostpreußen. Wir hatten viele gemeinsame Interessen und verbrachten unsere freie Zeit unzertrennlich zusammen. Bernhard freundete sich schnell mit den beiden Töchtern an (Ninni, älter und Kati, jünger als er). Diese Mädchen machten vieles mit uns Jungen mit. Sie waren in keiner Weise zimperlich und wir hatten ein sehr nettes Verhältnis mit ihnen. Zusammen zeigten sie uns die Gegend in der Nachbarschaft.

Der Schnee war geschmolzen. Ich erinnere mich, wie gerne wir mit den Ermelschen Kindern hinaus an den Landwehr-Kanal gingen, um Leberblümchen und Anemonen zu pflücken. Ermels lebten in der Vorstadt, Amalienau, etwa drei Kilometer von der Stadt. Es gab dort einen Park mit einem Ententeich und schönes Gelände zum Spielen. In Amalienau, abseits von Feldern umgeben, war auch die Dampfziegelei von Ernst Schwarz, dem Ziegelmeister der als russischer Gefangener auf seiner Flucht nach Wenden kam und für den ich in der Trautmannschen Werkstatt gesorgt hatte und der mit Hermann durch die Front ging. Papa hatte ihn bloß antelefoniert, aber keinen persönlichen Kontakt mit ihm gehabt. Jetzt erinnerte ich mich an den Namen und die Ziegelei in Amalienau. So sprach ich dort vor und bald sprachen die Schwarzes von dem Jungen, der Ernsts Leben gerettet hätte. Wir fünf wurden aufgenommen und bald war die Ziegelei unser Spielplatz. Und was für ein Spielplatz es war! Da waren die Loren, die auf Schienen liefen, man konnte Weichen stellen und Eisenbahn spielen. Da war der große Ringofen, wo die noch warmen fertigen Ziegel herausgenommen wurden und in der Kammer daneben, wo die ungebrannten zum Brennen aufgebaut wurden. Zu der Jahreszeit war der Betrieb darauf beschränkt, den Vorrat an getrockneten Ziegeln der vorjährigen Saison fertigzustellen. Es wurden keine neuen gepreßt, da die Lehmgrube noch zu naß war und der volle Betrieb erst im Juni anfang. Wir Kinder müssen wohl den Arbeitern mit unseren Spielen recht im Wege gewesen sein. Aber uns war alles erlaubt. Am meisten interessierten sich aber die Ermelschen Kinder für den kleinen landwirtschaftlichen Betrieb. Da gab es Hühner und Gänse, Pferde und eine Kuh. Es war besonders gut im Schweinestall, sich warme Kartoffeln aus dem Dampfkessel zu holen, Zwar waren es nur kleine Schweinekartoffeln, aber wir waren

hungrig und sie schmeckten uns so gut wie den Schweinen. Auf dem Nachhauseweg gingen wir über die Stoppelfelder, die noch nicht gepflügt waren und auf denen noch viele lose Ähren herumlagen. Es war für die Ermels etwas Neues, daß Bernhard und ich diese sammelten, sie zuhause trockneten, die Körner herausmachten und dann in einer alten Kaffeemühle mahlen. Daraus machten wir einen Brei, der uns allen so gut schmeckte, daß Herr Ermel in einem Futtergeschäft Weizen kaufte und wir Weizenbrei als Abwechslung für die ewige Kartoffel- und Rübensuppe hatten.

Es war eine Hungerzeit in Deutschland und allzu oft gingen alle Gedanken auf Nahrungssuche. Das meiste war nur auf Lebensmittelkarte erhältlich. Bei Ermels wurde die Austeilung von der ganzen Familie überwacht, mit der Briefwaage gewogen und vom Oberlandesgerichtsrat richterlich korrekt aufgeteilt. Das Privileg, das Butterpapier abzulecken, ging wöchentlich die Runde herum. Wir hatten aber genug Kartoffeln, so daß wir nicht direkt hungrig waren. Aber die Nahrung war eintönig.

Leider fand diese schöne Zeit kurz nach Ostern ein Ende.

Dreiviertel Jahr in Niessky unter den Herrenhutern

Das Gymnasium und Internat in Niessky hatte im Baltikum einen guten Ruf. Vor dem Krieg schickten die Campenhausens ihre Kinder dorthin, ehe Birkenruh wieder von der russischen Regierung gestattet war. Papa war von Niessky beeindruckt, als er an dem Programm für Birkenruh arbeitete. Wahrscheinlich hatte er irgendwelche Beziehungen zu dieser Schule. So war es ihm gelungen, uns dort unterzubringen. Heutzutage schätze ich die Herrenhuter Literatur als die besten religiösen Veröffentlichungen in Deutschland und beziehe sie noch heute regelmäßig. Während des ersten Weltkrieges hatten aber die Herrenhuter die Verbindung zu ihren Weltmissionen verloren. Geist und Anregung kamen aber durch die Missionsarbeit. Das Internat Niessky war eine reine Herrenhuter Schule, zu der die Missionare ihre Kinder schickten. Die Schule versumpfte ohne die Missionare, aber der Ruf war traditionell gut. So hatte Papa den Eindurck, daß wir gut untergebracht waren.

Bernhard und ich waren wohl traurig, die Ermels zu verlassen, aber erwarteten etwas ähnliches^{wie} in Birkenruh. Herr Ermel besorgte unsere Fahrkarten; zu der Zeit durfte man noch als Staatenloser durch den polnischen Korridor fahren. Auf der Karte hatten wir gesehen, daß in Oberschlesien Berge sind, richtige Berge - nicht nur Hügel wie in Nachtigal. So schauten wir gespannt aus dem Fenster, fuhren aber durch flaches Land. In Görlitz mußten wir umsteigen und sahen Berge in der Gegend, die wie spitze Nasen aus der flachen Gegend heraussteckten. Das war eine Enttäuschung eins. Es war nur eine kurze Strecke jetzt bis Niessky. Dort angekommen wurden Bernhard und ich getrennt; er mit den Jüngeren in einem Gebäude, ich in einem anderen und der Schulhof dazwischen. Uns wurde gesagt, daß wir uns täglich nach dem Mittagessen fünfzehn Minuten auf dem Schulhof sehen dürfen. Eine zweite, sehr schmerzliche Enttäuschung!

Ich hatte erwartet, daß in Niessky, so wie in Birkenruh, Jungen verschiedenen Alters in jeder Stube unter der Obhut der Stubenältesten leben würden. Hier waren die Stuben nach den Schulklassen geordnet. Also, alle ziemlich gleichen Alters waren auf einer Stube und der Klassenlehrer, den man schon sowieso genug als Lehrer kannte, war Herrscher über die Klasse auch in der Stube und im Schlafsaal. Dies war die dritte Enttäuschung!

Diese Enttäuschungen gleich zu Beginn könnten ein Erklärung für meine rebellische Auflehnung gewesen sein und der Grund, weswegen ich nichts Gutes an Niessky fand und weswegen wir beide sehr unglücklich waren.

Unser Leben in der Schule war bis aufs Kleinste reguliert und überwacht. Für Bernhard und mich war es ein Zustand der unmöglich war, denn wir waren an Selbständigkeit und Freiheit gewöhnt. Nun wurde auf Kommando vom Lehrer aufgestanden und gewaschen. Dann wurde die Stube aufgeschlossen und wir konnten uns anziehen. Beim Glockenzeichen ging es als Gruppe in den Speisesaal. Als erstes wurde die Losung gelesen. Während wir dann die dünne Hafeflockensuppe, in der viele Schrauben waren, aßen, las ein Primaner vor - viel von Zinzendorf und andern großen der Brüdergemeinde. Dann kam der Unterricht, den ich ohnehin nicht gerne hatte. Zwischendurch gab es Schnitten von stark mit Ersatzstof-

fen verlängertem Brot, auf denen ein Rübenbrei als Marmelade aufgeschmiert war. Mittags, sehr eintönig, Kartoffeln. Am Nachmittag anbefohlener Spaziergang, wobei wir auf einem Abschnitt einer Straße hin und her gehen sollten. An beiden Enden der Straße stand ein Lehrer, der aufpaßte, daß niemand weglief. Danach wurden Schulaufgaben gemacht, beaufsichtigt vom Lehrer, aber nur beaufsichtigt; Hilfe bekam man nicht von ihm. Um fünf Uhr noch einmal Schnitten; dann um Sieben Abendbrot - ein sehr karges. Dann eine längere Andacht. Man zog sich in der Stube aus und marschierte in Gruppe einen Stock höher in den Schlafsaal. Die Stube wurde abgeschlossen und vom Schlafsaal konnte man nur zu den Toiletten gehen. Wir kamen uns wie Gefangene vor.

Da gab es vieles, was mir sinnlos vorkam, aber Argumente halfen nichts. Wir waren hungrig; zur Schule gehörte ein großer Garten mit Obstbäumen und Gemüseland. Gemüse war nicht angebaut, da es an Arbeitskräften mangelte. Ich schlug vor, daß wir Schüler die Gartenarbeit machen könnten. Da hieß es, Schüler höherer Schulen tun nicht solche Arbeit. Das ist nur für gewöhnliche Leute. So mußten wir weiter hungern.

Als Sport sollten wir Hockey spielen. Ich hielt es für Energieverschwendung, hinter einem Pflock zu laufen und mit einem krummen Stock zu schlagen. Konnte man nicht etwas Nützliches tun? Man war empört über solchen Vorschlag. Wir hatten geträumt von Pfadfindern. Das gab es nicht. Aber sie hatten etwas, was sie Wandervogel nannten. Gewandert wurde wenig; auf Befehl gesungen viel. Jeden Sonnabend Abend gab es einen Gesang-Gottesdienst. Uns wurde eine Liste von zwei Dutzend Liedern gegeben, die gesungen werden sollten. Wir wollten so schnell wie möglich damit fertig werden. So machte jede Stube zwei Gruppen. Während die eine sang, schlug die andere das nächste Lied im Gesangbuch auf und legte los, sobald die erste fertig war. Die Orgel konnte mit unserem Tempo nicht Schritt halten.

Sonntags wurde viel Zeit in der Kirche verbracht. Damals trugen die Herrenhuter Frauen noch Hauben. Die Verheirateten eine große, die fast den ganzen Kopf bedeckte und eine blaue Schleife hatte; die unverheirateten ein Häubchen mit einer rosa Schleife.

Man ging in die Kirche im Gänsemarsch - einer hinter dem anderen in einer Linie - die männlichen auf einer Seite, die weiblichen auf der anderen.

Man betrat die Kirche durch eine Seitentür hinten und ging entlang der Wand und füllte die Bänke in der Ordnung, in der man hineinkam. Man konnte sich nicht einen Platz wählen. Wenn eine Bank gefüllt war, ging man in die nächste dahinter und setzte sich an die Grenze zwischen Männern und Frauen. Am Anfang wunderte ich mich, warum meine Stubenkameraden genau abzählten, welchen Platz sie in der Reihe hatten, ehe wir die Kirche betraten. Es gab sogar Streit um gewisse Plätze. Auf der Mädchen seite geschah dasselbe, denn es kam darauf an, derjenige zu sein, der eine neue Bank anfang und auf diese Weise für den langen Gottesdienst neben seiner Freundin saß. Ich hatte damals für so etwas kein Verständnis.

In der ersten Zeit waren Bernhard und ich sehr hungrig. Die Schnitten, die wir am Morgen und Nachmittag bekamen, waren abgezählt. Dann aber merkten wir, daß manche Jungen ihre Schnitten nicht aßen, wenn sie von zuhause ein Paket erhielten oder sonntags bei Bekannten zu Besuch gewesen waren. Wir sammelten diese Schnitten und ergänzten so unsere Kost. Nach den Pfingstfeiertagen, an denen die meisten wegfuhr, war unsere Ernte an Schnitten so groß, daß wir sie nicht alle aufessen konnten. Da kam ich auf den Gedanken, den Rübenbrei von den Schnitten abzukratzen, die Schnitten auf einen Bindfaden aufzureihen und aus dem Fenster zu hängen, sodaß sie in der Sonne trockneten. Das fertige Produkt nannten wir Zwieback und gebrauchten es, wenn extra Schnitten knapp waren.

Als das Wetter im Mai wärmer wurde gingen wir täglich zum Schwimmen, anstatt Hockey zu spielen. Das gefiel mir sehr viel besser. Wir bekamen gründlichen Schwimmunterricht und was ich da gelernt habe, ist mir noch heute natürlich. Was mir aber ärgerlich war^{war} daß es nicht erlaubt war, Kirschen an der Straße zu pflücken und aufzuheben. Es wurde sehr aufgepaßt. Da entwickelten wir ein System da heranzukommen. Wir gingen barfuß. Einer ging voran und trat geschickt über eine gefallene Kirsche, sodaß er sie mit dem großen Zeh gegen die anderen Zehen

festhalten konnte und schleuderte sie nach hinten, wo sie der zweite auffing. So vermieden wir das verbotene Bücken, kamen allerdings mit viel Mühe zu einigen Früchten.

Dann kamen endlich die Sommerferien. Papa schickte uns Geld für die Fahrt nach Steingaden. Es war nicht übermäßig, aber genug für eine normale Eisenbahnfahrt. Endlich kam der Tag, an dem wir, jeder mit einem improvisierten Rucksack, aufbrachen. Die Fahrt nach Görlitz sparten wir uns und gingen zu Fuß, genossen die Landschaft und bückten uns unbehindert nach gefallenen Kirschen. Wir bummelten bis zum Abend und nahmen eine Fahrkarte 4ter Klasse nach Dresden. Papa hatte 3ter Klasse gerechnet, so sparten wir etwas Geld, für das wir Essen kaufen wollten. Wir fuhren über Chemnitz, Nürnberg und Augsburg.

Zwei oder drei Stationen vor Füssen stiegen wir nach Papas Vorschlag aus. Wie die Station hieß, weiß ich nicht mehr. Dort stiegen wir in eine gelbe Postkutsche mit Pferden und einem Postillion. Es war alles echt und wie wir es auf Bildern gesehen hatten. Die Fahrt durch grüne Landschaft und Hügel, in der Ferne die Alpen, war wunderschön. Wie wir einige Jahre später hörten, wurde diese Postkutsche später durch mehr moderne Verkehrsmittel ersetzt.

Die Eltern hatten sich natürlich Sorge gemacht, daß wir so lange unterwegs waren; wir hatten aber etwas von Deutschland kennengelernt. Nun folgten unvergeßliche Tage. Es gab in Bayern mehr und besser zu essen. Das Brot war nicht mit Ersatzmitteln gestreckt. Es gab Milch und Käse und alles schmeckte zuhause besser. Die Berge waren uns neu und wir hatten noch nie Kühe gesehen, die so lustig frei auf den Bergwiesen herumliefen. Annemarie hatte Bauern bei der Arbeit geholfen und war beliebt. So konnten wir mit ihr bei manchen Familien Besuche machen und wurden zum Abendbrot eingeladen. Papa arbeitete zu der Zeit an seinen Erinnerungen. Mama führte den Haushalt. Viel Zeit verbrachten wir mit Ausflügen in der Gegend; erst kurze und allmählich Touren für mehrere Tage. Alles selbst in der nächsten Umgebung, war uns neu. Annemarie kannte bereits Flora und Fauna. Wir gingen zu der Wies und

und machten ein Volksfest in Lauterbach mit, bei dem wir einige der lustigen bayrischen Bräuche kennenlernten. Wir stiegen auf einige niedrige Berge und lernten wie man in den Bergen wandert. Schließlich fühlten wir uns fertig für eine lange Tour. Diese wurde sehr bedeutend für unsere Familie.

Wir wanderten erst durch die schöne Gegend nach Füssen. Dort sahen wir uns recht gründlich die Stadt an. Annemarie hatte für alle kulturellen und künstlerischen Sachen Verständnis und Interesse und zog uns mit hinein. Wir besuchten die Königsschlösser und waren beeindruckt von der Pracht. Dann wanderten wir herüber in das Linderhof Tal und besuchten dieses Schloß. Es machte auf mich weniger Eindruck als Neu Schwanstein; da konnte man träumen von Rittern und Turnieren und hier gab es nur leeren Prunk. Dann wanderten wir das Tal herunter nach Oberammergau. Wir waren gleich vom Dorf begeistert. Wir spazierten entlang der Leine und sahen einen Schnitzer vor seinem Haus bei der Arbeit. Er arbeitete an einem Dutzend Christuskörpern und seine kleine Tochter hatte einen in ein Tuch gewickelt und spielte mit ihm wie mit einer Puppe. Dieser Schnitzer machte Annemarie auf die Schnitzschule aufmerksam, wo sie dann Erkundigungen einholte. Sie war von allem sehr beeindruckt. Noch ahnten wir aber nicht, daß Oberammergau unser späterer Wohnsitz werden sollte. Danach wanderten wir über Unterammergau nach Kohlgrub und schließlich zurück nach Steingaden. Es ist zu verstehen, daß die Eltern Sorge um uns hatten, als wir so lange ausblieben.

Diese schönen Ferien gingen viel zu schnell zu Ende. Papa besorgte unsere Fahrkarten nach Niessky. Wir sollten nicht wieder bummeln und etwa zu spät zur Schule kommen. Uns war sowieso nicht nach Bummeln zumute. Viel zu schnell waren wir wieder in der unwiderruflichen Routine. Stärker denn je lehnte ich mich dagegen auf. Es war wirklich sinnlos, daß in dem großen Garten, der zur Schule gehörte, Äpfel und Birnen in Massen zur Erde fielen und keine Arbeitskraft vorhanden war, sie aufzulesen. Und wir hungerten. Ich fand einen Stubengenossen, der der gleichen Meinung war und auf den ich mich verlassen konnte. Wir machten aus, daß wir um fünf Uhr am Morgen zusammen auf die Toilette gingen. Dort war ein schmales Fenster, aus dem ich über einen nicht zu breiten Gang auf das Dach des Nebengebäudes springen konnte, dann an der

Regenrinne herunter in den Garten. Im Garten zog ich dann mein Nachthemd aus, band die Ärmel zusammen und füllte den so entstandenen Sack mit Fallobst. Diesen schleppte ich zur Treppe am Hauseingang, unter der ein gutes Versteck war. Dann ging ich wieder die Regenrinne hoch auf das Dach des zweistöckigen Hauses und dann kam das Gefährliche. Ich mußte über den Gang zwischen den Häusern in das schmale Fenster im dritten Stock springen. Dazu brauchte ich den verlässlichen Freund, der meine Arme festhielt und mir half, hereinzukommen. In der Pause, als wir Schnitten bekamen, verteilte ich meine Beute und Bernhard bekam seinen Teil am Nachmittag. Ich bin nur einmal von einem Bediensteten der Schule gefaßt worden und der hat mich nicht angezeigt. Wahrscheinlich sah es so komisch aus einen spliternackten Jungen mit einem Sack Äpfel zu sehen, daß er ein Einsehen für unsere Lage hatte.

Mit diesem ungesetzlichen Verfahren kam ich ungestraft durch. Mit einer Sache, die mir völlig gesetzlich und vernünftig erschien, kam ich in Schwierigkeiten. Anfang November hatten wir einen ungewöhnlichen Schneefall mit stürmischem Wind. Das Laub von den Bäumen war noch nicht gefallen. Unter der Schneelast brachen große Äste ab und in dem Park, der zur Schule gehörte, sah es wild aus. So machte ich mich zur Spazierzeit daran aufzuräumen und so viel ich konnte, Holz für unseren Stubenofen zu machen. Am Abend heizten wir dann unsere Stube und wurden von den andern beneidet, die im Kalten saßen. Am nächsten Tag hatte ich die meisten meiner Stube als Helfer und wir machten Brennholz auf Vorrat. Am dritten Tag wollte die ganze Schule mitmachen und ich organisierte die Arbeit. Das wurde der Schulverwaltung zu viel. Es wurde uns verboten. Aber außerdem schrieb der Direktor an Papa, ohne mir irgendetwas zu sagen, daß ich die Jugend verführe und es besser wäre, uns in eine andere Schule zu schicken. Natürlich erwarteten die Eltern das Schlimmste und schrieben verzweifelte Briefe an mich. Als es aber klar wurde, worum es sich handelte, vereinbarte Papa mit den Ermels, daß wir wieder nach Königsberg zu ihnen kommen sollten, sobald das Wintersemester anfang.

Wir waren froh, daß wir Niessky verlassen sollten. Da geschahen einige Ereignisse, an die ich gerne zurückdenke. Das eine war ein Ausflug zu einer Maschinenfabrik, wo ich zum ersten Mal große Drehbänke und andere Werkzeugmaschinen in Betrieb sah. Das zweite war die Adventszeit; da lernten wir Herrenhuter Adventssterne zu machen und es sah lustig aus, wie über jedem Pult solch ein Stern hing. das größte Ereignis dieser Zeit war aber die Rückkehr des ersten Missionars nach dem Krieg. Es kam mir wie ein Wunder vor, wie übernacht die bisherige legalistische Formalität sich in sinnvolles und anregendes Leben verwandelte. Singen und Predigt in der Kirche nahmen einen geistlich durchtränkten Charakter an. Die gleichgültige Haltung ändern gegenüber verwandelte sich zu etwas, das man brüderliche Liebe nennen könnte. Die Morgenandacht bezog sich auf die Missionsarbeit in Grönland und war höchst interessant. Sogar das Verhältnis zu den Lehrern nahm einen ^{anderen} Charakter an. Es war für mich ein Erlebnis, das an das erste Pfingsten erinnerte und mich stets daran erinnert, wie sich alles über Nacht ändern kann, wenn der Geist Legalität und Formalität ersetzt.

Weihnachten 1919 bis Weihnachten 1920

Der Abschied von Niessky wurde uns nicht schwer. Mein Gewissen war nicht belastet, obgleich ich von der Schule herausgeschmissen worden war. Wir freuten uns, wieder zu Ermels zu kommen. Unser Reisegeld war spärlich und doch wollten wir Geld für uns übrig haben, wenn wir in Königsberg ankamen. Außerdem wollten wir etwas von Deutschland sehen. So beschlossen wir zu wandern. Das Wetter war allerdings nicht schön, aber wir gingen doch. Erst ging es nach Bunzlau. Der Name war uns bekannt, denn Mama hatte einige Bunzlauer Tonschüsseln, die sie sehr schätzte. Wir sahen wenig von dieser Spezialität der Stadt. Dann kamen wir an die Oder bei kaltem Regen und Nebel und wanderten auf einer Straße, die am Fluß entlangführte. Am Weihnachtsabend waren wir in Frankfurt und schliefen unter einer Brücke. Von der Stadt haben wir nichts gesehen; es war zu neblig. Dann gingen wir weiter nach Küstrin. Dort fing der polnische Korridor an und

wir konnten nicht weiter wandern, waren auch froh in den warmen Eisenbahnwagen zu kommen und auszutrocknen, auszuschlafen und unseren Vorrat an Zwieback zu verzehren. Was Ermels von uns dachten, als wir endlich in Königsberg eintrafen, das weiß ich nicht - aber da waren wir !

Es folgt für uns eine schöne Zeit, die nur von Schwierigkeiten mit dem Lernen in der Schule getrübt war. Bei Ermels waren wir bald in der gewohnten Routine. Wir unternahmen viele Wanderungen. Bald kannten wir die nähere Umgebung. Wir spielten in der alten Festung Quenzlau. Da gab es Bunker und die Fundamente, auf denen die Kanonen gestanden hatten. Die Festung stand auf einer Erhöhung, von der man weit ins Land schauen und auch schön herumklettern konnte. Wir gingen bis ans Frische Haff, wo man vom Kiefernwald aus die Pregelmündung sah, wo die Schiffe für den Königsberger Hafen ein und ausfahren. Sonntags blieben wir den ganzen Tag weg und gingen in den Großbraumer Forst, der halbwegs auf der Strecke nach Seebad Kranz lag. Zuweilen gingen wir bis auf die andere Seite des großen Waldes bis zur Samlandbahn. Wir sahen Hasen und Hirsche und studierten die verschiedenen Blumen. Als dann Ostern kam, machten wir während der Feiertage eine Tour nach Pillau am Tief der Frischen Nehrung und besuchten die Bernstein Bergwerke. Am besten ist mir aber der Ausflug zu Pfingsten in Erinnerung.

Wir fuhren mit der Kranzer Bahn nach Kranz. Es war der früheste Zug. So kamen wir kurz nach Sonnenaufgang ans Meer. Wir wanderten dann am Strand entlang zu den Gütern von Batotsky, die bekannt waren wegen der Elche in ihren Wäldern und Mooren. Ich weiß nicht, ob wir wirklich einen Elch gesehen haben oder nur seine Spuren. Dann ging es heraus auf die Kurische Nehrung mit dem Haff ^{auf einer Seite} und der Ostsee auf der anderen - oft nur einen Kilometer voneinander getrennt. Meist gingen wir an der Seeküste entlang, wo man unter dem Seetang Bernstein fand. Aber oft war es ^{auch} verlockend, die hohen Sanddünen hinaufzuklettern und dann auf der Haffseite die eigenartigen Fischerboote, die man nur auf den beiden Haffs findet, zu beobachten. Wir kamen nach Rositten, das bekannt ist für seine Vogelwarte. Viele Zugvögel nehmen ihren Weg nach Norden entlang der Nehrung. Es ist

ein idealer Platz, die Vögel zu beobachten und zu registrieren. Später wurde Rositten bekannt als Zentrum für Segelfliegen. Dann ging es weiter nach Nidden. Die Ermels hatten dort ihre Sommerferien verbracht und Wolfgang kannte sich dort aus. Wir übernachteten bei den Leuten, bei denen Ermels gewohnt hatten. Während die Rosittener sich ganz Deutsch fühlten, nannten die Leute in Nidden sich Kuren. Bernhard und ich merkten, daß die Sprache dem Lettischen sehr ähnlich war. So versuchten wir unser bißchen Lettisch an ihnen, was dazu führte, daß wir zum Abendbrot eingeladen wurden. Es gab geräucherten Aal, so viel wir wollten, und wir wollten viel! Später sagte mir Wolfgang, daß es gut war, daß sie uns Fisch anboten, denn ihr Schweinefleisch schmeckte nach Fisch, da die Schweine nur Fisch zu fressen bekamen. Wir verbrachten einen schönen Tag in Nidden und wurden mit der Fischerei am Häff bekannt. Dann nahm es einen ganzen Tag, um wieder heim zu kommen. Wir fanden genug Bernstein, um unsere Bahnfahrt zu bezahlen. Die Mädchen durften nicht mit uns gehen und beneideten uns um diesen Ausflug.

Papa konnte uns kein Geld geben, um mit der Straßenbahn die vier bis fünf Kilometer zur Schule zu fahren. Er hielt es auch für gesund, täglich zu Fuß zu gehen. Es war aber etwas unbequem, Bücher und Frühstück mitzuschleppen. Wolfgang fuhr aber mit der Straßenbahn mit all den andern Jungen aus der Gegend. So vereinbarten wir, daß ^{wir} unser Gepäck auf den Stufen des Wagens auf der entgegengesetzten Seite vom Eingang stellen würden und er würde darauf aufpassen. So zogen wir Schuhe und Strümpfe aus und stellten sie mit den Büchern auf die Stufen. Dann liefen wir mit der Straßenbahn mit und wenn sie einen Umweg machte, so liefen wir auf kürzeren Wegen. Gewöhnlich kamen wir viel frühzeitiger bei der Schule an als die Straßenbahn. Dann holten wir unsere Sachen ab und gingen in unsere Klassen. Bald war es für die Passagiere ein tägliches Erlebnis, uns laufen zu sehen. Anfangs machten sie Wetten, ob wir es schaffen würden, aber da wir immer siegten, lohnte sich so etwas nicht. Auch in der Schule war es bekannt. Da schlug Tolkemit mir vor, dem Sportverein beizutreten. Wir wurden beide aufgenommen. Nun sollte ein großer 10 Kilometer Langlauf stattfinden und Berhard sollte mitmachen. Die Zeit war zu kurz, so hatte er keine Gelegenheit, Start und Spurt zu trainieren. Nicht

einmal die Strecke wurde ihm gezeigt. So kam dieses Ereignis, ehe er richtig dafür vorbereitet war. Dieser Langstreckenlauf war eine große Sache für ganz Ostpreußen, zu der viele Zuschauer kamen. Sie drängten sich um die Gegend, wo der Start war. So fand ich erst einen Platz in Entfernung davon und konnte nicht sehen, wie sie losliefen. Es waren an die 40 Läufer, die teilnahmen. Als sie an der Stelle vorbeikamen, wo ich stand, waren sie noch dicht zusammen. Ab und zu rief jemand aus der Menge "da ist er". Aber dann kam viel Rufen und Lachen, als der Letzte kam. Da lief Bernhard. Die Leute riefen: "Sieh mal den Kleinen! Der will wohl mitlaufen. Nicht einmal Schuhe hat er an!" Als aber die ^{Zeit} kam, daß sie wieder zurückkamen, sah man einen großen Langbeinigen ans Ziel kommen und es wurde geklatscht. Gleich dahinter kam aber ein anderer, den man nicht hatte sehen können und die Menge wurde wild mit Klatschen und Lachen. "Da kommt der Kleine!" "Der hat es geschafft!" Als ich Bernhard half, sich abzureiben, sagte er mir, er hätte es als Erster geschafft, hatte sich aber an einer Verzweigung verlaufen und mußte dem Langbeinigen folgen und beim Endspurt konnte er nicht mit.

Und nun war es Zeit für die Sommerferien. Ermels planten, wieder nach Nidden zu gehen. Durch den polnischen Korridor konnten wir nicht mehr länger fahren, denn die Polen ließen keine Staatenlosen durch. Die Eltern mußten Steingaden verlassen, da Verwandte des Besitzers, die aus Südafrika vertrieben waren, die Wohnung erhalten sollten. Die Eltern lebten nun in Oberammergau in der Villa Krach und Annemarie besuchte die Schnitzschule - das Resultat unserer langen Tour vom vorigen Jahr. Es gelang Oberlandgerichtsrat Ermel für uns eine Fahrt auf einem Frachtdampfer zu buchen. So fuhren wir beide mit noch immer improvisierten Rucksäcken los. Es war ein kleines Schiff. Unser Interesse war gefesselt, solange wir an der uns bekannten Küste den Pregel herunter ins Haff und dann quer über das Haff nach Pillau und dann in die offene Ostsee fuhren. Natürlich war mein Interesse der Maschinenraum, doch war mir nur wenig erlaubt zu sehen. Bernhard dagegen schloß Freundschaft mit dem Koch und half mit beim Kartoffeln schälen. So erhielten wir etwas zu essen und sparten unseren eigenen Proviant. Wir verbrachten die Nacht im Salon auf dem Sofa und erwachten erst, als wir an Swinemünde vorbei nach

Stettin hereinführen. In unserer gewohnten Weise erforschten wir die Sehenswürdigkeiten Stettins. Dann ging es durch die Nacht nach Berlin. Trotz der Wichtigkeit dieser Stadt imponierte sie uns nicht. Dann nahmen wir einen Zug der uns frühmorgens nach München brachte. Wir waren aber zu müde., die Stadt zu genießen und waren froh, zum Zug nach Murnau zu kommen. Der Starnberger See gefiel uns; doch dann schliefen wir immer wieder ein und rutschten von der Bank auf den Boden, was den Mitreisenden viel Vergnügen machte. Zum Glück vergaßen wir nicht das Umsteigen in Murnau und kamen sehr müde in Vila Krach an.

Herrman war nach Auflösung der Landeswehr nach Oberammergau gekommen und wir trafen ihn dort, ehe er nach Danzig fuhr, wo er hoffte mit Hilfe von Oberst von Hohendorf eine passende Beschäftigung zu finden. Annemarie war glücklich in der Schnitzschule und die Eltern hatten einen geselligen Kreis mit Frau Ruederer gefunden. Wir beiden waren nicht mit Schulaufgaben belastet. Zwar hatten wir es nötig, doch niemand zwang uns dazu. So genossen wir unsere Tage. Gleich zu Anfang stiegen wir auf den Kofel, durchstreiften die Gegend um den Laber und gingen hinauf nach Ettal. Der einzige Zwang, der uns auferlegt wurde, war uns fein zu machen und zum Kaffee zu Ruederers zu gehen. Mit Annemarie unternahmen wir Touren. Wir stiegen von Linderhof auf die Berge und kamen bei Unterammergau wieder herunter. Gegen Ende der Ferien machten wir eine Tour von mehreren Tagen an den Plansee. Dieses war unsere erste Erfahrung in Tirol und die erste Bekanntschaft mit Tiroler Wein. Wieder gingen die Ferien viel zu schnell zu Ende.

Auf dem Rückweg konnten wir nicht bummeln. Wir fuhren direkt durch nach Swinemünde. Wir kamen aber einen Tag früher an als das Schiff abfuhr. Nun sind um Swinemünde ausgedehnte Wälder und Heidelbeeren gab es dort eine Menge. So besorgten wir uns Blechgefäße, sammelten Blaubeeren, aßen welche mit unserem Brot, aber behielten einen guten Vorrat für die Schifffahrt. Als wir dann aufs Schiff kamen, waren unsere Beeren sehr begehrt und wir tauschten sie für Mahlzeiten ein.

So kamen wir bei den Ermels an. Nun wurde für mich vieles geändert. Da ich im Gymnasium mit Griechisch Schwierigkeiten hatte und für Mathematik, Physik und Chemie mehr Interesse zeigte als für Literatur und Geschichte, hatte Herr Ermel Papa vorgeschlagen, mich zum Realgymnasium gehen zu lassen. Mir paßte dies sehr gut, nur mußte ich ein ganzes Jahr Englisch nachholen. Das machte aber ^{mir} keine Sorge. Ich rechnete damit, daß man im Abitur in einem Fach durchfallen durfte und ich beschloß sogleich, daß dies Englisch sein sollte, "da ich diese Sprache ja doch nie nötig haben würde". Anstatt Französisch konnte ich Russisch nehmen. Der russische Unterricht wurde von Fürst Lieven gegeben. Er examinierte mich und fand, daß ich mehr Russisch konnte als für das Abitur nötig war und er gab mir russische Bücher und einmal im Monat brachte ich ihm einen Aufsatz in seine Wohnung. So war das sehr bequem für mich.

Oberlandgerichtsrat Ermel meldete mich auch zum Konfirmandenunterricht bei Pastor Richter (ein sehr populärer Prediger in Königsberg) an. Nun war ich aber bereits 18 Jahre alt und alle anderen Konfirmanden waren 13 und 14. So fühlte ich mich in der Klasse nicht wohl. Ob es für Bernhard Änderungen in der Schule gab, weiß ich nicht. Mich aber hielt die Schule sehr beschäftigt.

Im übrigen lebten wir bei den Ermels wie vorher. Es war wieder eine schöne Zeit bis zum Ende des Semesters. Kurz vor Weihnachten kam auch das Ende unserer Zeit bei Ermels. Es ist aber erklärlich, daß, da ich in eine andere Schule ging, meine Anwesenheit weniger für Wolfgang bedeutete. Oder wurde es den Ermels zu viel? Oder kamen wir in das Alter, wo Eltern ^{sich} mit heranwachsenden Töchtern Sorge machen. Papa bestimmte, daß Bernhard nach Günzburg ins Gymnasium kam. Ich fand Unterkunft im Flüchtlingslager. Bernhard und mir wurde die Trennung schwer. Wie oft wir uns in den Ferien wiedergesehen haben, weiß ich nicht mehr. Das letzte Mal sah ich Bernhard im März 1927, als ich mit Maria als Verlobte in Oberammergau war, kurz ehe ich nach Amerika fuhr.

Die grauen Ungeheuer (Nachtigal)

Anna war lange nicht in Riga geblieben. Ihr Vorrat an Knabenhosenstoffen war ausgegangen. Denni hatte seine letzte und beste Hose an. Da es Winter war und er sich etwas langweilte, ersann er sich eine Rutschbahn, die aber auf dem Hosenboden gemacht wurde. Beim Bau und während der Rutschens erhielten die armen Hosen große Risse. Annamarte überall weiß durch: Wie Mama das entdeckte, war sie sehr böse und zur Strafe sollte Berni ins Bett, da Knuts Hosen ihm auch nicht paßten. Nun war Berni sehr traurig und weulend schob er in sein Zimmer.

6. KAPITEL

VIER GESCHICHTEN VON BERNHARD

ERZÄHLT VON

ANNEMARIE VON HOYNINGEN - HUENE

In einem von Mamas Schränken fand ich ein Stück graues Stoff, der zu einer Hose reichte. Aber ich hatte noch nie eine Hose genäht. Nahn Denni in mein Bett und mit viel Anprobieren und Lachen hatte ich bis zum Abend eine Hose fertig. Die sollte Berni am nächsten Morgen anziehen. Wie er am nächsten Tag Mams'guten Morgen'sagen will, ruft Mama voller Entsetzen aus: "Berni, von wo hast Du diese grauen Ungeheuer?" Nun erzählte Berni alles voller Stolz, meinte es seien seine schönsten Hosen, denn die brauchte er nicht zu schonen. Ich aber mußte berichten, woher ich den Stoff genommen hatte. Es stellte sich heraus, daß es das Futter für eine Schlitzendecke war. Nachdem Mama in Riga war und blauen Hosenstoff gebracht hatte, die von einer guten Schneiderin schon genäht waren, sollte Bernhard sich von seinem grauen Ungeheuer trennen. Das gab viel Tränen und Schelte. Bis Mama soweit nachgab, daß er sie tragen durfte, wenn kein Besuch war. Damit waren beide Parteien zufrieden. In Mamas Entsetzen hielten die grauen Ungeheuer sehr lange vor.

Berni, der Affenschwanz

Berni war ein sehr witziger kleiner Kerl und liebte es, viel Spaß zu machen. Wenn er mal seine Witze machte, wurde darüber gelacht und Annemarie liebte es sehr, ihn zu sehen. "ach Du kleiner Affenschwanz", bald wurde es ihn auch von allen Ge-

So können wir bei den Ernests an. Nun wurde für mich vieles ge-
 ändert. Da ich im Gymnasium mit Griechisch Schwierigkeiten
 hatte und für Mathematik, Physik und Chemie mehr Interesse
 zeigte als für Literatur und Geschichte, hatte Herr Ernest
 Papa vorgeschlagen, mich zum Realgymnasium gehen zu lassen. Das
 paßte mir sehr gut, nur mußte ich ein ganzes Jahr Englisch
 nachholen. Das machte aber keine Sorge. Ich rechnete damit, daß
 man im Abitur in einem Fach durchfallen dürfte und ich be-
 schloß sogleich, daß dies Englisch sein sollte. Da ich diese
 Sprache ja doch nie nötig haben würde. Anstatt französisch
 konnte ich russisch lernen. VORBEREITUNG VON BERNHARD
 Fürst Lieven gegeben. Er examinierte mich und fand, daß ich mehr
 russisch konnte als für die Abitur nötig war und er gab mir
 russische Bücher den einen im Monat brachte ich ihm einen
 Aufsatz in seine Wohnung. So war das sehr bequem für mich.
 OBERLEHRER VON HOYNINGER - HUEBE
 Oberlehrer Ernest meldete sich auch zum Konfirmanden-
 unterricht bei Pastor Richter (ein sehr populärer Prediger in
 Künigsberg). Nun war ich aber bereits 13 Jahre alt und alle
 anderen Konfirmanden waren 11 und 14. So führte ich mich in
 der Klasse nicht wohl. Ob es für Bernhard Änderungen in der
 Schule gab, weiß ich nicht. Mich aber hielt die Schule sehr be-
 schäftigt.

Im Vorjahr lachten wir bei den Ernests wie vorher. Es war wieder
 eine schöne Zeit bis zur Ende des Semesters. Kurz vor Weihnach-
 ten kam auch das Ende unserer Zeit bei Ernests. Es ist aber er-
 klärllich, daß ich in eine andere Schule ging. Meine Anwesen-
 heit weniger für Wolfgang bedeutete, oder wurde es den Ernests
 zu viel. Oder kamen wir in das Alter, wo Eltern mit heran-
 wachsenden Töchtern Sorge machen. Papa bestimmte, daß Bernhard
 nach Günzburg ins Gymnasium kam. Ich fand Unterkunft in Flöß-
 lingslager. Bernhard und mir wurde die Trennung schwer. Wie oft
 wir uns in der Ferne abgesprochen haben, weiß ich nicht mehr.
 Das letzte Mal sah ich Bernhard im März 1927, als ich mit Maria
 die Verlobte in Gumbinnen war. Kurz vor dem Ausbruch des
 Krieges.

Die grauen Ungeheuer (Nachtigal)

Anna war lange nicht in Riga gewesen. Ihr Vorrat an Knabenhosenstoffen war ausgegangen. Benni hatte seine letzte und beste Hose an. Da es Winter war und er sich etwas langweilte ersann er sich eine Rutschbahn, die aber auf dem Hosenboden gemacht wurde. Beim Bau und während des Rutschens erhielten die armen Hosen große Risse und es schimmerte überall weiß durch. Wie Mama das entdeckte, war sie sehr böse und zur Strafe sollte Berni ins Bett, da Rudis Hosen ihm auch nicht paßten. Nun war Bernis Kummer sehr groß, und heulend schob er in sein Zimmer. Der arme Junge tat mir sehr leid, ging zu ihm hin und wollte ihn trösten. Versprach ihm, wenn er es keinem sagt, nach einem Stück Stoff zu suchen und ihm eine Hose zu machen. Gab ihm Spielsachen ins Bett und der Junge war wieder kreuzfidel und ganz getröstet. In einem von Mamas Schränken fand ich ein Stück grauen Stoff, der zu einer Hose reichte. Aber ich hatte noch nie eine Hose genäht. Nahm Benni in mein Bett und mit viel Anprobieren und Lachen hatte ich bis zum Abend eine Hose fertig. Die sollte Berni am nächsten Morgen anziehen. Wie er am nächsten Tag Mama'guten Morgen'sagen will, ruft Mama voller Entsetzen aus: "Berni, von wo hast Du diese grauen Ungeheuer?" Nun erzählte Berni alles voller Stolz, meinte es seien seine schönsten Hosen, denn die brauchte er nicht zu schonen. Ich aber mußte beichten, woher ich den Stoff genommen hatte. Es stellte sich heraus, daß es das Futter für eine Schlittendecke war. Nachdem Mama in Riga war und blauen Hosenstoff gebracht hatte, die von einer guten Schneiderin schon genäht waren, sollte Bernhard sich von seinem grauen Ungeheuer trennen. Das gab viel Tränen und Schelte. Bis Mama soweit nachgab, daß er sie tragen durfte, wenn kein Besuch war. Damit waren beide Parteien zufrieden. Zu Mamas Entsetzen hielten die grauen Ungeheuer sehr lange vor.

Berni, Du Affenschwanz

Berni war ein sehr witziger kleiner Kerl und liebte es, viel Spaß zu machen. Wenn er mal seine Witze machte, wurde darüber gelacht und Annemarie liebte es sehr, ihm zu sagen, "ach Du kleiner Affenschwanz"; bald wurde es ihm auch von allen Ge -

schwistern gesagt. Berni ließ sich nichts anmerken, daß dieser Ausdruck ihn sehr beschäftigte. Annemarie mußte Besorgungen machen, bekam Berni und den Diener Alexander mit, der die Besorgungen tragen sollte. Nun gingen sie alle drei los. Berni an Annemaries Hand und hinter ihnen Alexander mit dem Korb. In der Hauptstraße Rigas, die sehr belebt war, blieb Berni plötzlich stehen und rief mit lauter Stimme: "Nun weiß ich, was ein Affenschwanz ist! Annemarie ist der Affe und Alexander ist der Schwanz!" Die Vorübergehenden lachten sehr über diesen Witz. Die arme Annemarie kam recht ärgerlich nachhause.

Berni, der sich einen Beruf wählen sollte

Bernis Abscheu waren Kleider, je weniger er anhatte, umso schöner.. Im Sommer, wenn er Hemd und Hose anhatte, war es ihm schon zu viel. Wenn es dennoch von ihm verlangt wurde, so kroch er auf einen Baum und warf von dort oben seine Kleidungsstücke herunter zum großen Ärger seiner russischen Wärterin. Eines Tages wurde er von seinen Geschwistern gefragt, was willst Du mal werden, du bist ja immer so faul. "Ja," sagte Berni, "Ich will das werden, wo man immer nackt herumlaufen kann. Das ist das Allerschönste!"

Berni und Golubuschka (Wenden)

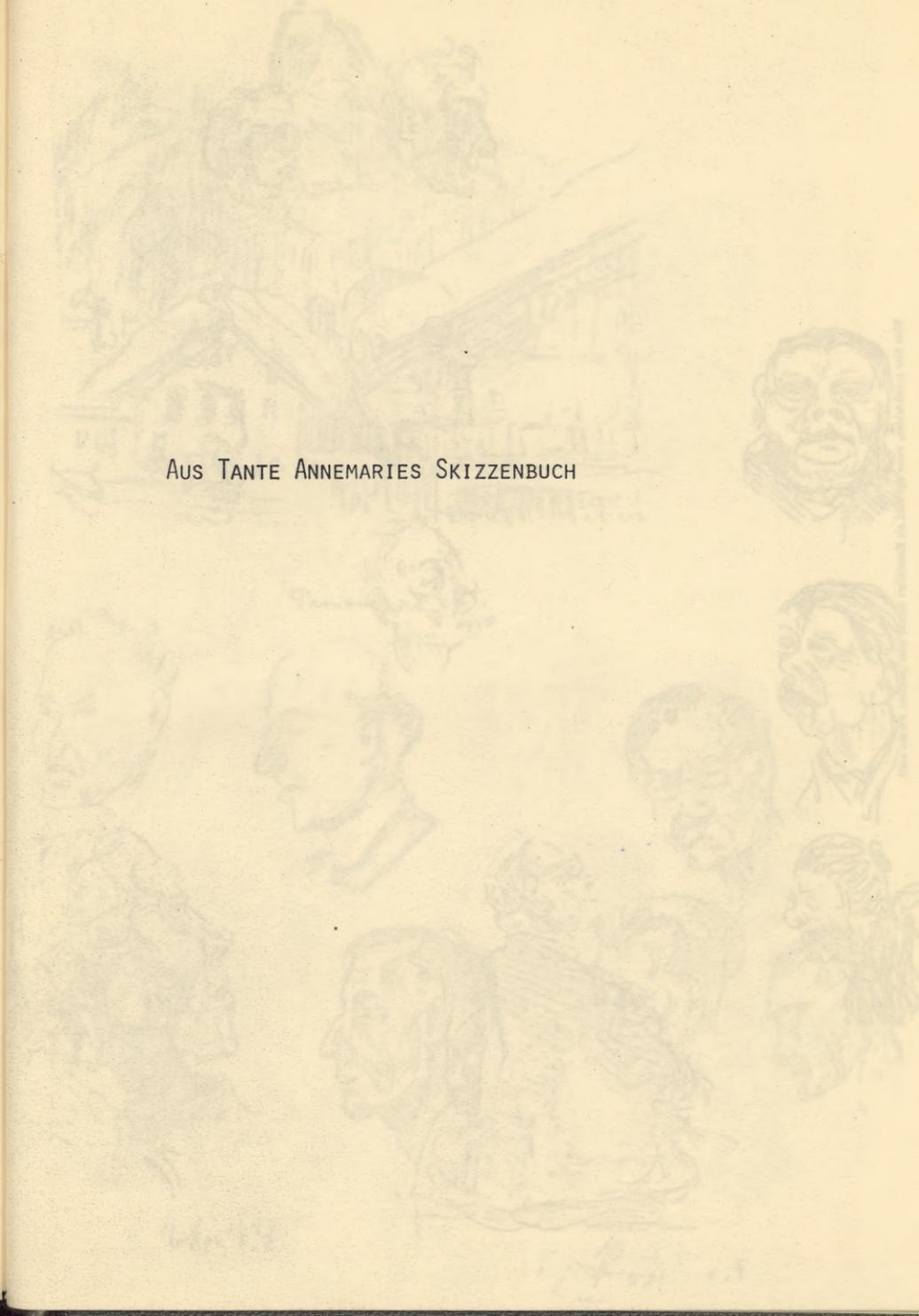
Als Papa Golubuschka übernahm, hatte er Onkel Barthold versprochen, daß er dafür sorgen würde, daß das Pferdchen nie in schlechte Hände kommen würde. Wie nun der Kriegsschauplatz sich immer mehr Nachtigal näherte, empfanden es die Eltern für richtiger, wenn wir nach Wenden zogen. Nun wurde in Wenden eine Wohnung gemietet. Wir zogen nun mit Sack und Pack hinein. Zu dieser Wohnung gehörte ein großer Holzschuppen. Der wurde in zwei Teile geteilt, ein Teil blieb Holzstall, der andere wurde zu einem primitiven Stall ausgebaut. Papa meinte, in Kriegszeiten ist leicht Hungersnot, ließ aus dem nicht weitgelegenen Nachtigal eine frischmilchende Kuh kommen; dabei fiel ihm sein Versprechen mit Golubuschka ein und fürchtete, wenn russische Soldaten nach Nachtigal kommen, Golubuschka könnte dann leicht gestohlen werden. So ließ er

sie mit der Kuh kommen. Berni war selig. Er hatte sie zu füttern und zu striegeln. Er war auch derjenige, der immer auf ihr ritt. Eines Tages ritt er wieder aus und wollte über den Marktplatz. Da hatte sich ein Regiment Kosaken aufgestellt mit Musik. Berni wollte sich dieses Schauspiel nicht entgehen lassen, zügelte sein Pferdchen und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Bald danach fing die Musik an und der General erschien. Aber auch Golubuschka hatte die Musik gehört, hob ihr Köpfchen und fing an, im Paradeschritt zu gehen und ehe Berni sich versah, war er an der Seite des Generals und Golubuschka nahm ganz richtig im Takte der Musik die Parade ab. Es ließ sich durch Bernis Zügelzerren und Schlagen nicht abhalten. Als das Signal des Abmarsches kam, stellte sich Golubuschka an die Spitze des Regiments, vorne die Musik und hinterher Golubuschka mit Berni. So zogen sie aus Wenden heraus. Dem armen Berni wurde es sehr unheimlich und fing jämmerlich an zu weinen. Denn alle seine Bemühungen, Golubuschka nachhause zu bekommen, scheiterten. Das merkte der General, der wie es scheint, ein sehr wohlwollender Herr war. Er fragte Berni, wer er wäre. Da erzählte ihm Berni alles und sagte ihm auch, daß Golubuschka das gewesene Pferd des Thronfolgers sei, daß es jetzt nicht nachhause wollte trotz aller Bemühungen. Da erbarmte sich der General des armen Jungen, ließ zwei Soldaten kommen, die brachten Berni und die sich sträubende Golubuschka nachhause. Nachdem Berni sich von dem großen Schreck erholt hatte, war er sehr stolz auf sein Abenteuer.

Ereignisse

- 1905 Herbst - Flucht von Lelle nach Reval
- 1906 20. Juni - Bernhard in Reval geboren
- 1906 Im Winter wahrscheinlich Umzug nach Riga
- 1909 Herbst - Girgensonscher Kreis - R. 1 1/2 Jahre, B. 3 Jahre
- 1909 Ankauf von Nachtigal, Rotarmisten, Ermordung von Indrick
- 1910 Sommerferien im Knechtshaus in Nachtigal
- 1910 Waltersche Pension, Progymnasium Wenden
- 1911 Sommerferien im Hühnerhaus in Nachtigal
- 1911 Herbst - Waltersche Pension
- 1912 Sommerferien im neuen Haus in Nachtigal
- 1912 Herbst - Bernhard fängt Schule an mit Schwanfeld als Hauslehrerin
- 1913 Herbst - ich in Wenden bei Walters, Karl in Reval
- 1914 Frühling - Karl, Bernhard und ich in Jürgensburg ?
- 1914 Sommer - Kriegsausbruch
- 1914 Herbst - bei Walters in Wenden - 12 Pensionäre
- 1915 Herbst - Flucht nach Wenden - Ruhr, Karls Tod 15. Oktober
- 1916/17 Wenden, Trautman
- 1918 Deutsche Besetzung im Februar, Nachtigal bis Ostern
- 1918 Nach Ostern - Reval, Pfingsten in Lelle
- 1918 Sommer in Nachtigal, Herbst in Reval
- 1918 Dezember - Flucht nach Deutschland. Pension in Königsberg
- 1919 Januar - Hermann nimmt Abschied und geht zur Landeswehr. Kaiser Wilhelmsgymnasium. Eltern mit Annemarie nach Steingaden. Bernhard und ich bei Ermels
- 1919 Ostern Nießky
- 1919 Sommerferien in Steingaden - Herbst - Nießky
Weihnachten zu Ermels in Königsberg
- 1920 Winter und Frühling bei Ermels - Kaiser Wilhelmsgymnasium
Sommerferien in Oberammergau - Haus in der Bahnhofsstr.
- 1920 Bernhard nach Günzburg
- 1921 Bernhard nach Günzburg und ich ins Flüchtlingslager
Ostern oder Pfingsten - Konfirmation, Schugsten
Weihnachten - Oberammergau
- 1923 Abitur, Waggonfabrik, Technische Hochschule, Fraternitas
Dorpatensis, Motorenwerke
- 1924 Sommerferien - Eisenbahn -- Frühling - Oberammergau
- 1925 Ostern - Maria in Schugsten. Pfingsten mit Grautner in
Schugsten, Tiegenhof.
- 1926 Sommer in Ziegenau. Herbst - Danzig. Weihnachten - Königsberg

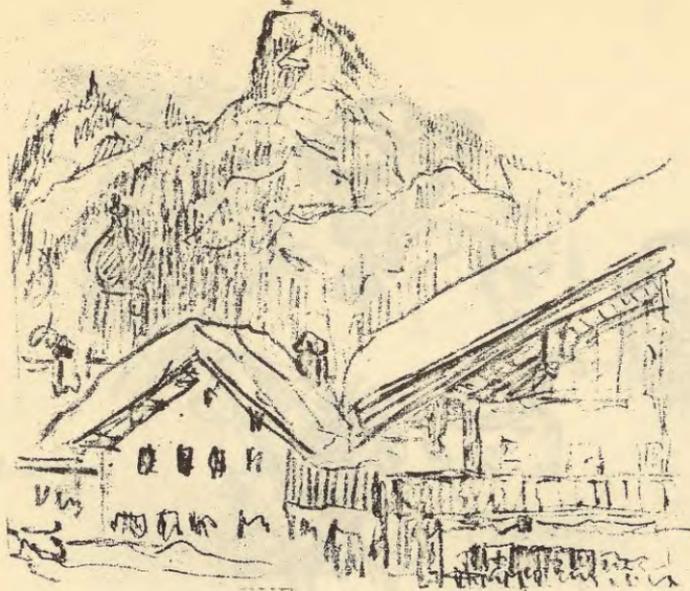
AUS TANTE ANNEMARIES SKIZZENBUCH





7.0. 1940

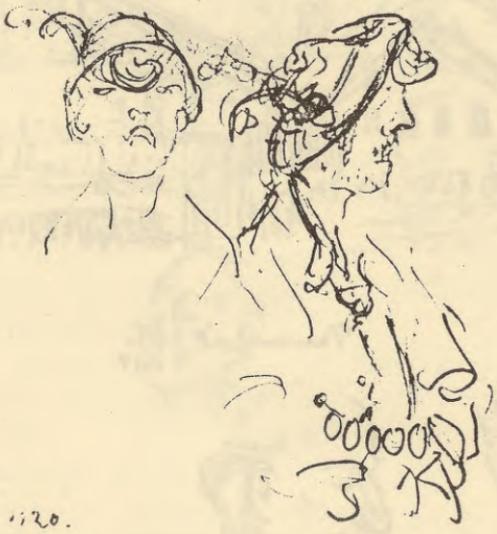
5.6. 1940



Pamirskij 1891
1940



11.6. 1940



1.120.



2.6.10

4.6.40



2.6.50



1.6.50

24.5.50



24.6.51

22.5.50



5.6.50



24.5.50



24.5.50



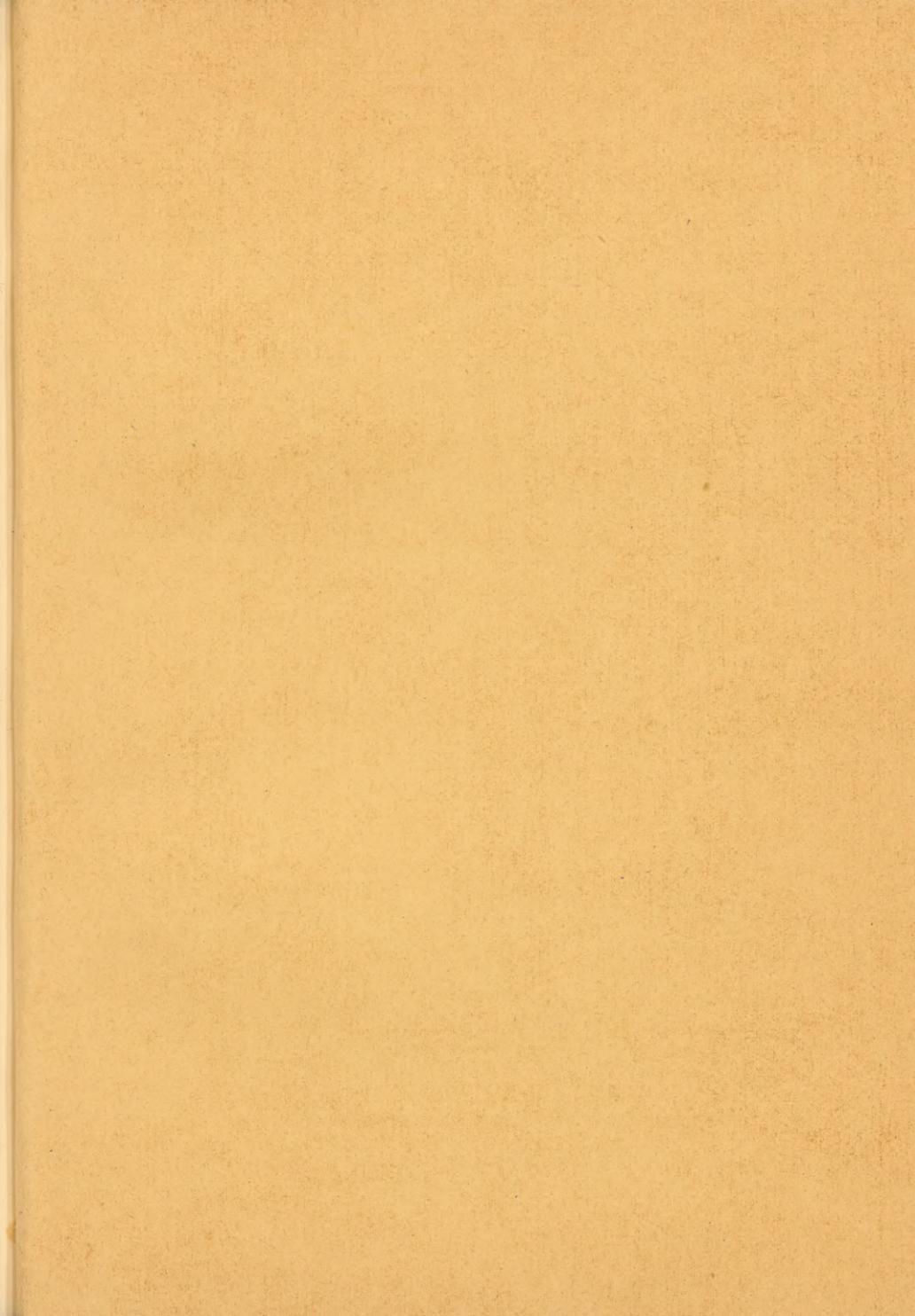
22-11-19



22-11-19

22-11-19





b1

803, 2801

Offsetdruck Böttger
Dissertationen & Reprints
Salzweg 18
3 Hannover-Badenstedt (91)
Tel. (0511) 49 22 22



LATVIJAS NACIONĀLĀ BIBLIOTĒKA



0309081636